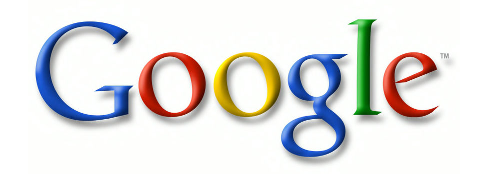


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

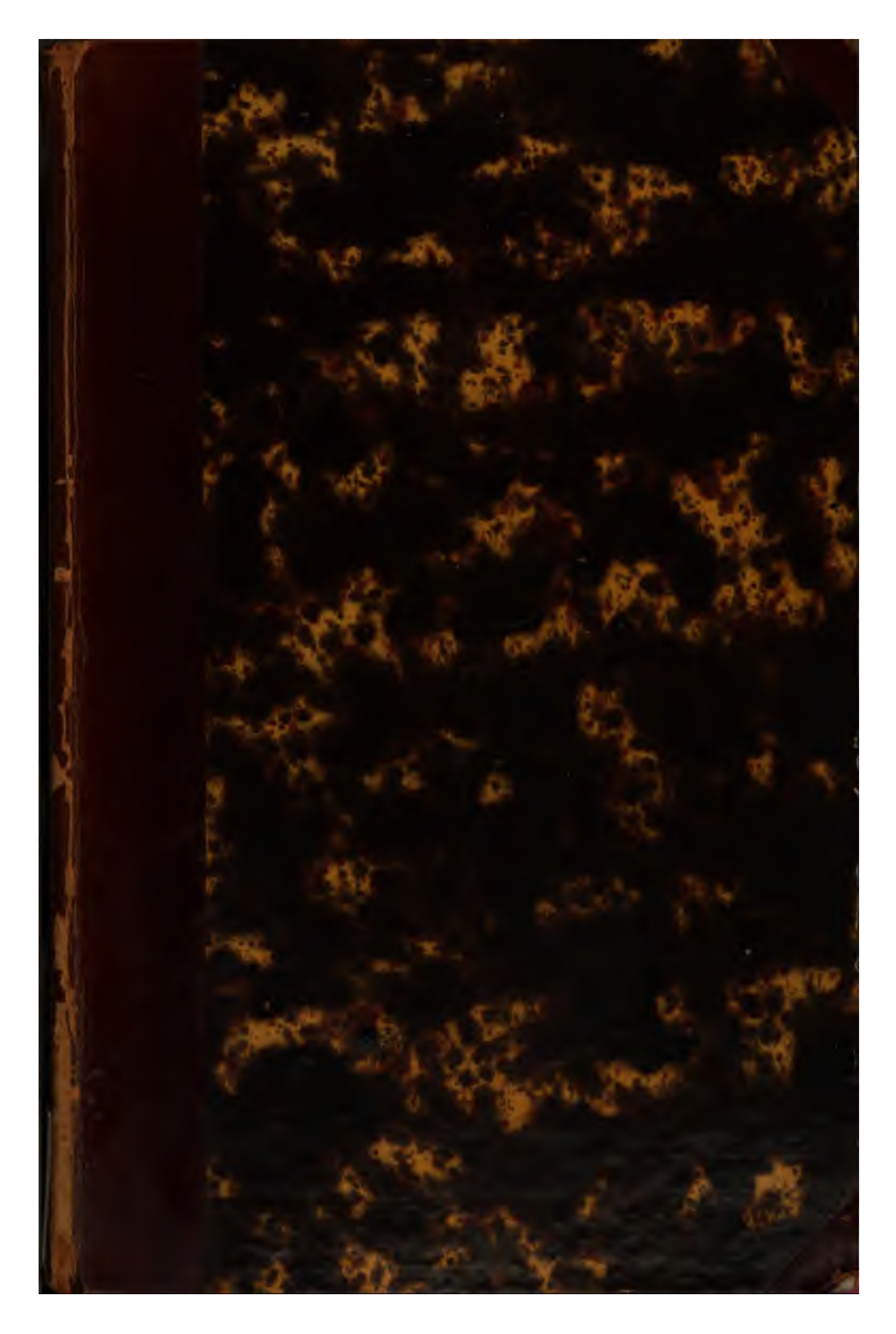
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

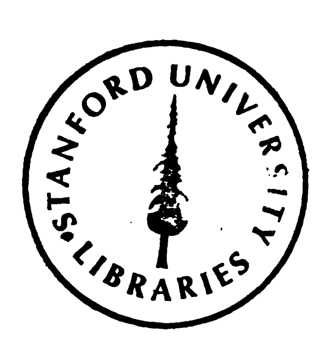
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

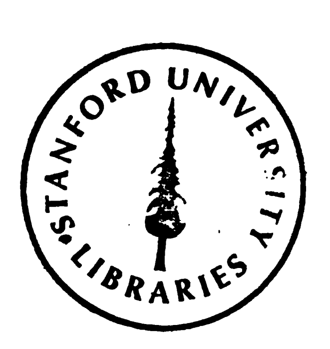
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

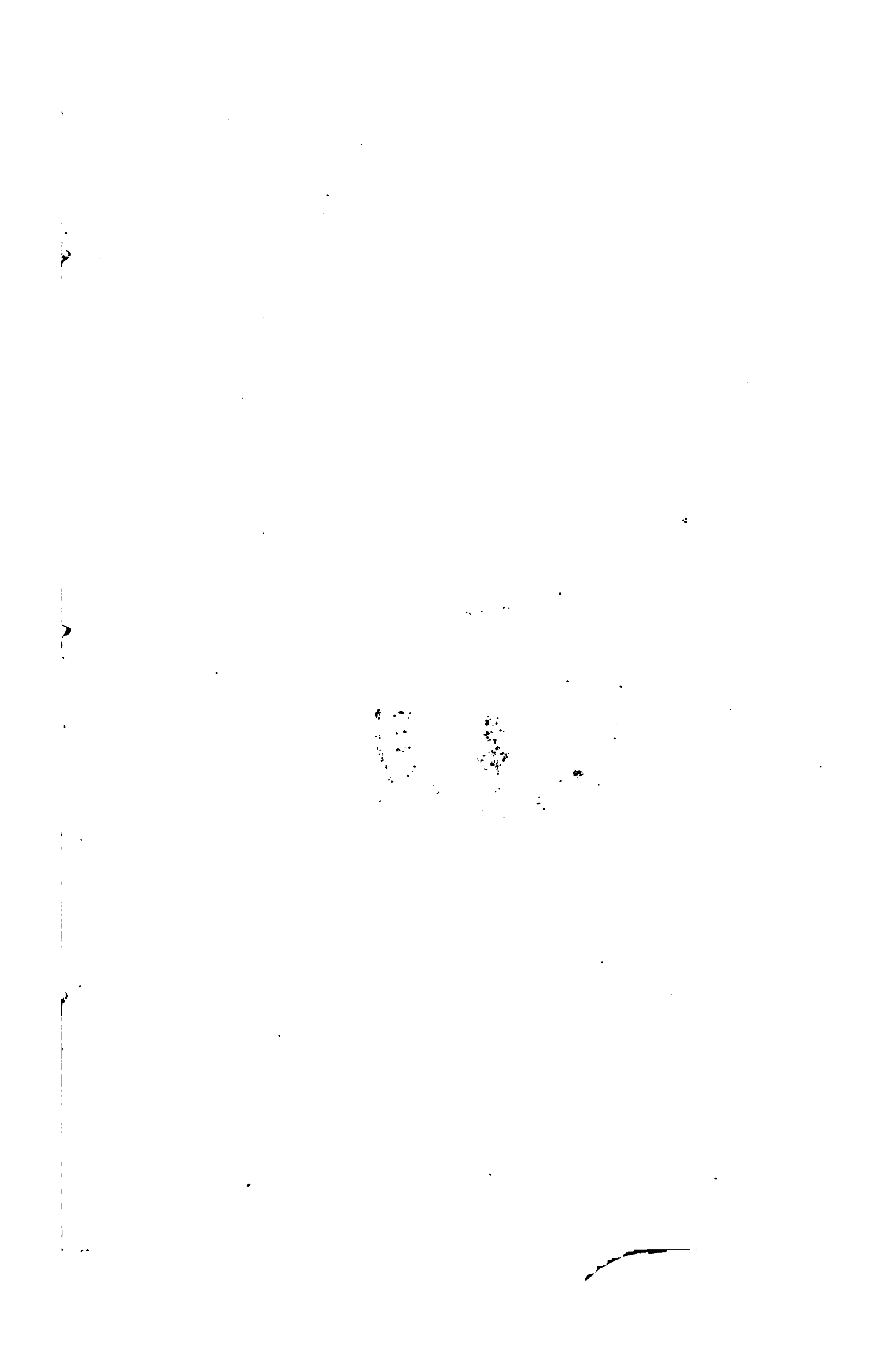
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Allgemeine

Literaturgeschichte.

Dritter Band.

Allgemeine

Literaturgeschichte.

Von

Theodor Mundt.

Dritter Band.

Die Literatur der Revolutionsperiode.
(Neunzehntes Jahrhundert.)

Zweite, verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1848.

PN 552
M8
1848
v.3

Inhalt.

Siebenter Abschnitt.

Die Literatur der Revolutionsperiode.

Siebenter Abschnitt.

Die Literatur der Revolutionsperiode.

---

1. Frankreich. Die Schriftsteller der Nationalversammlung.

Die Revolution ist der Mythus der neuen Zeit. Ihn deuten und die in ihn eingegrabenen Widersprüche versöhnen, heißt die alte Sphinx in den Abgrund schleudern und den freien Menschen auf den Thron der Menschheit setzen. Der Strom der Revolution in allen seinen Krümmungen und Windungen zieht sich durch das Gebiet des geistigen Völkerlebens, welches wir jetzt betreten, und wie der Jordan in alter Zeit der heilige Strom gewesen, mit dessen Wassern die christliche Erlösung der Menschheit getauft worden, so ist die Revolution der Jordan der neuen Zeit, aus dem getauft worden sind alle ihre Bestrebungen und Entwickelungen, die Taufe der politischen Erlösung, die in ihren wahren Segen zu erheben, das heißt, mit der christlichen Erlösung ineinszugestalten, die innerste Geistesbewegung unserer Zeit ausmacht. Chateaubriand, als er im gelobten Lande reiste, füllte aus den heiligen Fluthen des Jordan eine Vase mit diesem Wasser, das er nach Europa brachte, und womit später der kleine Herzog von Bor-

deaux, die Hoffnung der modernen Legitimität, getauft wurde. Aber diese Taufe der modernen Legitimität aus dem Jordan hat keinen Segen gebracht, oder, um ohne Gleichniß weiterzusprechen, der in diesem Symbol ausgedrückte Bund des christlichen Prinzips mit dem legitimen hat sich nicht mehr als lebenskräftig und haltbar erwiesen. Das christliche Prinzip in seinem neuen Bunde mit der Freiheit des modernen Volkslebens, welcher Bund mit den Wellen der Revolution getauft worden, haben wir in der Zeit, in welche wir jetzt eintreten wollen, nach allen Seiten hin zu betrachten, und in den verschiedensten Erscheinungen des Lebens und der Literatur als wirksam aufzuweisen.

Auch den höheren Begriff der Literatur haben wir aus jenen Umwälzungen des europäischen Geisteslebens überkommen, welche aus der französischen Revolution entstanden waren. Dies ist der Begriff der Literatur als einer zusammenhängenden, nationalen Wissenschaft, welche die literarische Cultur nicht einem fern abliegenden, getrennten, idealen Gebiet überweiset und überläßt, sondern als einen concreten Bestandtheil der wahren Wirklichkeit des Volksgeistes zur Einheit des Ganzen rechnet. Wie durch die französische Revolution der Staat selbst zuerst national wurde, indem er als höchster Inbegriff des Nationallebens zugleich seine höchste Geltung erhielt, so rückten auch durch dieselbe Thatsache der neueren Geschichte alle einzelnen Schöpfungen des modernen Geistes zu einer näheren Beziehung aneinander, und erkannten ihren wahren Mittelpunkt in dem lebendigen Volksgeist an, dessen Kinder sie doch alle waren. Wie zur Zeit Ludwigs XIV. alle Schriftsteller mehr oder weniger ein Verhältniß zum Könige haben mußten, so ward jetzt die Nation und das Nationelle das glänzendste Hoflager der Literatur. Die Entwickelung des dritten Standes durch die Revolution hatte überhaupt das Nationalleben bereichert

und mit frischen Säften angefüllt, von denen es nun lebendig getrieben wurde, sich mit allen ihm sonst abgekehrt gewesenen Elementen zu begegnen und auszugleichen. In diesem neuen Lebenskreis erhob sich der Begriff der Literatur vorzugsweise zu einem nationalen, und ward ein Element der Vermittelung in dem gährenden Bildungsstreben, das Alles an die Harmonie freier Zustände setzte. Wie alle Stände sich lebendiger durchdrangen, so mußte auch der Gelehrtenstand selbst mehr als je hervor an das Tageslicht, und die Wissenschaft suchte nicht mehr als Eule die zurückgezogene Nacht, sondern den wahren Sonnenpunct des Wirkens, der am Horizonte des öffentlichen Nationallebens lag.

In Frankreich hatte die absolute Monarchie auch der Nationalliteratur ein eben so bestimmtes und in sich fertiges Gepräge gegeben, wie allen andern Erscheinungen des Lebens und des Staats. Denn je entschiedener die Spitze ist, in welcher alle Nationalität zusammenläuft, in desto festeren, gewissermaßen befohlenen Formen müssen auch alle Einzelnheiten der Bildung und geistigen Hervorbringung ihre Zugehörigkeit zu dem herrschenden Typus bekunden. Der classische Geist, welcher die Literatur der absoluten Monarchie in Frankreich charakterisirte, und von der Hofhaltung Ludwigs XIV., von der Akademie und von der aristotelischen Poetik seine höchsten Tagesbefehle empfing, war allmählig und wie von selbst den merkwürdigen Veränderungen gewichen, welche im achtzehnten Jahrhundert mit dem französischen Nationalcharakter selbst vorgingen. Kaum mag es noch eine andere Nation geben, in welcher, bei einer so feststehenden Eigenthümlichkeit des nationellen Temperamentes, sich zugleich eine solche Veränderungsfähigkeit des allgemeinen Volkscharakters, besonders durch geistige Einflüsse, bemerklich gemacht hätte, wie bei den Franzosen. Die epochemachenden Ereignisse und Verhältnisse in Frankreich haben

von Zeit zu Zeit immer eine ganz andere Nation angetroffen, und so finden wir in der Revolution von 1789 ein so gänzlich verschieden genaturtes Geschlecht, das durch die Einwirkungen einer vorangegangenen negirenden und atheistischen Literatur seine Art entschieden gewechselt hatte. War die Literatur des französischen Classizismus die Prachtliteratur des absoluten Regime gewesen, und erschienen uns die bedeutenden Dichter jener Zeit in ihrer steifen Feierlichkeit gewissermaßen als Großwürdenträger des Nationalruhms, so zeigte sich dagegen in der Revolution und der ihr zunächst vorausgegangenen Zeit die Literatur als eine Macht des öffentlichen Lebens und gewann, was sie an Glanz verlor, an Wirksamkeit wieder. Was Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Diderot und die übrigen Encyclopädisten zur Auflockerung des französischen Nationalcharakters gethan, indem sie theils die Macht der Individualität, theils die ursprünglichsten Rechte des Naturzustandes gegen die eingesessenen und überlieferten Zustände herauskehrten und mit ihrer zersetzenden Geistesschärfe bewaffneten: das ging in der Revolution reichlich in seine Blüthe auf und half die Ereignisse in ihrem Innersten bewegen. Die Schriftsteller, welche in dieser Revolutionszeit auftreten, erscheinen alle mehr oder minder als Ausdruck der öffentlichen Verhältnisse oder an den einzelnen Stadien derselben betheiligt, von ihnen bewegt, bedroht oder in irgend einem Zusammenhang, der dann gerade das Bedeutendste an ihnen wird, ergriffen. Die Literatur der Revolutionsperiode, deren Entwickelungen wir jetzt zunächst in Frankreich zu betrachten haben, hat ihr Interesse und ihre Bedeutsamkeit nicht in den Leistungen der Production, noch auch durchschnittlich in den ausgezeichneten Persönlichkeiten und Begabungen der Autoren, sondern lediglich in den Wechselwirkungen der Literatur mit der großen öffentlichen Nationalbegebenheit. Als Lite-

ratur kommt es vielmehr noch nicht wieder zu einer entschiedenen Gestaltung, die Tagesdebatte übervortheilt und bedrängt den literarischen Stoff, und das einseitige classische Element ist in der Poesie noch nicht überwunden, sondern haftet, und das ohne Kraft, an Form und Inhalt weiter. Der hier genommene Anlauf, eine neue französische Literatur zu gestalten, gelangt erst unter der Restauration, wo sich der Nationalcharakter abermals verändert und Einflüsse deutscher Poesie und Speculation in die französische Bildung eintreten, zu seiner Erfüllung, indem zu der alten classischen Norm der Nationalliteratur der wahre Gegensatz im Romantkriismus heraustritt. —

Die neuen Ideen, welche in der Literatur Frankreichs sich entwickelten, hatten lange ein unsichtbares und geheimes Tribunal gebildet, vor dem im Stillen über die Zukunft Frankreichs abgeurtheilt und über das Bestehende gerichtet wurde. In der Nationalversammlung von 1789 gestaltete sich zuerst ein fester körperlicher Ausdruck, welcher darüber kein Geheimniß mehr übrig lassen wollte, daß eine neue Organisation des ganzen Nationallebens nothwendig geworden war, und der schon die Gestaltung Dessen aufzeigte, was allmählig eine ideelle Nothwendigkeit und durch den Gegendruck der materiellen Interessen und Verlegenheiten eine unumgängliche Gewißheit geworden war. In Mirabeau, diesem donnernden Zeus der Nationalversammlung, begegneten sich auf eine merkwürdige Art die Elemente des alten und neuen Frankreichs in einer Mischung und Verbindung, wie sie die mit den Gegensätzen spielende Geschichte öfters auf solchen Wendepuncten des Völkerlebens in den begabtesten Individuen hervortreten läßt. Die Rouéschaft des ancien regime war in Mirabeau auf das Glänzendste erhalten, und zugleich war er mit der Kraft eines Volkstribuns ausgerüstet, dessen Beredsamkeit Alles zer-

schmetterte, was nicht den Willen des Volks für den höchsten gelten lassen wollte. Ein Aristokrat vom Kopf bis zur Zehe, brüstete er sich üppig mit allen Farben der Standesvorrechte, und schlug sich doch zu den eifrigsten Verfechtern der gesetzlichen Rechte des dritten Standes, der besonders den energischen Reden Mirabeau's es zu verdanken hatte, daß er als ein rechtsgültiges Glied in den Staatsorganismus eintreten konnte. Dies monstre d'esprit, de talens et de vices, wie ein französischer Schriftsteller den Mirabeau nennt, hatte seine größten Vorzüge eigentlich darin, daß es nichts Heiliges für ihn gab, denn das wirklich Gute, das er leistete, trat bei ihm eigentlich aus jener Verachtung aller Principien hervor, die sich zuletzt doch um so mächtiger auf die entscheidende Richtung des Tages wirft, weil diese die einzige Gelegenheit ist, das Talent geltend zu machen. So war die Revolution ihm eigentlich nur der Spielball seines Genies, doch warf er sie mit seiner titanischen Kraft auf diejenige Seite hin, auf welche sie fallen mußte, um einen historischen Beruf zu erfüllen. Die aufwühlende und alle Principien zerstörende Literatur des 18. Jahrhunderts hatte in dieser Hinsicht an Mirabeau ihre Schule gut bewährt. In ihm wurde die Entleerung von allem bestehenden Inhalt, dieser mit der Wirklichkeit zerfallene Nihilismus, welchen die Literatur verbreitete, doch am Ende zu einer lebenskräftigen Gestalt herausgeboren, in der die Nation eine nützliche und ihrem Fortschritt ersprießliche Vertretung fand. So geschah es, daß ein mit allen Lastern der alten Zeit begabter Mann dem edelsten Interesse der neu aufgehenden Zeit Frankreichs, dem Interesse der Volksvertretung, so große Dienste leisten mußte.

Unter dem allgemeinen Ringen der Geister und der Kräfte war der dritte Stand aus den geöffneten Tiefen

der Geschichte herausgestiegen, und diese für die nachfolgende Geistesentwickelung aller Völker so verhängnißvolle Geburt ward mit Staunen und mit Schrecken, und mit einem durch ganz Europa gehenden Herzklopfen, begrüßt. Dieser dritte Stand sprengte seine Gruft und schleuderte zuerst den schweren Sargdeckel, hinter welchem die Geschichte ihn so lange begraben gehalten, auf die Brust des Adels und der Geistlichkeit, daß sie daran vergehen sollten. Dann richtete er sich, ein noch halb schlummernder Riese, wie im Traum empor, und stieß mit seinem schwankenden Haupt, das er kühn gen Himmel strecken wollte, gegen den Königsthron, der an dieser Berührung in lauter Stücke zerschellte. Die noch unerschöpfte Naturkraft der Geschichte hatte sich in ihm aufgespart, und durchdrang nun mit ihm die ganze Welt in allen ihren Adern.

Die neue Verkündigung des dritten Standes hatte in Frankreich ein Geistlicher, der Abbé Sieyes, geschrieben. In seiner im Januar 1789 herausgekommenen Schrift: Qu'est — ce que le Tiers — etat? hatte er behauptet, daß der dritte Stand die ganze Nation sei. „Der dritte Stand — heißt es in dieser Schrift — umfaßt Alles, was der Nation gehört; und Alles was nicht der dritte Stand ist, kann sich nicht als ein Bestandtheil der Nation ansehen. Was ist der dritte Stand? Alles!"

Graf und Geistlicher zugleich, sprach Sieyes doch sowohl gegen den Adel wie gegen den Klerus, wie es sich denn überhaupt hier als eine bemerkenswerthe Thatsache aufdrängt, daß die bedeutendsten Unterstützungen, welche der dritte Stand in der französischen Revolution zu seiner Erhebung gewonnen, von Männern des Adels und der Geistlichkeit ausgingen.

Diese aristokratische Natur war es gerade gewesen, welche in dem Grafen Mirabeau so gewaltig den de-

mokratischen Zwecken gedient hatte. Seine Meisterschaft in der Intrigue, die er an einer Hofhaltung der alten Monarchie mit den prächtigsten Erfolgen würde haben spielen lassen, kam jetzt, wo die Volkstribüne der Schauplatz seines thatendurstigen Geistes wurde, gewissermaßen seinem Redetalent zu Gute. Denn betrachtet man die Beredsamkeit Mirabeau's in den von ihm überlieferten Reden, so tritt uns daraus besonders diejenige intriguante Geisteskraft entgegen, die sich mit gleicher Geschicklichkeit Allem anzuschmiegen und Allem zu widerstehen versteht. Die unüberwindliche Dialektik dieser Redekraft setzt jedesmal Alles an ihr Ziel, und sie erreicht dasselbe durch jedes mögliche Mittel, bald durch Leidenschaft, bald durch Kälte, bald durch offene Gewaltsamkeit, bald durch ein geheimes und langsames Umstricken des Gegenstandes mit Scheingründen und Beweismitteln aller Art. Selbst ruhig und voll Eigenbeherrschung, zeigt sich der Redner darum um so wirksamer gerade in dem Sturm und Drang seiner Rede, und um so geschickter in der Benutzung des menschlichen Charakters, den er mit einer despotischen Menschenkenntniß, könnte man sagen, zu belauern, in sich selbst umzukehren, und in der verschiedensten Weise sich gehorsam zu machen weiß. Jedoch hätte Mirabeau das ihm in so ungeheurem Grade eigene Talent der öffentlichen Beredsamkeit, welches wahrhaft das Talent der neuern Zeit ist, in keiner andern Weise dergestalt üben und zu so wichtigem Einfluß bringen können. Die schöpferische Kühnheit seiner Rede führte ihn auch zu manchen Neuerungen in seiner Sprachbildung, welche ihm seine kritischen Zeitgenossen zum Vorwurf gemacht haben. Aber er deutete darin nur die Freiheitsregungen an, mit denen auch die französische Sprache alte Fesseln von sich abwerfen wollte, wie es in einer späteren Periode dieser Literatur entscheidender geschah. Mirabeau zeigte sich als

Schriftsteller zuerst durch seinen Essai sur le despotisme, der in Holland im Jahre 1776 erschien, und worin er mancherlei Eindrücke aus der Lecture des Tacitus und des Rousseau mit einer hinreißenden Begeisterung für die Freiheit der neueren Völker verarbeitete. In einem Gefängniß auf dem Schloß Vincennes, wohin er sich durch die abentheuerlichen Verschlingungen seines Lebens gebracht hatte, schrieb er sein bekanntes Werk: Des lettres de cachet et des prisons d'état, 1782, zwei Bände. So gab er auch seinen Briefwechsel mit Sophie, der Gattin des Präsidenten Le Monnier, welche Mirabeau entführt und darauf geheirathet hatte, heraus, unter dem Titel: Lettres originales de Mirabeau, écrites du Donjon de Vincennes, Paris 1792, in vier Bänden, worin er mit einer wunderbaren und hinreißenden Kraft der Darstellung das interessanteste Seelengemälde der Leidenschaft entfaltete. Durch seinen Aufenthalt in Berlin, wohin er durch einen geheimen Auftrag Calonne's gesandt worden, entstanden die Werke: de la Monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand, London 1789, 4 Bände, und die Histoire sécrète de la cour de Berlin, Paris 1789, 3 Bände, welches letztere Ludwig XVI., um den deshalb ergangenen Anforderungen der Diplomatie zu genügen, durch Henkershand verbrennen lassen mußte. Die Reden Mirabeau's erschienen gesammelt unter dem Titel: Mirabeau peint par lui-même, ou recueil des discours qu'il a prononcés, des motions qu'il a faites, Paris 1791, 4 Bände. Eine andere Ausgabe führt den Titel: Collection complète des travaux de M. Mirabeau à l'assemblée nationale, von Etienne Méjan, Paris 1791, in 5 Bänden. Ferner: Oeuvres oratoires de Mirabeau, Paris 1819, 2 Bände, und die ersten drei Bände von Barthe's Orateurs français. Eine vollständige Aus-

gabe von Mirabeau's Werken besorgte Mérilhou (Großsiegelbewahrer im Ministerium Laffitte) in 9 Octavbänden, Paris 1825—1827.

Unter den hochgestellten Männern, welche sich um diese Zeit durch die Literatur der Sache des Volkes annahmen, ist auch zu erwähnen der Graf d'Entraigues, welcher in seinem Essai sur les privilèges den Adel gerade von der Seite angriff und preisgab, auf welcher er bisher seine ersprießlichste Bedeutung in Anspruch genommen hatte, nämlich von der Seite seiner Privilegien.

Grégoire, später Bischof, einer der edelsten und größten französischen Charaktere, und einer der einflußreichsten Hebel der Revolution, sowohl in der Nationalversammlung wie im Convent, verfocht in seinem öffentlichen Wirken, wie in seinen Schriften in der Sache der Revolution zugleich die Sache der Humanität und Menschenliebe. Er vertheidigte zwar beständig die Gerechtsame des geistlichen Standes, aber doch war er es, welcher zuerst den von der französischen Geistlichkeit verlangten Bürgereid leistete und überhaupt den geistlichen Stand zu einem bürgerlichen zu machen trachtete. Als Schriftsteller ließ er eine zahlreiche Reihe von Werken ausgehen, unter denen mehrere Schriften für die Menschenrechte der Farbigen auf St. Domingo, sein Essai historique sur les libertés de l'eglise gallicane et des autres églises de la catholicité, zuerst 1808, neue Ausgabe Paris 1820, ferner sein Essai historique sur la puissance temporelle des papes, 3. Ausgabe, Paris 1811, 2 Bände, seine Histoire des sectes religieuses, 2 Bände, Paris 1810, seine Histoire des confesseurs des empereurs, des rois et d'autres princes, Paris 1824, 3 Bände, und besonders seine in vielen Auf-

lagen verbreitete Schrift: de la constitution française de l'an 1814, Paris 1814 anzuführen sind. Eine ausführliche Darstellung seines Charakters und seiner Wirksamkeit gab H. Carnot in seiner Notice historique sur Henri Grégoire, Paris 1837.

Die andern Mitglieder der Nationalversammlung, Barnave, Lafayette, Bailly, Larochefoucauld-Liancourt, Maury, Cazalès, Lameth, Thouret, Roederer, Necker, Lally-Tollendal, Mounier, Volney u. A. stellen in ihren verschiedenen Individualitäten verschiedene Abstufungen des damals waltenden öffentlichen Geistes dar, welche sie auch mehr oder weniger literarisch bethätigen, ohne daß man von ihnen verlangen könnte, eine eigentlich literarische Bedeutung zu zeigen. Der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt, ein Mann der Mitte zwischen Hof und Volk, entfaltete zwar ein bedeutendes Talent der Schilderung in seiner amerikanischen Reisebeschreibung (Voyage dans les Etats-unis d'Amerique, fait en 1795, 1796 et 1797, Paris, an VII. 8 Bände), aber seine Schriftstellerei war nur eine nebenher ergriffene literarische Beschäftigung, auf die er sich besonders seit seinem eingetretenen Zerwürfniß mit den öffentlichen Begebenheiten warf. Dagegen hat er sich andere Verdienste um die menschlichen Zustände seines Vaterlandes erworben, indem er die Impfung der Pocken und den gegenseitigen Unterricht in Frankreich eingeführt hat.

Mounier, auf das Bedeutsamste einwirkend in den ersten Verhandlungen der Nationalversammlung, war ein Charakter von edler und tiefdurchdachter Mäßigung, welcher stets den Gedanken der Revolution in seiner Reinheit und Unvermischtheit aufrecht zu erhalten suchte, und sein Bewußtsein darüber auf das Kräftigste aussprach, namentlich auch in seinen beiden Schriften: Recherches sur les

causes qui ont empêché les François de devenir libres (Genève 1792, 2 Bände), und de l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés sur la revolution de France (Tubingue 1801). In der letzteren hat er besonders auf eine durchdringende Weise vor der Sophistik gewarnt, welche sich in einer Zeit der Revolution des menschlichen Geistes so leicht bemächtigt, indem durch die schlechten Mittel der gute Zweck erreicht und verwirklicht werden soll. Mounier aber wollte auch die individuelle Moral retten, indem er aufzeigte, welche Vermessenheit es von Seiten der Sterblichen wäre, der Gottheit nachahmen zu wollen, und, wie sie, das Böse zur Hervorbringung des Guten zu gebrauchen, da der Sterbliche doch nicht gleich der Gottheit den Erfolg der Unternehmungen in der Hand haben könne. Seine Schriften sind zur tiefinnersten Erkenntniß der französischen Revolution von großer Wichtigkeit, indem sie die Stellung bezeichnen, welche das von den hohen und ächten Ideen der Revolution ergriffene Gemüth in dem Zwiespalt, in den es zwischen der Macht der Ereignisse und der innern Moral der Persönlichkeit hineingedrängt wurde, angewiesen erhielt. Mounier war, wie Necker, ein Anhänger des englischen Verfassungssystems, und beide Männer suchten dieser ihrer Schule so viel als möglich Grund und Boden in Frankreich zu gewinnen.

In Volney sehen wir den unabhängigsten Charakter der Revolution, welcher den radikalen Gedanken derselben sowohl in seinem äußern Leben unerschütterlich festhielt, als er ihn auch mit einer entschiedenen Consequenz auf geistigem und religiösem Gebiet ausbildete, wie namentlich in seinen Ruines ou méditations sur les revolutions des empires, welche im Jahre 1791 erschienen. Dies berühmte und verschrieene Buch ist vielleicht die gründlichste

Anwendung des Revolutionsgeistes auf die moralische Weltordnung, deren höchster Grund in dem Naturgesetz anerkannt wird. Dem Materialismus, welchen Volney aufbaute, ist eine streng logische Entwickelung nicht abzusprechen, aber gerade dieser gierige Verstand, der sich auf jede Idealität, wie auf seine Beute, losstürzt, macht den fürchterlichen und niederschlagenden Eindruck, welchen man stets bei Volney's Philosophie empfunden hat. Den fast niemals passenden Namen eines Atheisten kann man eigentlich auch auf Volney nicht anwenden, denn giebt es nach ihm nichts Geistiges als die Materie, so hat doch dieselbe auch wiederum ihre geistige Natur in sich, und Gott wird durch dieselbe wirksam und beweglich. Volney vertheidigte sich gegen den Vorwurf des Atheismus durch seinen bald darauf erschienenen Moralcatechismus: La loi naturelle ou Catechisme du citoyen français, später auch unter dem Titelzusatz: Principes physiques de la morale bezeichnet. Diese physische Grundlage der moralischen Weltordnung ist dann die ewig feststehende und regelmäßige Ordnung des Universums, in welcher sich die Weltregierung Gottes bethätigt (l'ordre constant et regulier par lequel Dieu régit l'univers). Könnte man leicht geneigt sein, einen Abgrund von Schlechtigkeit in solchen Grundsätzen zu erblicken, welche nur diese materielle und sensualistische Begründung der höchsten Erkenntnißgegenstände zulassen, so ist doch dagegen der Umstand bemerkenswerth, daß Volney selbst ein ehrlicher und ehrenwerther Mann war, der in den verschiedenen Wechselfällen seines Privatlebens, unabhängig von dem persönlichen Vortheil, nur nach der Richtschnur eines höheren und allgemeinen Zweckes gehandelt hat. Während der verschiedenen Phasen der Revolution blieb er den Principien getreu, aus denen er 1789 zuerst an den Ereignissen Theil genommen, und schlug, obwohl mit Napoleon durch

persönliche Verhältnisse befreundet, und demselben bei den Ereignissen des 18. Brumaire thätig zugewandt, doch später alle Gewaltstellen aus, die ihm Napoleon angeboten, denn er gehörte zu der Minorität, welche im Senat eine Opposition, wenn auch freilich mit schwacher Lebenskraft, unterhielt. Der philosophische und moralische Standpunct, den Volney in seinen merkwürdigen Schriften zu begründen suchte, erzeugte sich in diesem Zeitalter aus einer an sich ganz gesunden und unverdorbenen Lebensrichtung, und konnte mit aller Gediegenheit und Tüchtigkeit des Naturells bestehen, wie wir denn in Volney zugleich den Mann der gründlichsten Wissenschaftlichkeit, der in seinen übrigen geschichtlichen, sprachlichen, statistischen und ethnographischen Schriften eine so gehaltvolle, positive Richtung befolgte, erblicken. —

2. Der Nationalconvent.

Mit der gesetzgebenden Versammlung und dem Nationalconvent betrat die französische Revolution schon eine entscheidendere Stufe und schickte sich zu schweren und schicksalsvollen Bestimmungen an. Im Innern bildeten sich die einzelnen Parteien der Revolution zu immer gefährlicheren Nüancen aus, und nach Außen ergab sich eine unheildrohende Stellung der europäischen Mächte zu Frankreich. Das Haupt Ludwigs XVI. schwankte schon dem Todesstreich entgegen, denn der Nationalconvent hatte seine erste That in der feierlich ausgesprochenen Abschaffung des Königthums verrichtet. Der Abbé Lechevalier hat behauptet, Ludwig XVI. sei durch den Einfluß der Royalisten hingerichtet worden, weil man dies für das sicherste Mittel gehalten

hätte, wieder einen König zu bekommen. Ein witziger Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, Lichtenberg, bemerkte demgemäß, daß man sagen könne, der König sei in usum Delphini hingerichtet worden. In der That war dieser unselige Königsmord zugleich wie der heilige Gral der Revolution, der eine versöhnende Gewalt ausübte, und das Königthum, das man vernichten wollte, gerade in dem innersten und zartesten Bewußtsein der Nation aufrecht erhielt. Das Gewissen der Nation sollte der Dränger werden, der wieder auf eine inhaltsvolle Gestaltung des Lebens hinarbeitete.

Der edle Bischof Grégoire selbst, von dem im Nationalconvent die welthistorisch gewordenen Worte: l'histoire des rois est le martyrologe des nations gehört wurden, sprach mit allem Aufwand seiner Beredsamkeit für die Vernichtung der Königswürde, zugleich aber auch für Abschaffung der Todesstrafe, denn der wesentlichste Beweggrund dieser seiner Wirksamkeit im Convent war der, das Leben des unglücklichsten Königs zu retten. Indeß konnte die neue und untheilbare Republik, welcher der Strudel ihrer innern Verwirrung schon über den Kopf wuchs, nicht mehr solche Gesinnungen würdigen, wie sie Grégoire geltend machen wollte. Die Vernunft des Convents ward erschüttert durch die gewaltigen Parteiungen des Berges und der Gironde, in deren Zwiegefechten die Schreckensherrschaft den Sieg über die Mäßigung davontrug. Das Revolutionstribunal festigte wenigstens die verworrenen und haltungslosen Massen der Revolution und gab ihnen eine Zeit lang die Bestimmtheit und Ordnung, welche in diesem Moment allerdings nur die Gewalt des Schreckens hervorbringen konnte. —

Die Vertreter dieser Phase, in welcher wir nach unserem Zweck zugleich die geistigen Elemente der sich neu

gestaltenden Nation zu verfolgen haben, sind Gestalten von der verschiedenartigsten Bedeutung. Der Cultus der Vernunft und die Decretirung der allgemeinen Religionsfreiheit sind die Spitzen, zu welchen sich das innere Leben der Nation in diesem Zeitraum herauskehrte, und in diesen Kreis der Geistesanschauung sehen wir auch die bedeutsamsten Köpfe getrieben und sich mit ihrer eigensten Begabung darin bethätigen. Die Namen Condorcet, Rabaut St. Etienne, Carnot, M. J. Chenier, Isnard, Saint-Just, Robespierre, Danton, Camille Desmoulins, Louvet de Couvray und sehr viele andere sind hier zu nennen, welche theils durch ihr persönliches Redetalent den mächtigsten Ausdruck dieser Periode abgaben, theils durch Schriften die innere Richtung des Zeitalters aussprachen.

Eine logische Philosophie dieses Zeitalters zu gründen, war Condorcet, welcher an der dem Convent vorgelegten ersten republikanischen Constitution einen so großen Antheil hatte, auf dem besten Wege. Dieser merkwürdige Revolutionsphilosoph war der ebenbürtigste Schüler und Abkomme Voltaire's, dessen Leben er auch beschrieben hat, doch wußte er noch gründlicher und systematischer jene Skeptik an allem bestehenden Inhalt des Lebens, an aller positiven Religion und Offenbarung zu fassen, indem er eigentlich an die Stelle dieser Skeptik einen Glauben setzte, nämlich den an die maßloseste Perfectibilität des Menschengeschlechts. Dieser Glauben mußte sich aber nicht minder nihilistisch und inhaltslos erweisen, als der muthwilligste Skepticismus selbst, denn ein Princip, das eigentlich nur eine unaufhörliche Reihe von Veränderungen anerkannte, die freilich immer zum Besseren und Edleren hinführen sollten, aber damit doch zugleich alles Feste und Positive jederzeit wieder verneinten, konnte im Grunde nur ein Gedankensystem des Zweifels genannt werden. Und

doch sollte es bei Condorcet die Stelle der Religion selbst vertreten, und einen Trost für das Gemüth bewähren, welchen er bei dem ihm verhaßten Christenthum zu finden verschmähte. In seiner Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, kurz vor seinem Tode geschrieben, hat er, oft in ergreifenden Zügen, diese Ansicht entwickelt. Die gesammelten Schriften von Condorcet erschienen in 21 Bänden (Braunschweig und Paris 1804) und umfassen seine politischen, staatsökonomischen, juristischen und biographischen Werke.

Sein Freund Cabanis, mit größerem persönlichem Glück, als er, bei der Revolution betheiligt und unter dem Directorium und von Napoleon durch Ehrenstellen ausgezeichnet, verfolgte diese Richtung der Negation gegen den positiven Geist durch ein noch gröberes System des Sensualismus, das er vornehmlich in seinen Rapports du physique et du moral de l'homme, (Paris 1802, zwei Bände) niederlegte. Er war Arzt, und der Körper galt ihm zugleich für den höchsten und letzten Ausgangspunct des Geistes, und im Grunde für den Geist selbst. Cabanis hat den Satz erfunden, welcher die Aufregung der Revolutionsepoche am erschöpfendsten und mit einer furchtbaren Kürze bezeichnet: les nerfs, voilà tout l'homme, und in diesem Satz begründete er gewissermaßen seine ganze Philosophie und den eigentlichen Lebensgehalt seiner Zeit. Das Verwerfliche dieser Ansicht, welche in der Materie und deren vollkommensten Ausbildung allen Geist, alle Wahrheit und alles Glück des Daseins zusammenfaßt, ist leicht zu bemerken und darzuthun, aber sie hat auch eine Seite, auf der sie wenigstens ihr Hervortreten gerade in solcher Zeit rechtfertigen kann, mit deren Bestrebungen sie auch im Wahrhaften einen nicht abzuläugnenden Zusammenhang hat. Denn die Revolution hatte allerdings in ihrer höchsten und

reinsten Bedeutung die Aufgabe, den Geist in der Materie, die Freiheit in dem Bestehenden und Ueberlieferten, das Gesetz und Recht des Ganzen in seinen einzelnsten Gliedern zu verwirklichen und zur Anerkennung zu bringen. Das Volk selbst war die bisher verstoßene und der Anerkennung ihres Geistes nicht gewürdigte Materie gewesen, jetzt sollte das Volk Alles sein, und in der Philosophie dieser Zeit mußte denn auch der Schwerstoff des organischen Lebens, die Materie, für den Hauptsitz alles Seins gelten. Die Theorie von der Oberherrlichkeit des Volkes traf auf eine merkwürdige Art mit der Zurückführung alles Geistigen und Sittlichen auf das Physische zusammen, wie sie namentlich in der Philosophie von Cabanis sich mit dieser grellen Offenherzigkeit, die den ganzen Menschen nur in den Oscillationen des Nervenlebens begriff, aufzubauen suchte. Der Heros dieses Nervengeistes mußte ihm daher Mirabeau sein, als dessen Freund und Bewunderer Cabanis bekannt ist. Cabanis erkannte nicht den durch sich selbst bestimmten Geist an, der aus seiner eigenen Freiheit und Nothwendigkeit heraus zu handeln vermöchte. Die Nervenerschütterungen brachten nach seinem System auch den Willen selbst hervor, und so war Mirabeau in seinem Verhältniß zur Revolution, das wir oben bezeichnet haben. Es war der Kitzel seiner eigenen Nerven, den Mirabeau an den öffentlichen Ereignissen befriedigen wollte, denn diese hatten nicht aus ihrem selbsteigenen Geist heraus ihre Bedeutung für ihn, es war auch nicht ihre prinzipielle Selbstständigkeit, die er an ihnen anerkannte, sondern lediglich das, was davon im Verhältniß zu seinen nach Genugthuung trachtenden Sinnen stand. Die gesammelten Werke von Cabanis erschienen in 5 Bänden, Paris 1823—25.

3. Die Poesie der Revolutionszeit.

Von den Erschütterungen und Verwickelungen der Revolution mußte ein Rückweg in einen organisch verfestigten Zustand gefunden werden können, die Revolution selbst mußte gesetzlich werden können. Dies wurde sie in Napoleon. Er war das Genie der That, welcher all diese Zerfahrenheit von Gegensätzen und Widersprüchen in sich selbst zu einem positiven Organismus zusammenfaßte und eine Art von Wiederherstellung des Gesetzes durch Legitimirung der Revolution begründete. Das Kaiserreich wurde auf seine Weise eine Erneuerung der Glanzperiode des absoluten Regime's, das er nur auf einem neuen Grunde des Nationallebens und in neuen Formen zur Erscheinung brachte. Napoleon, in welchem die Revolution eine absolute Form angenommen, hatte auch nicht übel Lust, nach mehreren Seiten hin sich gleich einem Ludwig XIV. zu gebärden, und gern hätte er wohl auch für einen Wiederhersteller der Nationalliteratur gegolten und wie Louis quatorze eine auserwählte Schaar großer und schöner Geister um sich versammelt. Wie ihm in allen Dingen darum zu thun war, auch etwas von dem althergebrachten Glanz des Throns um sich zu verbreiten, so würde er es ohne Zweifel auch als eine Erhöhung seiner Legitimität angesehen haben, wenn um ihn her eine neue Nationalliteratur entstanden, wenn Tragödien des Kaiserreichs gedichtet worden wären, wie früher Tragödien des ancien Regime. Napoleon war sich dieses Verhältnisses entschieden bewußt, und ließ auch in diesem Sinne eine literarische Parole ergehen, aber seine Tagesbefehle, denen die Fürsten und Völker seiner Zeit sich beugen mußten, wollten doch für die Productionen der Dichter nichts fruchten. Die Poe-

sie seiner Zeit blieb ihm stumm, oder wo sie zu reden sich bestrebte, that sie es meist in unreifen, zwischen alter und neuer Form leblos schwankenden Versuchen. Unter Napoleon verhallte auch die Beredsamkeit wieder, welche sonst die einzige der redenden Künste gewesen war, die in dieser Zeit einen neuen und eigenthümlichen Aufschwung genommen.

Fragen wir überhaupt nach der schönen Literatur in Frankreich während der Zeit der Revolution und in Folge derselben, so fehlt es zwar nicht an mannigfachen Talenten und an einer bunten Reihe von Bestrebungen und Leistungen, aber es tritt uns schwerlich irgendwo ein reiner Geist der Production in einem höheren und ausgebildeten Stil, noch weniger aber eine Einheit und Fülle des Kunstwerks entgegen. Es fehlte allen Dichtern diejenige Freiheit und Unbefangenheit des Geistes, in deren Besitz die ganze Nation während dieser Epoche sich nicht befand.

Als die eigentlichen Dichter der Revolutionszeit werden gewöhnlich die Brüder Chénier, namentlich André Chénier, ferner Lebrun, Andrieux und einige andere angeführt. André Chénier war auch in der That ein wahrhaft poetisches Talent, das, mit den Ereignissen der Revolution in Berührung gesetzt, daran sowohl seinen höchsten Schwung entfaltete, als es sich auch im Wirbel derselben an seiner freieren und rein dichterischen Entwicklung beeinträchtigt sehen mußte. Ein edler Dichtersinn, wie der seinige, wollte die Freiheit in ihrer reinsten Gestalt verwirklicht haben, und dies trieb ihn zum Widerstand gegen die blutigen und gräuelvollen Wendungen der Revolution, wie es ihn zu den herrlichsten und kraftvollsten seiner Oden und Elegieen begeisterte. Mit ihm nimmt in der That die neue Zeit der französischen Poesie schon ihren Anfang, obwohl erst in großartigen Andeutungen, durch welche gezeigt wird,

wie der Genius der französischen Sprache von seinen alten Fesseln entbunden und in ein neues Reich der Naturwahrheit und Freiheit und eines durch seinen eigenen Inhalt bestimmten geistigen Ausdrucks hineingehoben werden könne. Hierin beginnt Chénier schon ein Werk, welches später der Romanticismus ausführte, daß er Sprache und Form der Poesie durch den Gedanken zu emancipiren suchte, und überhaupt, bei allem hochfliegenden Schwung seiner Gedichte, zugleich den Sprachausdruck des wirklichen und gemeinen Lebens in die Poesie hinübertreten ließ. Daher ist seine Darstellung ebenso leicht und ungebunden, als sie wieder maßvoll in sich selbst und auf der Schwere ihrer eigenen Kraft beruhend sich zeigt. Chénier war ein classisch gebildeter Dichter, und folgte besonders in seinen Idyllen und Elegieen, die eine durchweg frische und anmuthvolle Lebensanschauung athmen, den Mustern der Alten. Die griechische Mythologie ist in ihm auf die allernaivste Weise zu Fleisch und Blut geworden und so in sein eigenes Naturell und in den Geist seiner Darstellung aufgegangen, daß man es nicht mehr als ein fremdartiges Element von ihm zu trennen vermag. Doch war er es zugleich, welcher die Schranken der französischen classischen Schule zuerst durchbrach, und namentlich dem Alexandriner, diesem feierlich abgemessenen Paradeschritt des Classicismus, seine freiere Bewegung eroberte. Er schaffte die feststehende Cäsur in der Mitte des Verses ab, indem er dieselbe beweglich machte und dadurch dem Alexandriner einen manigfaltigeren und dem wechselnden Gedanken sich mehr anschließenden Ausdruck gab, wie auch dadurch, daß er, das Enjambement sich verstattend, den Gedanken von einem Verse zum andern frei hinübergreifen ließ. Alles dies sind Befreiungen auch der Poesie in einem Zeitalter, welches sich die Verwirklichung der Freiheit in allen Lebensdingen zu

seinem Beruf gestellt, und André Chénier wird deshalb auch von vielen französischen Kritikern als der Befreier der französischen Poesie genannt. Sein Haupt mußte er unter die Guillotine der Schreckensmänner legen und mitten in einem Gedicht, in welchem er kurz vor seiner Hinrichtung noch einmal seine poetische Seele aushauchte, holten ihn die Henker ab.

Von seinen Werken giebt es vornehmlich zwei Ausgaben: Poésies de A. Chénier précédées d'une Notice par H. de Latouche, Paris 1820 und später, und die Oeuvres de A. Chénier anciennes et posthumes, corrigées et mises en ordre par D. C. Robert, Paris 1824—26, in zwei Bänden.

Sein Bruder war der Dichter Marie-Joseph de Chénier, Mitglied des Convents, dem man nachgesagt, daß er durch größere Anstrengungen das Leben André's hätte retten können. Doch ist er von diesem Vorwurf selbst durch Chateaubriand, der sonst nicht zu den Freunden dieses Dichters gehört, freigesprochen worden. Marie-Joseph de Chénier war ein edler und poetischer Charakter, aber heftigeren Temperaments als sein Bruder, und deshalb widerstandsloser den Leidenschaften der Revolution hingegeben, welche er fast in allen ihren Stadien lebhaft ergriff und auch durch sein Dichtertalent auszuprägen suchte. Er war der Dramatiker der Revolution und benutzte mit kühnem Geist die Gewalt der Bühne, um auf das Volk zu wirken, aber auch die Parteien bewegen und anschüren zu helfen. In diesem Sinne wirkte zuerst im Jahre 1789 seine Tragödie Charles IX. ou l'école des Rois, die unmittelbar aus der ersten Aufregung der Revolution hergeflossen und den damals herrschenden Geist der Zeit mächtig vertrat. An diesem Stück hatten die französischen Kritiker die Entstellung der historischen Wahrheit zu tadeln, und

viele verwarfen auch gänzlich seine poetische Bedeutung, indeß war es der hinreißende öffentliche Erfolg, welcher es zu einer der wichtigsten Productionen stempelte. Sein Trauerspiel Henri VIII. gewann nicht diese öffentliche Tagesbedeutung, ebenso wenig sein Jean Calas, doch sah der Dichter selbst in diesen Stücken seine poetischen Lieblingskinder, von denen er wenigstens das erstere mehrmals überarbeitete. Als ein Culminationspunct dieses Antheils der Poesie an der Revolution erschien aber sein Cajus Gracchus, der im Jahre 1792 auf dem Théâtre français zur Aufführung kam. Dies ist ein Trauerspiel der Republik, mit den berühmten, damals so wirkungsreichen Worten:

. . . Arrêtez, malheur à l'homicide . .
Des lois et non du sang. Ne souillez point vos mains . .

Chénier setzte diese durchaus demokratische Dichtungsweise in seinem 1793 aufgeführten Fénélon fort, wie in dem antik gehaltenen Timoléon, mit Chören und Volksgesängen, welche zum Theil von Méhul auf das Wirksamste componirt wurden. Die Republikaner selbst wollten jedoch in allen diesen Dramen nicht diejenige äußerste Genugthuung finden, die sie im Drang ihrer Partei begehrten, und der Dichter kam in manchem Betracht in verdrießliche Lebensstellungen. Seine Productivität war keine gewöhnliche, und außer mehreren Dramen, die noch von ihm bekannt sind, hat er sich auch fast in allen übrigen Gattungen der Poesie, wie auch als Kritiker und Literarhistoriker versucht. Gegen Napoleon bildete er, zur Zeit der consularischen Gewalt, und später, eine sehr lebhafte Opposition, die er zum Theil selbst in einer Tragödie Cyrus, die zur Krönung Napoleon's aufgeführt wurde, auf versteckte Weise hindurch schimmern ließ. Von seinen gesammelten Werken giebt es mehrere Ausgaben, unter denen die Oeu-

vres (anciennes et posthumes) de Mar. Jos. de Chénier, précédées d'une notice historique par M. Arnault, Paris 1824—1826, in 8 Bänden, die vollständigste sein dürfte.

Unter den andern Dichtern, welche entweder aus der Revolution sich erzeugten oder ihr Talent derselben dienstbar machten, führen wir jetzt zuerst Écouchard Lebrun an, welchen man den Gelegenheitsdichter der französischen Revolution nennen kann. Wenigstens sehen wir ihn nicht in einem so prinzipienmäßigen Zusammenhang mit den öffentlichen Ereignissen, und daraus schaffen, wie der Dichter Chénier. Bald feierte er die Revolution in den heftigsten und übertriebensten Oden, bald gab er sich wieder, besonders zur Zeit der Schreckensherrschaft, die ihm freilich seine Vermögensumstände zerrüttete, den weichlichsten Klagen hin. Die Kühnheit seiner Gedanken und Verse riß ihn oft fort, besonders im Epigramme, in welchem er alle Widersprüche seiner Zeit zu den schärfsten Spitzen herauszukehren verstand. Als Epigrammendichter in der Revolution verdient er darum eine besondere Aufmerksamkeit, weil er kaum eine hervorragende Persönlichkeit dieser Epoche verschonte, wenn er sich auch selbst dabei oft gehässig beleuchtete. In seinen Oden sind ihm Schwung und Erhabenheit nicht abzusprechen, und viele darunter behaupten noch heut den hohen Ruhm, den sie zu ihrer Zeit gefunden. In der Biographie des Contemporains wird er der Dichter des Directoriums genannt, unter dem er allerdings so begünstigt wurde, daß er auch als Poet bei allen möglichen Gelegenheiten mit seinen Versen für dasselbe in die Schranken trat. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien nach Lebrun's Tode im Jahre 1811 in 4 Bänden, unter dem Titel: Oeuvres de Ponce-Denis (Ecouchard) Le Brun,

mises en ordre et publiées par P. L. Ginguené et précédées d'une notice sur sa vie et ses ouvrages.

Seinen Freund Andrieux wollen wir hier gleich anschließen, der als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und später als Präsident des Tribunals keine unerhebliche Wirkung auf die Oeffentlichkeit ausübte, und in der französischen Poesie besonders als Komödiendichter sich einen bleibenden Namen gemacht hat. Auch als Erzähler hat er einige Lieblingsstücke des französischen Publikums geschaffen, wozu vornehmlich der Müller von Sanssouci gehört, in dem auch ein versöhnliches Licht auf die Könige geworfen wird:

— et ces malheureux rois,
Dont on dit tant de mal, ont du bon quelquefois.

Der Müller heißt aber selbst Sanssouci in dieser Erzählung, und der Dichter glaubte, daß nach ihm erst das berühmte Schloß des großen Friedrichs getauft worden. Andrieux war zuletzt Professor der Literatur am Collège de France in Paris gewesen. Seine Werke erschienen, von ihm selbst besorgt, unter dem Titel: Oeuvres de F. G. J. St. Andrieux, zuerst Paris 1818—23 in 4 Bänden, später 1823, in 6 Bänden. — Mit Andrieux wirkte zusammen Collin d'Harleville, der sich durch eine Reihe von Theaterstücken, besonders auch im Fach des Lustspiels, bekannt machte. (Thèâtre et poesies fugitives de J. F. Collin d'Harleville, Paris 1805, in 4 Bänden. Eine andere Ausgabe: Chef-d'oeuvres dramatiques, Paris 1822.)

Ebenso Picard, der Schauspieler und Theaterdichter zugleich war, und im Lustspiel eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit an den Tag legte. Das gewöhnliche bürgerliche Leben war es, das er in seinen Stücken scharf und charakteristisch wiederzugeben verstand. Sein Hauptverdienst ist

die Natürlichkeit der dramatischen Entwickelung, und an ihm, wie an den vorgenannten Dichtern, ist die frische und ungetrübte Laune, diese Harmlosigkeit des Schaffens zu bewundern, welche sie sich in ihrer Zeit bewahren konnten. Auch Picard's Romane wurden zu ihrer Zeit viel gelesen, und, ebenso wie seine Komödien, mehrfach in's Deutsche übersetzt. Unter Andern schrieb er einen Gil Blas der Revolution in 5 Bänden, der zu seiner Zeit viel gelesen wurde. Die Oeuvres de L. B. Picard, Paris 1821—22, enthalten eine Sammlung seiner Theaterstücke und einiger seiner Romane.

Diese Dichter, der unbefangenen Production hingegeben, hatten sich dadurch gewissermaßen unabhängig vom Zeitgeist gestellt, und trugen nicht die Verderbtheit, aber auch nicht die mächtige Bewegung desselben an sich. Anders war Pierre Augustin Caron de Beaumarchais, dessen Lustspiele wir hier noch ganz besonders und in ihrem innern Zusammenhange mit dem Zeitalter der Revolution zu betrachten haben. Kaum hat ein anderer Autor die innerste Dialektik seines Jahrhunderts so sehr in seiner Person und seinem Talent ausgeprägt, als Beaumarchais, welcher auf dieser Ausgehöhltheit und Nichtigkeit seiner Zeit, aber auch auf ihrer elastischen Kraft des Widerspruchs, gewissermaßen wie ein Virtuose herumspielte. Wir können diesen merkwürdigen Menschen auch nicht besser bezeichnen, als wenn wir ihn einen Virtuosen des revolutionairen Zeitgeistes nennen, denn dieser war ihm das Instrument, auf welchem er mit allerhand feinen und kühn angewandten Kunstgriffen meisterhafte Wirkungen hervorrief. Die Sophistik Voltaire's und Rousseau's versetzte sich bei ihm mit einem Advokaten-Talent, das den Markt des Tages zu beherrschen verstand, und seine Spitzfindigkeit darauf verwandte, die Ideen der Zeit gewissermaßen an den Mann zu

bringen. Seine Hauptproduction in dieser Beziehung ist die Hochzeit des Figaro, welche Komödie als eine Fortsetzung seines Barbier de Seville ou la précaution inutile (1775) zuerst im Jahre 1784 unter dem Titel la folle Journée, später erst le mariage de Figaro genannt, erschien. Die Hochzeit des Figaro ist die wahre Komödie der Revolution. Das schleichende Gift der Gesellschaft, das Niemand noch beim rechten Namen zu nennen weiß, und welches doch alle in ihrem innersten Mark ergriffen hat, zeigt sich uns hier in einer merkwürdigen Verkettung von Verhältnissen, die alle mit Schlangenwindungen um den Gegensatz von Sein und Schein sich drehen. Das, was ist, ist nicht; dieser dialektische Grundgedanke zieht sich erschütternd und Alles untergrabend durch die Hochzeit des Figaro hin, und dies ist zugleich der Hauptgedanke der Revolution, die in dem Bestehenden das Nichtseiende aufzuzeigen hatte. In dem Stück des Beaumarchais sind alle Personen schuldig, und selbst diejenigen, die etwa Recht darin haben, wie Figaro selbst, sind von der allgemeinen Schuld nicht freizusprechen, sondern behalten ihren Antheil an der Verdammung Aller. Daher der unheimliche und fast gespensterhafte Hintergrund, welchen man bei der Komödie, trotz aller ihrer Muthwilligkeiten und ergötzlichen Verschlingungen, nicht loswerden kann. Es ist der lauernde Geist eines tiefen Unheils, der, obwohl er noch mit Neckereien sich begnügt, doch seinen tragischen Eindruck nicht verwinden läßt. Und auf diese allgemeinere Wirkung ist es abgesehen, nicht etwa bloß darauf, im Grafen Almaviva und seinen sittlich unterhöhlten Verhältnissen die Verlorenheit eines aristokratischen Lebens zu zeichnen. Die ganze Stimmung des Zeitalters, die nur Nichtiges überall sehen mochte, ist in der Hochzeit des Figaro abgedrückt. Jede Form hat hier schon ihre innere Bedeutung

verloren, und darum wird mit ihr dies lose Spiel getrieben, das theils in allem Ernste über jede heilige Scheu hinaus ist, theils in der Frivolität dieses Antastens aller heiligen Bande sich gefällt und damit zu gefallen sucht. Wenn man will, bewies Beaumarchais in diesem Stück ein gewisses Darüberstehen über dem Geist der Revolution und der allgemeinen Anzweiflung der Verhältnisse, denn all diese geheimen Sünden und Sündenneigungen, die am Ende nur der Trieb eines Jeden nach dem ihm naturgemäßen Verhältniß sind, werden im Grunde vom Dichter selbst mit einer kalten, nirgend Partei nehmenden, das Verwickeltste mit Ueberlegenheit bemeisternden, Ruhe abgehandelt. Man könnte sagen, daß Beaumarchais selbst dieser Figaro der Revolution war, der zu den Ereignissen derselben die nämliche Stellung einnahm, wie der kluge Barbier zu den Verhältnissen jener Komödie. Figaro steht auch über allen diesen Verhältnissen, deren geheime Fäden er so geschickt durcheinander windet, und am Ende ist er der einzige, der mit einem reellen Vortheil aus dem ganzen Intriguenspiel hervorgeht. Dieser sein Vortheil besteht, außerdem daß er die Braut davonträgt, noch darin, daß er sich herrlich amüsirt hat und den Triumph seines Witzes, zum Theil auch seiner Rechtschaffenheit feiert, denn er intriguirt hier theilweise auch aus Rechtlichkeit, es steckt in diesem ehrlichen Schelm die gesunde Naturkraft, die dem Volke überhaupt inwohnt, und wodurch es selbst in den schlimmsten Krisen, wie die der Revolution, in seinem innersten Grunde doch nur das Rechte und Edle verfolgt. So erhält auch die ganze Komödie den heitern volksthümlichen Schluß, welcher sich in den Couplets durch die übermüthige Weisheit des: Tout finit par des chansons ausdrückt. Dieser Standpunkt des Figaro ist ein sehr freier und nützlicher, und unter Verhältnissen, die alle ihre Ein-

fachheit verloren und in sich selbst verschroben sind, von dem wirksamsten Erfolg. Auch Beaumarchais beutete die Revolution zu seinem Nutzen und Vergnügen aus. Er begründete sich durch mancherlei Spekulationen, welche er an die Ereignisse knüpfte, ein bedeutendes Vermögen, verwandte es aber besonders darauf, diejenigen Autoren, auf welche sich die Revolution als auf ihre ersten geistigen Urheber stützt, gewissermaßen die Patristik der Revolution, nämlich Voltaire und Rousseau, in glänzenden Gesammtausgaben neu herauszugeben. Diese Kehler Ausgabe des Voltaire, dessen noch unedirte Manuscripte er auch angekauft hatte, kostete ihn allein gegen drei Millionen Franks. Sie erschien in 70 Bänden, 1784—89. Seine Ausgabe Rousseau's kam ebenfalls in Kehl heraus, in 34 Bänden, 1783—89.

Von seinen Bühnenproduktionen, welche er mit der Eugénie, der bekannten auch von Göthe im Clavigo benutzten Geschichte von Beaumarchais' Schwester, begann, ist noch zu erwähnen: la mère coupable, eine Fortsetzung des Figaro, und seine Oper Tarare. Beide Stücke tragen ebenfalls vielfache Keime des drängenden Zeitgeistes in sich, und sind theilweise auch auf bestimmte Persönlichkeiten gerichtet, worin Beaumarchais überhaupt eine eigenthümliche Tapferkeit seiner Zeit gegenüber bewies. Denn er begnügte sich selten mit den Allgemeinheiten der Ideen, sondern griff keck in die lebendige Fülle der ihn umgebenden Wirklichkeit hinein, wo er denn hervorzog, was ihn den Zeitgeist in einer persönlich gewordenen Gestalt am schärfsten fassen ließ, oder auch, was gerade seinen eigenen Leidenschaften entsprach. Ebenso berühmt, wie als Dichter, ist Beaumarchais als Prozeßführer geworden, namentlich durch seine Prozesse gegen Goezmann und Madame Kornemann, welche er durch seine darüber herausgegebenen

Memoires zu einem öffentlichen Interesse und zu einer Rechtsangelegenheit für die ganze Nation zu machen wußte. Er entwickelte in diesen Prozeßschriften eigentlich dasselbe Talent, welches seinen Theaterstücken diese in die öffentliche Meinung sich einätzende Wirksamkeit verlieh, nämlich das Talent, mit der heitersten Miene seine Zeit zu verachten und ihr diese Verachtung noch dazu wie eine Schmeichelei ins Gesicht zu werfen. Dies war das große Geheimniß, wodurch Beaumarchais wirkte, und wodurch er den neuen Ideen Durchbruch beim größeren Publikum verschaffte, ohne daß man von ihm selbst sagen könnte, es seien diese Ideen in ihm schon Fleisch und Blut gewesen. So griff er den Adel an, von welchem er die berühmte Definition gegeben: qu'est-ce qu'un noble? — un homme qui s'est donné la peine de naître. Aber er selbst ließ sich darum die Genußlichkeiten einer aristokratischen Rouéschaft nicht entgehen. Beaumarchais war ein Werkzeug der öffentlichen Meinung, wie sie solche Zeiten brauchen. Aus ihren schlimmen Säften gezeugt, aber mit der gesunden Naturkraft, dagegen zu reagiren, begabt, stellte er den Prozeß des kranken Organismus dar, der sich durch den Widerstand gegen sich selbst zu befreien sucht. Wie Beaumarchais in der Poesie den Weg der Natur einzuschlagen suchte, indem er eine freie Entwickelung wirklicher Lebensverhältnisse auf der Bühne zu ihrer Hauptaufgabe stellte, so kann man wohl auch von seiner auf das Oeffentliche übergehenden Wirksamkeit behaupten, daß sie für Recht, Wahrheit und Freiheit ersprießlich gewesen, insofern er das Gegentheil davon in seiner Richtigkeit aufgezeigt hat. In neuerer Zeit hat Mary Lafon (im Journal de l'institut historique, Paris 1834, Livr. 2.) ziemlich wahrscheinlich zu machen gesucht, daß ein Freund von Beaumarchais, Gudin de la Brunellerie, seine Stücke eigentlich ausgearbeitet habe, indem

Beaumarchais nur den Plan dazu gemacht, und später die letzte Hand daran gelegt hätte. Solche Behauptungen, wie glaubhaft sie auch immer gemacht werden können, werden doch stets nur einen sehr precären Werth haben. Ein seiner Zeit sich so bemeisternder Genius, wie Beaumarchais, kann nicht noch einen andern hinter sich gehabt haben, der ihm soufflirt und für ihn gearbeitet hätte. Die Werke von Beaumarchais erschienen zuerst Paris 1780 in 4 Bänden, darauf: avec des dissertations, par Gudin de la Brunellerie, Paris 1809 in 7 Bänden, später 1821—26 in 6 Bänden. Eine neuere Ausgabe ist: Oeuvres complètes, précédées d'un notice par M. Saint-Marc-Girardin, Paris 1836.

Andere Dichter jener Zeit, die in einer Specialgeschichte der französischen Literatur nicht leicht fehlen dürften, können wir hier für unsern Zweck übergehen. Es sind dies namentlich Boufflers, Ducos, Parny, der französische Tibull, der von der napoleonischen Polizei verboten wurde; Legouvé, d'Avrigni, Fontanes, der antirevolutionaire Dichter, Désaugiers; Duval, gleich Picard, dramatischer Dichter und Schauspieler zugleich, und Andere, welche hier für unsere laufende Betrachtung nicht gerade als eingreifend aufzunehmen sind. Der Dichter der Marseillaise, wofür M. J. de Chenier häufig gehalten wurde, war Rouget de Lisle, den wir hier noch wegen des wunderbaren Schicksals anzuführen haben, welches ein einziges Gedicht gehabt, indem es, wie kaum jemals ein anderes, zu einer weltgeschichtlichen Thatsache wurde, und, gleich den aus Drachenzähnen emporgeschossenen Mannschaften, mit seinen Versen blutige Ereignisse gesäet hat. Von diesem Dichter der Marseiller Hymne sind sonst keine poetischen Thaten weiter bekannt geworden, doch reicht die eine, welche in Wahrheit eine solche war, hin, um seinen Namen

dauernd in die Geschichtsbücher einzuzeichnen. Er starb erst im Jahre 1835, nachdem er eine Pension von 6000 Francs, welche man ihm nach der Julirevolution zur Anerkennung seines Gedichts angeboten, ausgeschlagen hatte.

Ferner wollen wir noch Arnault mit einigen näheren Bezeichnungen erwähnen, weil er zu den von Napoleon begünstigten Dichtern gehörte, aus welchen der Letztere gern eine eigenthümliche Literatur des Kaiserreichs hätte hervorwachsen sehen. Antoine-Vincent Arnault hing den Grundsätzen der Revolution an, aber er gestaltete dieselben als Dichter unabhängig von allem Parteigeist, in einem reinen Sinne der Freiheit, von welchem besonders seine Dramen durchglüht sind, namentlich die, in welchen er altrömische Lebensgestalten mit großer Kraft und Hoheit der Darstellung gezeichnet hat. Seine ersten Tragödien, die ein bedeutendes Aufsehen erregten, waren der Marius à Minturnes (1791) und Lucrèce ou Rome libre (1792). Zu mehreren Opern Méhul's lieferte er den Text. Eine seiner neueren Tragödieen, Germanikus (Paris 1816), die er durchaus getreu nach dem Tacitus gearbeitet, ist vielleicht die gediegenste seiner Productionen und zeichnet sich ebenso sehr durch die Einfachheit der Behandlung, wie durch einen kühnen und hinreißenden Gedankenschwung aus. Unter seinen übrigen Schriften ist besonders sein großes Prachtwerk über Napoleon zu nennen (Vie politique et militaire de Napoléon, ouvrage orné de planches lithographiées d'après les tableaux et les dessins des premiers peintres de l'école française, Paris 1822, in 3 Foliobänden, wofür zum Lohn ihm Napoleon in seinem Testament ein Vermächtniß von 100,000 Francs bestimmt hatte. Auch poetisch hatte Arnault den Kaiser mehrfach zu verherrlichen gesucht, besonders durch seinen Chant lyrique pour l'inauguration de la statue votée à l'Em-

pereur par l'Institut und die Cantate sur la naissance du Roi de Rome, Paris 1811. Und doch bleibt Arnault, wenn auch vorzugsweise der Dichter des Kaiserreichs zu nennen, in seinen Productionen zurück hinter dem Glanz und der Bedeutung dieser Zeit, die zu ihrer Verherrlichung kein so mächtiges Organ der Poesie in ihm fand, als sie durch die Allgewalt ihrer Ereignisse wohl hätte erzeugen können. Es wollte diese auf die bloße Gewalt des Factums gegründete Periode überhaupt kein productives Genie hervorbringen, in welchem sich ein umfassendes, tiefdurchdrungenes Bewußtsein dieser Zeit, und ein plastischer Abdruck derselben gestaltet hätte. Die vollständigste Ausgabe von Arnault's Werken erschien in Paris 1824, in 8 Bänden.

Dasselbe geistige Verhältniß zur Kaiserzeit stellt uns Arnault's Freund, Jouy, dar, der geistvolle Hermite de la Chaussée d'Antin, mit welchem Arnault zusammen an der Biographie nouvelle des Contemporains arbeitete. Jouy ist ein scharfer und durchdringender Beobachter seiner Zeit, und kannte dieselbe in ihren mannigfachsten Abstufungen und Zusammenhängen, wodurch er im Stande war, so charakteristische Bilder von dem Privatleben dieser Epoche, namentlich unter Napoleon's Herrschaft, zu entwerfen, wie er dies unter der Maske des Eremiten der Chaussée d'Antin gethan. Die so bezeichneten Aufsätze erschienen zuerst in der Gazette de France, in welcher Jouy jede Woche einen Artikel zu liefern hatte, was vom 17. August 1811 bis zum 31. März 1814, an welchem Tage Ludwig XVIII. in Paris einzog, geschah. Gesammelt erschienen diese Artikel unter dem Titel: L'Hermite de la Chaussée d'Antin, ou Observations sur les moeurs et les usages Parisiens ou commencement du 19. siècle, in 5 Bänden, Paris 1812—1814. Aber auch Jouy be-

saß nicht die Kraft, seine Zeit dichterisch zu gestalten, und in einem Gemälde zu einem großen objectiven Ganzen zu verarbeiten. Er reflectirte sie nur nach ihren Einzelnheiten in diesen Sittenschilderungen des Jahrhunderts, oder streute anregende und begeisternde Anspielungen auf den Tag in seine Theaterstücke und besonders in seine berühmten Operntexte ein. Namentlich hat er für die von Spontini componirten Opern: die Vestalin und Ferdinand Cortez, den Text geliefert. Auch er war nicht der Dichter des Kaiserreichs, welchen Napoleon suchte und brauchte. Jouy's Tragödie Bélisaire wurde von der napoleonischen Polizei wegen mehrerer darin befindlichen Anspielungen auf den Kaiser verboten. Wie Alexander der Große, so konnte auch Napoleon seinen Homer nicht finden. Später hat die französische Geschichtschreibung wohl Vieles geleistet, und man kann die Darstellung, welche Ségur in seinem berühmten Werke von Napoleon und der großen Armee geliefert, wohl das Epos des großen Kaisers nennen, das ihn freilich nur auf jenem tragischen Gipfelpunkt seiner Laufbahn zeigt. Von Jouy's Werken ist noch zu erwähnen, daß eine vollständige Ausgabe derselben Paris 1823 —1828 in 27 Bänden erschienen ist. —

Noch muß eine eigenthümliche Gestalt dieses Zeitraums, Frau von Staël-Holstein, geborne Anne-Louise-Germaine Necker, und zwar besonders für sich, nach ihrer individuellen Natur, betrachtet werden, obwohl sie auch den Ideen nach im innigsten Zusammenhange mit der Epoche steht, deren literarischen Ausdruck wir zu charakterisiren haben. Diese Schriftstellerin ist ein glänzendes Phänomen in ihrer Nation, das nach allen Seiten hin blendende Strahlen werfen, und wenn auch keine belebende Wärme, doch ein Bewunderung erregendes Licht um sich verbreiten mußte. In der Staël wollte die Natur das höchste Meisterstück

des Weibes schaffen, welches das poetische und liebeschwellende Frauenherz in einer Harmonie mit den höchsten Aufgaben des Staats und der nationalen Wirklichkeit darstellen sollte. Auf eine so großartige Harmonie war es ohne Zweifel in der Staël angelegt, denn sie besaß alle Fülle der weiblichen Innerlichkeit neben dem ausgebildetsten Sinn für die öffentlichen Angelegenheiten des Staats und der Nation, und neben dem heroischen Muth, sich dem Dienst dieser öffentlichen Wirklichkeit persönlich hinzugeben. Eine Schülerin von Montesquieu und Rousseau, deren Ideen sie schon in ihrer frühesten Jugend eingesogen, hing sie an dem Gedanken der politischen Freiheit mit einer Schwärmerei, welcher zugleich der practische Instinct, die scharfe Einsicht in die Wirklichkeit und ihre Verhältnisse, nicht fehlte, denn die Tochter Necker's hatte schon im Hause ihres Vaters, dem Vereinigungspunct der bedeutendsten Persönlichkeiten, eine Schule merkwürdiger Erfahrungen durchgemacht. Eine so seltene Begabung mit Eigenschaften, welche die Natur sonst getrennt und feindlich gegen einander zu halten pflegt, schien hier ein vollkommenstes und harmonisch ausgerundetes Dasein entstehen lassen zu wollen. Kam aber doch kein ganz ungetrübtes Bild hervor, sondern verzerrte sich vielmehr diese große Anlage theilweise zur Caricatur, so muß man sagen, daß die Schwäche und der Eigensinn des Geschlechts doch am Ende das wieder verpfuscht hat, was zur höchsten und umfassendsten Darstellung eines weiblichen Lebens, und zur wirksamsten Vereinigung der Seiten, welche sich sonst im Weibe trennen, berufen war.

Ihr Antheil an den Angelegenheiten des Staats und der Nation muß bedeutsam genug angeschlagen werden, wenn man bedenkt, daß Napoleon selbst es der Mühe werth hielt, mit ihr um ihre Sympathie zu unterhandeln. Man kennt die Anträge, welche ihr Napoleon mehrmals

machen ließ, um sie für seine Partei zu gewinnen, da sie ihm durch ihre Opposition, welche sie von ihrem Salon aus durch die mächtigsten Aussprüche in das innerste Getriebe des Lebens hinein verbreitete, immer gefährlicher wurde. Aber es bestand eine natürliche Feindschaft zwischen ihr und Napoleon, über deren eigentlichen Grund Vieles gefabelt worden ist. Es war vornehmlich diejenige Feindschaft, in welche das Genie mit dem Genie, die Größe mit der Größe zu gerathen pflegt. Napoleon mußte die geistige Ueberlegenheit einer Frau hassen, die sich ihm nicht unterordnen wollte, und die Staël verabscheute wieder in Napoleon die materielle Gewalt, deren rohe Grundlage ein Geist wie der ihrige, feinbesaitet und hochstrebend zugleich wie er war, anzuerkennen sich sträubte. So bildeten sich zwischen diesen Beiden, die auf der gleichen Höhe einer Ausnahmestellung, sie des Geistes und er der Gewalt, sich gegenüber standen, jene merkwürdigen Händel aus, die zuletzt aber von der napoleonischen Polizei ziemlich brutal geführt wurden. Sie nannte ihn den Robespierre à cheval, und das war im Grunde nur ein schlechtes Witzwort; er aber mußte gegen den Geist die Polizei zu Hülfe rufen, und das bewies die ohnmächtigste Stellung des Gewaltigsten, der Macht des Geistes gegenüber. Doch verdanken wir diesen Zerwürfnissen, welche sie aus ihrem Vaterlande trieben, die Veranlassung zu ihren deutschen Studien, welche in ihrer Einwirkung auf die französische Bildung selbst von nicht unerheblicher Wichtigkeit wurden.

Für unsere Aufgabe ist es hier vor Allem erforderlich, ihr Buch über die Literatur anzuführen, welches sie unter dem Titel: de la litérature, considérée dans ses rapports avec les institutions sociales, zuerst im Jahre 1796, erscheinen ließ. In diesem Buche bezeichnete sie, man könnte sagen, mit prophetischem Griffel, den wahren

Wendepunct der französischen Nationalbildung, und was sie hier angedeutet, ist in der späteren Fortentwickelung der französischen Literatur und Cultur reichlich in Erfüllung gegangen. Die innerste Wechselwirkung zwischen der Literatur und den Zuständen der nationalen Wirklichkeit, welche Frau von Staël hier mit durchaus geschichtlichem und philosophischem Geist nachzuweisen sucht, erscheint in ihrer Darstellung zugleich als das Erforderniß des wahren Fortschritts in der literarischen und geistigen Bildung eines Volkes. Das Ideal der Menschheit tritt bei ihr in der harmonischen Durchbildung des Innern und Aeußern, des Geistigen und Materiellen, hervor, und erfüllt darin, nach dem Gesetz einer immer fortschreitenden Entwickelung, die wahre Freiheit, welche zugleich die höchste Sittlichkeit und die größte Vernunft ist. So soll auch die Literatur nicht einseitig für sich dastehen und sich in eine absonderliche, aus Fremdartigem zusammengesuchte Manier verkleiden, sondern sie soll ihren unmittelbaren Antheil an der Entwickelung des ganzen Lebens haben. Mit einem Wort, das Wirkliche und das Menschliche, mit seinen Leidenschaften, Verwickelungen und Einrichtungen, will Frau von Staël zur wesentlichsten Aufgabe der Literatur und der Poesie gemacht sehen. Es war dies ein Manifest, mit welchem sie den wahren Lebenspunkt ihrer Zeit traf, und deshalb war ihr Buch von einer durchaus entscheidenden und epochemachenden Wirkung. Es drückte den Umschwung der französischen Nationalliteratur aus, wie er aus einer innern Nothwendigkeit hervor erfolgen mußte, indem die neuen Anregungen, welche in die literarische Production hineindrangen, auch neue Gesetze für dieselbe verlangten, und die alten immer mehr als todte erscheinen ließen.

Unter den eigenen Schöpfungen der Frau von Staël war es zuerst ihr Roman Delphine, (Paris 1803, 6 Bände),

welcher eine allgemeine Wirkung hervorbrachte, und zugleich eine neue Sphäre, die sociale, im Roman anbaute. Diese Delphine ist gewissermaßen der erste Musterroman über die Stellung des Weibes zur Gesellschaft und über die Conflicte zwischen Sitte, Neigung und Gesetz, wie sie besonders in einer bedeutend angelegten weiblichen Natur sich entspinnen. Es ist die erste jener socialen Darstellungen, welche später in Frankreich durch die Romantiker, vornehmlich aber durch George Sand, wie auch in Deutschland durch einige Autoren, einen eigenthümlichen Platz in der modernen Literatur einnahmen. Auch fehlte es schon der Staël nicht an den Anfechtungen, welche sich an solche Entwickelungen socialer Kämpfe leicht heranfinden, und die Delphine wurde sogar mit eine Veranlassung für Napoleon, die Verbannung der Verfasserin aus Paris zu befehlen. Frau von Staël hat in dieser Darstellung ein subjectives Moment ihrer eigenen Lebensstellung mitwirken lassen, denn es ist nicht zu verkennen, daß Delphine, in ihren zweifelvollen Zuständen und Schwankungen, in diesem Hin- und Hergeworfensein zwischen höheren Anforderungen ihrer Natur und den hergebrachten, an sich auch berechtigten Conventionen, das Unbehagen und den Schmerz malt, welchem die Dichterin in sich selbst Luft zu machen hat. Doch blieb bei der Staël Alles mehr innerhalb der Gränzen der poetischen Production und sie befreite sich darin auf künstlerischem Wege von dem drückenden Gefühl ihrer Zerwürfnisse. Sie verlor sich noch nicht auf jene schwindelnden Höhen der socialen Speculation, auf welchen wir später eine fast ebenso reich begabte Frau, George Sand, in einer so verwegenen und für sie selbst nicht beglückenden Stellung erblicken. Die Staël hatte mehr Hülfsquellen in sich, als George Sand, durch welche sie aus subjectiven Verwickelungen immer wieder Auswege zu frischen Thatäußerungen

des Lebens finden mußte, und sie stellt insofern eine vollkommnere und höhere Organisation dar. Sie wußte sich mit einer merkwürdigen Spannkraft des Geistes stets neue Gebiete des Wissens, der Thätigkeit und der Theilnahme zu eröffnen, sie studirte Deutschland, wenn ihr Frankreich verleidet wurde, sie hing sich an die großen Angelegenheiten des Staats, wenn ihr Herz nichts Anderes hatte, woran es sich hängen sollte. Bei diesem männlichen Vermögen, sich durch die Welt zu ergänzen und auszugleichen, war Frau von Staël doch durch und durch Weib, und erfüllte die Pflichten desselben wohlthuend nach allen Seiten hin. Ja selbst in ihrer öffentlichen Stellung zur Revolution, der sie sich Anfangs mit Begeisterung hingegeben hatte, machte sich das weibliche Naturell mit jener Herzensmilde und Gemüthsüberschwänglichkeit geltend, aus der ihre Réflexions sur le procès de la Reine, zur Vertheidigung der unglücklichen Königin Antoinette, hervorgingen.

Frau von Staël war unglücklich verheirathet, ihre erste Ehe war ein äußerliches Arrangement. Darin sehen wir auch bei ihr die Grundlage jener socialen Mißstimmung, welche die Delphine geschaffen. Frau von Staël war erfüllt von den höchsten Idealen der Liebe und Ehe, wie alle diese Frauen, welche an der Stellung ihres Geschlechts zur Gesellschaft zu Dichterinnen oder Märtyrerinnen geworden sind. Ihre poetische Hauptgestalt wurde aber die Corinna, (Corinne ou l'Italie, Paris 1807, 2 Bände), in welcher sie alle ihre Herzensgluth und Herzensbedürfnisse bekannt und ausgehaucht hat. Eine solche Stellung des Weibes, wie sie die Improvisatrice Corinna gehabt, diese freie öffentliche Erscheinung, in welcher der Glanz der Oeffentlichkeit doch wieder nur der Ausdruck der innersten verschwiegendsten Poesie des Weibes ist, dieser hohe Ruhm des äußerlichen Hervortretens, in dem aber nur das Zar-

teste, Innerlichste gefeiert werden soll, dies mochte auch der Staël als ihr selbst eignend und ihre schönsten Wünsche befriedigend erscheinen. Der große Aufwand, welchen Frau von Staël an die sehr farbenreiche Darstellung dieses Buchs gewandt hat, trägt zuweilen etwas vom Rausch des Opiums an sich, welchem letztern sie bekanntlich, zur Verkürzung ihres Lebens, leidenschaftlich ergeben war. Diese Entzündungen der Phantasie, welche sie so meisterhaft ausgemalt hat, entspringen hier allerdings zugleich aus dem italienischen Leben selbst, aus der italienischen Natur und Kunst, deren Eindrücke sie in diesem Roman vollständig niederzulegen gesucht. Es spielt aber dabei zugleich jene Ueberreiztheit der Nerven mit, die alle Modulationen des Gefühls bis zur feinsten Spitze des Tons durchmacht, und, sich matt und müde stürmend, doch nicht zum Frieden eines Vollgenusses gelangt.

Das berühmte Buch der Staël über Deutschland, das im Jahre 1809 von ihr vollendet wurde, (de l'Allemagne, zuerst London 1813, Paris 1814 in 2 Bänden erschienen), ist hier zunächst zu erwähnen. Man hat ihrem Umgang mit A. W. v. Schlegel, der auf so vertraute Weise ihr Genosse und Begleiter war, einen großen Antheil daran beimessen wollen, doch muß derselbe wohl auf Einzelnheiten beschränkt bleiben. Denn man sieht es dieser ganzen Darstellung an, daß der Stoff eigenthümlich und aus der unmittelbaren Anschauung heraus gewonnen und verarbeitet worden. In diesem Buche herrscht eine gesunde Denkkraft, die sich frei von aller Manier und subjectiven Befangenheit zu erhalten strebt und mit einem feinen und Alles durchdringenden Spürblick geradewegs auf ihren Gegenstand losgeht. Diese Aneignung der deutschen Literatur und Wissenschaft ist in ihrer Art noch immer die gründlichste und tiefsinnigste, welche dem französischen Geist bis jetzt

gelungen, und die Staël hat darin zuerst das Wahlverwandtschaftsverhältniß zwischen der deutschen und französischen Literatur durchgreifend begonnen, von welchem nachher so oft auf beiden Seiten mit ebenso großer Wichtigkeit als Grundlosigkeit die Rede gewesen. In keinem Franzosen aber ist es noch zu dieser productiven Durchdringung mit dem deutschen Literaturgeist gekommen, wie sie die Staël in ihrem Buche über Deutschland erreicht hat. Ihr persönlicher Umgang mit den deutschen Literaturheroen in Weimar trug dazu allerdings das Wesentlichste bei, und sie hat Vieles mündlich zu erforschen verstanden, was andre Franzosen niemals aus deutschen Büchern erlernen mögen. Wie sie aber das Erforschte aufnahm und gestaltete, zeugt von einer männlichen Kraft und Würde des Geistes, und doch wieder von dem weiblichen Tact und Instinct, der sich auch in das Tiefste gewissermaßen hineinzuschmeicheln versteht und mit der Anempfindung (wofür Göthe ein- für allemal das klassische Wort gebildet) zugleich das Verständniß empfängt. Die deutschen Studien scheinen aber auf Frau von Staël's eigene Bildung auf das Entscheidendste zurückgewirkt zu haben. Sie brachte auch von dort den religiösen christlichen Inhalt wieder mit, dessen sich Frankreich in der Revolution entleert hatte.

Dasselbe, was wir dem weiblichen Instinct der Staël beigemessen haben, gilt auch von ihren Betrachtungen über die hauptsächlichsten Begebenheiten der französischen Revolution (Considérations sur les principaux évènements de la révolution française) welche sie während der Jahre 1813—1817 niedergeschrieben, und die erst nach ihrem Tode veröffentlicht worden sind. Hier ist sie mit derselben merkwürdigen Fähigkeit in den Staatskörper eingedrungen und hat die constitutionellen Ideen in dem höhern Licht einer ideellen und moralischen Nothwen-

digkeit gezeigt. Die englische Verfassung erscheint dabei als ihr Ideal, das auch in Frankreich verwirklicht zu sehen ihr eifrigstes Bestreben ist. Die Liebe zu ihrem Vater, welche einen Grundzug ihres Wesens bildet, mischt sich auch in diese Darstellung auf die rührendste Weise, indem sie die Verwaltung des Minister Necker ebenso einsichtig als begeistert darin auseinandersetzt.

Wir müssen uns mit diesen wenigen Grundstrichen zur Characteristik einer Frau begnügen, deren Bedeutung in die Zukunft der Nationalbildung hinausreicht, und die nicht bloß an der Stelle, auf welcher sie in der Literatur erscheint, ihre Wichtigkeit behauptet. Ebendeshalb verdient sie eine selbstständigere und mehr individualisirte Betrachtung, während wir hier nur den Punct zu finden hatten, auf welchem sie ihren hochbegabten Geist mit den innersten Bewegungselementen der Zeit sich begegnen ließ. Eine vollständige Ausgabe ihrer Werke besorgte ihr Sohn in 18 Bänden, Paris 1820—1821.

---

4. Die publizistische und historische Literatur.

Wir haben gesehn, wie die productive Literatur dieses Zeitraums von den öffentlichen Ereignissen bedingt war und eines Wechsellebens mit demselben zu ihrer eigenen Fortbildung bedurfte. Diesem Verhältniß war namentlich in der Poesie der schwankende, halbfertige und über die Gränzen der Kunst hinausgehende Charakter zuzuschreiben, weil sich der Einfluß der Zeit mehr in diese Gebilde hineindrängte, oft auch in ihnen versteckte, als daß sie der unmittelbare plastische Ausdruck des damaligen Nationalgeistes

geworden wären. Von einer eigentlich freien künstlerischen Production konnte daher nicht wohl in dieser Phase der französischen Literatur die Rede sein. Freier und sicherer mußte sich dagegen das Talent der publizistischen und historisch-politischen Schriftstellerei in dieser Zeit emporschwingen. Dieser Theil der Literatur, in welchem sich jetzt die französische Sprache am glänzendsten und beweglichsten entfaltete, konnte die entschiedenste Färbung und Individualisirung gewinnen.

Die Memoirenliteratur, die ihren wesentlichsten Quellpunkt in dieser Periode fand, hat eine der eigenthümlichsten Fähigkeiten der französischen Nationalität ausgebildet, nämlich die, die öffentlichen Ereignisse gewissermaßen persönlich werden zu lassen und dadurch den Gegensatz zwischen Privatleben und öffentlichem Geschichtsleben aufzuheben. Die Geschichte empfing in diesen Memoiren ihre entscheidenste Beleuchtung aus der Stellung der persönlichen Verhältnisse, deren Kehrseiten und Geheimnisse alle dabei hervortreten mußten, und doch waren diese Persönlichkeiten wieder die dienstbaren Träger der öffentlichen Dinge, zu deren Entwickelung sie sich so fein, so klug, so leidenschaftlich, so besonnen in Bewegung setzten. Es ist dies etwas Antikes in dem französischen Nationalcharakter, daß die Persönlichkeit ganz im Vaterlande und das Vaterland ganz in der Persönlichkeit aufzugehen pflegte. Sowie der Römer in seinem eigensten Sein Rom war und mit seiner Weltstadt zu einem unzertrennlichen Begriff verschmolzen schien, in welchem eine Sonderung der Privatinteressen von den öffentlichen Angelegenheiten nicht mehr zulässig war, so ist auch dem Franzosen diese Ineinsbildung seiner Persönlichkeit mit dem Begriff von Frankreich wie angeboren, und dies Schauspiel eines in allen seinen Einzelnheiten so merkwürdig zusammengehörenden nationalen Orga-

nismus stellt sich uns in der Memoirenliteratur so reich und vielfältig dar. In antiker Weise, nach Art des Cäsar, schrieb auch der General Dumouriez sein militairisches und politisches Leben, indem er sich darin selbst in der dritten Person einführt. Er war einer der bemerkenswerthesten und begabtesten Charaktere der Revolution, und seine eigene vielfach gespaltene und widerspruchsvolle Stellung in derselben macht seine Schriften, die er über Frankreich sowohl, wie über die allgemeine Lage des damaligen Europa herausgab, und dann besonders auch seine Lebensbeschreibung und seine Memoiren, zu den bedeutsamsten Zeugnissen seiner Zeit. Seine kräftigen und gehaltenen Schilderungen von Frankreich zur Zeit der Revolution haben neben ihrem historischen Werth den der lebendigsten Anschaulichkeit. Seine Mémoires erschienen zu London 1794 in 2 Bänden, worin die spätere Geschichte seines Lebens dargestellt ist. Diese Memoiren ergänzte er selbst durch die einige Jahre darauf herausgekommene Vie du Général Dumouriez (Hamburg 1805, in 3 Bänden) worin er die Schicksale seines früheren Lebens erzählt. Von seinen übrigen Werken ist noch zu erwähnen: Coup d'oeil politique sur l'avenir de la France (Hamburg 1795) und Tableau spéculatif de l'Europe, (Hamburg 1798).

Die französische Publizistik nach den Individualitäten ihrer Hauptvertreter zu charakterisiren, wäre eine sehr umfangreiche Aufgabe des Literarhistorikers, welche ein eigenthümliches Licht auf die öffentlichen Verhältnisse verbreiten würde. Wir haben hier nur noch einige Autoren zu nennen, in welchen uns der literarische Abdruck der Revolution für unsere allgemeine Betrachtung am bezeichnendsten entgegentritt. Dies ist zuerst Pierre Louis Lacretelle, genannt der Aeltere, der begeisterte Anwalt der Constitution von 1791, welcher sowohl als Redner in der gesetz-

gebenden Versammlung, wie in seinen mannigfachen publizistischen, politisch-literarischen und juristischen Abhandlungen, die Revolution als eine öffentliche Rechtssache zu behaupten und auch innerhalb dieses Rechtsstandpunktes einzugränzen suchte. Dieser Standpunkt, welchen er mit aller Kraft des Geistes und mit persönlicher Aufopferung durchführte, war ein sehr bedeutender, denn es kam ihm darauf an, das subjektive Gefühlselement, und damit die persönlichen Leidenschaften und Verwirrungen, von der Sache der Revolution abzustreifen und dafür den reinen und ursprünglichen Rechtsbegriff aus ihr zu retten. Er war vielleicht der ehrlichste Mann der Revolution, und dabei von einer unerschütterlichen Festigkeit seiner Vernunft, die sich keinen Augenblick den Leidenschaften des Tages gefangen gab. Seine vorzugsweise juristische Stellung in der Revolution war jedoch keine einseitige, sondern verband sich in ihm mit einer philosophischen und sittlichen Weltanschauung, durch welche er dem Rechtsbegriff seine höchste und alle Verhältnisse des Staats umspannende Ausdehnung zu geben trachtete. Das rechtsphilosophische Element in Lacretelle ist um so merkwürdiger, als es bei ihm nicht aus der Anwendung eines bestimmten philosophischen Systems auf die Rechtswissenschaft sich erhob, wie denn dies in Deutschland die eigentliche Geburt der Rechtsphilosophie ist. Bei Lacretelle war es das innerlich zerwühlte und mit den Rechtsbegriffen überworfene Zeitalter der Revolution, das die philosophische Betrachtung des Rechts und der Gesetzgebung in ihm hervorrief, indem es ihn auf die allgemeinen Grundbedingungen des menschlichen Daseins und auf den ersten Quell seiner gesetzlichen Einrichtung, die Vernunft, zurückweisen mußte.

Seine gerichtlichen Reden und rechtsphilosophischen Arbeiten sind gesammelt in der Ausgabe seiner Oeuvres com-

plètes (1823—24, in 6 Bänden), welche Lacretelle noch selbst zu besorgen begonnen, und worin sich auch ein dramatischer Roman Malherbe ou le fils naturel findet.

Nicht ganz so unzweideutig in seinem Verhältniß zur Revolution steht sein jüngerer Bruder Charles Lacretelle da, der das Journal des Débats, kurz nach seiner Begründung, mit Ducos zusammen redigirte, und worin schon seine Geschichtsschreibung der Revolution begann. Seine Histoire de l'Assemblée, de la Convention Nationale, et du Directoire exécutif, Paris 1801—1806, 5 Bände, (die später als der siebente bis vierzehnte Theil seiner Histoire de la France pendant le 18me siécle, Paris 1808 erschien), sie hat ihn besonders namhaft gemacht, obwohl auch vielen Tadel über Gesinnung sowohl wie über Darstellung der Thatsachen ihm zugezogen. Er ist ein Geschichtsschreiber der historischen Einzelnheiten, die man lebendig genug von ihm überliefert erhalten kann, über die er aber beständig das Ganze vergißt. Auch die historischen Arbeiten des älteren Ségur (Lous Philipp, Comte de Ségur) sind hier noch, als bedeutungsvoll aus den Bewegungen dieses Zeitraums hervorgegangen, zu nennen. Dieser Mann befand sich in verschiedenen Zeiträumen auf den höchsten Stellen der Gesellschaft, bald war er der russischen Kaiserin Katharina II. Günstling gewesen, und wirkte dadurch wesentlich auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse mit, bald stand er als Ceremonienmeister Napoleons demselben mit der feinsten Schmeichelei nahe. Mit dem Schmeichler und feinen Staatsmann verband Ségur jedoch zugleich den Sinn eines Ehrenmannes, mit dem er die öffentlichen Verhältnisse ansah und beurtheilte, und dies bewies er vornehmlich in seinen historischen Werken, die neben der eleganten Darstellung den Vorzug eines in das innerste Staatsleben der Völker ein=

geweihten Beobachters an sich tragen. Darunter sind besonders zu nennen: die Décade historique ou tableau historique et politique de l'Europe de 1786—1796, contenant l'histoire de Frédéric Guillaume II. roi de Prusse, et un précis de révolutions de Brabant, de Hollande, de Pologne et de France, Paris 1800, 3 Bände (vierte Ausgabe 1824, 4 Bände) und sein Abrégé de l'histoire universelle, ancienne et moderne, à l'usage de la jeunesse, Paris 1817 — 1830, in 47 Bänden. Seine Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes (dritte Ausgabe, 1827, 3 Bände) wurden in Frankreich stark gelesen. Auch als Liederdichter und Theaterschriftsteller hat sich Ségur bekannt gemacht, als letzterer besonders durch sein Théâtre de l'Ermitage 1789, 2 Bände, welches die Stücke enthielt, die er für das Sommertheater der Kaiserin Katharina II. auf ihrem Lustschloß l'Hermitage gedichtet hatte. Seine gesammelten Werke erschienen zu Paris 1824—30 in 33 Bänden.

Jean Baptiste Say, der National-Oeconom, dürfte auch hier anzuführen sein, da er zur Zeit der größten Verwilderung der Revolution den Muth hatte, durch eine gediegene wissenschaftliche Unternehmung den Gemüthern wieder eine Richtung auf etwas Höheres und in ewigen Ideen Feststehendes zu geben. Denn es war im zweiten Jahre der Republik, 1794, als er die Décade philosophique, littéraire et politique, in Gemeinschaft mit Chamfort und Ginguené, herauszugeben begann. Dies war eine Lectüre, welche das entfesselte Volk auf andere Gedanken bringen sollte, und das Journal bestand lange als eines der eifrigst gelesenen.

In diesem Zusammenhange wollen wir zuletzt noch Pierre Edouard Lemontey nennen, der in vielseitiger Thätigkeit seiner Zeit angehörte, und als ein ironischer Kopf

in vielen witzigen kleinen Schriften und Gedichten ihre Kehrseiten herausstellte. So gab er bei der Kaiserkrönung Napoleons das humoristische Flugblatt: Irons-nous à Paris? ou la famille du Jura, Paris 1804, heraus, bei Gelegenheit der Geburt des Königs von Rom das heroisch-komische Epos: Thibaut, Paris 1811, und mehrere Schriften dieser Art. Doch war sein Beruf, die Zeit zum Bewußtsein ihrer selbst zu bringen, eigentlich ein höherer, und er suchte auch denselben durch eine kritische Geschichte Frankreichs zu erfüllen, die den Zeitraum vom Tode Ludwigs XIV. bis zur Gegenwart, also die für das französische Nationalleben entscheidendsten Wendepunkte und Uebergänge, darstellen sollte. Bekanntlich vollendete er davon nur seine berühmte Geschichte der Regentschaft und Minderjährigkeit Ludwigs XV. die nach seinem Tode unter dem Titel: Histoire de la Régence et de la minorité de Louis XV. jusqu'au ministère du Cardinal de Fleury, Paris 1832, 2 Bände, erschien, und in der wir den historischen Stil in seiner höchsten Würde und Ausbildung zu bewundern haben.

---

5. Die Wiederherstellung des religiösen Geistes in Frankreich.

Der philosophische und religiöse Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, der die Geister gelähmt und die Staaten zerfressen hatte, er wurde in Deutschland, wie wir bald sehen werden, durch die auf das Unendliche sich wendende Macht des Gedankens bezwungen, in Frankreich schlug er sich selbst seine Todeswunde in der Revolution, in welcher die ganze Negation dieses Jahrhunderts sich verblu-

tete und mit ihrem Blute den Boden der Geschichte neu bestellte.

Eine nächste Folge der französischen Revolution wurde eine religiöse Reaction, die vornehmlich durch François Auguste Vicomte de Chateaubriand eingeleitet wurde, diesem vielseitig schillernden und farbenreichen Geist, der seinen über alle Richtungen der Zeit hinwegquellenden Reichthum an innerer Kraft und Phantasie bald hier bald da Blüthen treiben und Wurzel schlagen ließ. Später werden wir ihn als eine majestätische Gestalt des Legitimismus zu charakterisiren haben, und ihn in dieser Richtung endlich beschlossen und beruhigt finden. In der Revolution aber erscheint er uns noch in der ganzen Beweglichkeit und Wandelbarkeit seines Wesens, bald der neuen Bewegung des Nationallebens leidenschaftlich zugewandt, bald die dadurch im Gemüth der Menschheit gerissene Kluft wieder zu verbinden trachtend. Aus diesen beiden Richtungen seines Geistes sind seine zwei Hauptwerke, welche diesem Zeitraum angehören, hervorgegangen, nämlich sein Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes, considérées dans leurs rapports avec la révolution française, welches zuerst im Jahre 1797 in London erschien, und dann sein vielberühmtes Génie du Christianisme, ou beautés de la religion chretienne, das zuerst 1802 herauskam. Ehe Chateaubriand das erstgenannte Buch schrieb, hatte er schon seine heiße Dichterbrust im Schatten der amerikanischen Urwälder gekühlt, wohin ihn seine abenteuerliche Reiselust getrieben. Dort, unter den Kindern des Urwaldes, den Indianern, hatte er, wie er selbst auseinandergesetzt, alle Staats- und Verfassungsformen bei den verschiedenen Stämmen systematisch ausgebildet angetroffen, und so gewissermaßen seinen politischen Cursus in den amerikanischen Wäldern durchgemacht. Die

Ideen des Rousseau'schen Naturstaats, mit denen er ursprünglich angefüllt war, begegneten sich ihm hier mit der mannigfachsten Gliederung politischer Organismen, wie sie unter den Indianerstämmen gewissermaßen wild gewachsen schienen und doch ganz der politischen Theorie gemäß sich entwickelt hatten. So wildgewachsen und buntvermengt erschienen auch die politischen Ideen, welche Chateaubriand bald darauf in seinem Buche über die Revolutionen aufstellte, in welchem er den Versuch machte, die großen Umwälzungen der Geschichte mit einer vernünftigen Weltregierung in Einklang zu bringen. Er schrieb dies Buch in London, wohin ihn sein Schicksal getrieben, nachdem er im Heer der Emigranten, und bei der Belagerung von Thionville die Ungunst dieser Verhältnisse ritterlich miterduldet. Es war aber in diesem seltsamen Buche vornehmlich der Stachel der Revolution selbst, welcher in des Verfassers eigenen Busen tief hineingedrungen, und an dem wir ihn sich herumwinden sehen. Sein Ringen war, die aufgeregten Gegensätze der Geschichte wieder zu beschwichtigen, doch war er selbst noch der Aufregung verfallen, die ihn mit Herzensangst an alles nur irgend erdenkbare historische Material sich anklammern läßt, das er zu seinen Combinationen von allen Seiten her zusammenrafft. —

Die Schriftsteller des alten Frankreichs waren zuletzt bei ihrer Nation in einige Verachtung gerathen, weil sie noch religiös gewesen waren. Damit aber der geistige Nationalruhm, welcher sich noch an das Zeitalter Ludwigs XIV. festgeschlossen hatte, nicht geschmälert würde, hatte man, um Cornille und Racine in ihrem Ansehen aufrecht zu erhalten, ausgesprengt, daß diese großen Dichter heimlich Atheisten und schlechte Christen gewesen wären, obwohl nicht zu läugnen sei, daß sie auch als Dichter bedeutender dastehen würden, wenn sie in dem Zeitalter Dide-

rot's und d'Alembert's gelebt hätten*). Durch diesen unterhöhlten Literaturgeist des achtzehnten Jahrhunderts war allgemach jene Veränderung der Nationalideen eingetreten, deren ersten Anstoß Chateaubriand sogar schon auf den Telemach Fenelon's, des Bischofs von Cambray, zurückführen will, indem er in seinem Essai sur les révolutions vornehmlich folgende Stellen aus dem Telemach heraushebt, wo derselbe „einen despotischen König niederstürzen sieht, dessen blutiges Haupt, an seinen Locken emporgerissen, dem zu dem Schauspiele versammelten Volke vorgewiesen wird, das er unterdrückt hatte." Ferner lernt Telemach schon, daß der Regierte nicht für den Regierenden geschaffen ist, sondern dieser für jenen. Und es wird ihm von dem Tode eines Tyrannen erzählt, und ihm die Schilderung eines glücklichen Volkes nach der Natur gemacht (la peinture d'un peuple heureux selon la nature). An einer andern Stelle des Telemach (Livr. XII.) sagt Fenelon auch schon: der König vermag Alles über das Volk, aber die Gesetze müssen auch Alles über das Volk vermögen.

Einen entschiedneren Charakter trug Chateaubriand's Buch über den Geist des Christenthums, wenn man mit dem reinen Worte Geist diesen Génie du Christianisme übersetzen darf, wo der Titel schon auf das am Christenthum hervorzuhebende ästethische Element hinzudeuten scheint, auch diese ästhetische und schöngeistige Construction des Christenthums, mit welcher sich Chateaubriand in diesem Buche an die überreizten und zerstörten Nerven seiner Nation schmeichlerisch wenden wollte, um durch diese künstliche Vermittelung den religiösen Inhalt nur überhaupt wieder durchzubringen. Treffender würde man jenen Titel daher „die Schöngeisterei des Christenthums"

*) Chateaubriand, Génie du Christianisme I. 8.

verdeutschen. Das Christenthum erscheint hier als beau mit einem sehr narkotischen Geruch. Es wird wie Moschus über das kranke Leben der Nation gestreut, um mit starken Düften diese allgemeine Fäulniß zu übertäuben. Es war eine Schaale voll Opium, dies Christenthum, welches Chateaubriand auf die Revolution goß, um diesen Krampf des geschichtlichen Lebens wieder zu stillen, und statt des großen Völkerfriedens, welcher die Freiheit ist, schöne Träume von der schönen Jungfrau Maria auszugießen. Die Wiederherstellung des religiösen Geistes, ward in Frankreich durch Chateaubriand eine Wiederherstellung des Katholizismus in seinen strengsten und besondersten Formen.

Die große Glaubenstrennung, welche Europa seit der Reformation zerklüftet hatte, zeigte sich auch hier wieder an der Pforte der neuern Zeit als dasjenige schädliche und unheilsvolle Element, das die Einheit der modernen Völkerentwickelung beständig gestört hat. In Spanien war das katholische Prinzip zugleich als das Staatsprinzip am entschiedensten zur Ausbildung gekommen. England aber hatte das protestantische Prinzip als das Prinzip der politischen Freiheit entwickelt. In Frankreich hatte Montesquieu in seinem Esprit des lois zuerst an der brittischen Verfassung seine Ideen vom Staatsleben entwickelt, welche in seinem Lande die Grundlage der staatswissenschaftlichen Erkenntniß und Bildung überhaupt wurden. Frankreich hatte auch schon seit dem ersten Riß, welchen es in das Gebäude der absoluten Monarchie gemacht, angefangen, ein eigentlich protestantisches Staatsleben in sich vorzubereiten. Die Staatsentwickelung wurde in Frankreich protestantisch, der katholische Glauben hatte sich nicht nachtheilig in die Bewegungen der politischen Freiheit hineingedrängt. Um den Abgrund der Revolution wieder zu schließen, hatte aber

auch Napoleon für nützlich erachtet, daß man in denselben den Katholizismus hineinwerfe, und in diesem Sinne wurde ihm das Buch von Chateaubriand jetzt eine sehr willkommene Erscheinung, ja dies Buch ist in diesem Betracht eine durchaus welthistorische Thatsache. Nach der Revolution schien man in Frankreich überall wieder beten zu gehen. Die religion de nos peres ward plötzlich wieder eine große Modesache. Aus den Steinen der zerstörten Bastille, die in England pfundweise für vieles Geld verkauft wurden, ließ man sich nun in Frankreich Heiligenkreuze verfertigen. Von wunderbaren Bekehrungen hatte man schon in der letzten Zeit gehört. Es war sogar durch Frankreich die Sage erschollen, daß Voltaire als Kapuziner gestorben sei. Ganz Frankreich wurde in der That jetzt fromm, und schlug das Kreuz hinter seine eigenen Sünden her.

Das Buch von Chateaubriand wirkte aber damals auf alle Stände belebend und gewissermaßen mit einer bezaubernden Kraft, denn die Behandlung war ebenso unwiderstehlich als die Anregung darin für den Augenblick wohlthuend war und den in der Wüstenei des Tages verschmachtenden Herzen mit einem Labetrank entgegenkam. Wir haben früher den Geist der atheistischen Literatur und der sensualistischen Systeme in Frankreich bezeichnet, und die nothwendige Seite ihrer Berechtigung, die auch ihnen auf ihrer Stelle nicht abzusprechen war, nicht geläugnet. Dieser Geist hatte jedoch sein negatives Moment, in welchem er sein Dasein gefunden, bald überleben müssen, und was er durch die Erschütterung aller positiven Formen gewirkt, war, sobald diese Wirkung wieder eine feste Lebensgestalt gewann, zugleich sein eigener Tod gewesen. Auf diesem Punct, wo das Bedürfniß nach einer neuen Erfüllung mit positivem Inhalt sich wieder einstellte, war Chateaubriand eben

mit dieser seiner ästhetischen Darstellung des Christenthums erschienen, die dem tiefern religiösen Bewußtsein widerwärtig und widerstrebend sein muß, die damals aber in ihrer Berechnung auf die erschlafften Herzen ihren Endzweck nicht verfehlte. Chateaubriand machte im Génie du Christianisme die Religion zu einem Gegenstand des Wohlgefallens an schönen Formen und poetischen Empfindungen, und überhaupt zu einer Gestaltung der Schönheit. Die Schönheit wird gewissermaßen die Vermittlerin zwischen der Schwäche der Menschen und der Größe der Gottheit, welche letztere wir nicht zu fassen und zu ertragen vermöchten, wenn sie sich nicht für uns zu jenem milden Glanz und in jene schmeichlerischen Illusionen abdämpfte, die Chateaubriand an den Lehren und dem Ritus des Christenthums als das Wesentlichste hervorhebt. So nimmt hier bei ihm die Schönheit diejenige Stelle ein, welche eigentlich der Idee des Mittlers selbst zukommt, und die raisons poétiques, die raisons de sentiment sind es, die dem Dogma seinen Halt und dem Glauben seine Lebenskraft verleihen sollen. Deutsche Theologen, namentlich der ehrenwerthe und freisinnige Tzschirner, haben von Chateaubriand's ästhetischer und sentimentaler Entwickelung des Christenthums nicht mit Unrecht gesagt, daß sie oft gleichbedeutend mit der Voltaire'schen Verspottung desselben erschiene. In der That macht sich dieser Eindruck häufig genug geltend, und es ist merkwürdig zu sehen, wie der Widerstand, welchen Chateaubriand gerade der Frivolität der Religionsansicht entgegenstellen wollte, bei ihm selbst einen frivolen Anstrich gewinnen mußte, wie dies bei seiner Schilderung der Jungfrau Maria der Fall ist. Maria, die Mutter Gottes, ist das schöne und entzückende Weib, deren Bild uns um deswillen in dieser irdischen Schönheit entgegenstrahlen muß, daß wir uns in sie verlieben und durch

diese Verliebtheit des himmlischen Geistes und der höchsten Tugend theilhaftig werden. Das Weib Maria, welches „Jungfrau und Mutter zugleich ist, (diese beiden göttlichsten Zustände des Weibes) die auf einem Strahlenthron sitzt, glänzender wie Schnee, von schönen Engeln bedient, Harfentöne und himmlische Stimmen spielen ein beständiges Concert um sie her, sie, durch deren süßen Schooß die Gnade des Herrn herabgekommen, gleichsam als hätte Gott dadurch diese Gnade nur noch schöner machen wollen, sie enthält das bezauberndste Dogma des Christenthums in sich, indem sie den Schrecken und Zorn Gottes dadurch sänftigt, daß sie die Schönheit zwischen unser Nichts und die göttliche Majestät stellt.“ (en interposant beauté entre notre néant et la majesté divine. *)

Aber diese süßliche Frivolität, welche Chateaubriand der heitern und witzigen der Encyclopädisten entgegensetzte, befand sich doch wenigstens auf Seiten der Religion selbst, für welche der Génie du Christianisme Parthei ergriffen, und das genügte damals der Geistlichkeit, um eine Unterstützung der Religion und Kirche in diesen mythologischen Ausstaffirungen des Christenthums zu erblicken, ein Beweis mehr für die Gesunkenheit des geistlichen Standes, der sich an so schwachen Ranken wieder emporrichten mußte. Später stand der Génie du Christianisme auf dem Index der verbotenen Bücher, damals, bei seinem Erscheinen, mußte er sogar der Wiedervermittelung der französischen Kirche mit Rom dienen, in welchem Sinne Napoleon selbst das Buch betrachtete und belohnte. Chateaubriand hatte sich auch darin eine besondere Mühe gegeben, die stabilen Elemente des Katholizismus aufrecht zu erhalten. So sprach er mit aller seiner Begeisterung für das Cölibat der Priester. —

*) Génie du Christianisme I. 38. 39.

Die zweite Eva, welches Maria ist, sie hat, um die Uebel der ersten Maria zu heilen, die Jungfrauschaft vom Himmel herabgeholt. Der Gesetzgeber der Christen ward von einer Jungfrau geboren, und starb jungfräulich. Christus hat dadurch, sagt Chateaubriand, zugleich in politischer und natürlicher Hinsicht die Lehre geben wollen, daß die Erde die Höhe ihrer Bevölkerung erreicht, und daß die Zahl der Menschen, anstatt sie zu vermehren, zum Heil des ganzen Geschlechts vielmehr eingeschränkt werden müsse. Darum will Chateaubriand das Cölibat als eine göttliche Stiftung zur Abwehr der Uebervölkerung ansehen. Das katholische Cölibat hat sich freilich immer Mühe gegeben, diese Ansicht nach Kräften zu widerlegen, indem es bekanntlich aller Orten gerade zur Vermehrung der Bevölkerung seine geheime Thätigkeit entwickelt hat.

Auch die strengkatholische Ansicht der Ehe behauptet Chateaubriand hier in dieser seiner liebenswürdigen orthodoxen Schwärmerei. Der sacramentale Charakter der Ehe wird hier von seinen poetischen Bildern auf das Schönste verherrlicht, und Alles aufgeboten, um gegen jede Scheidung der Ehe zu sprechen. Die Unauflöslichkeit des Ehebundes ist eine Lieblingsgrille der romantisch-katholischen Staatsansicht. Sie tritt hier in Frankreich noch mit der besonderen Bedeutung auf, dem in der Revolution entsittlichten Privatleben eine neue Festigkeit der Form und Innerlichkeit des Inhalts zurückzugeben. Dies ist aber der falsche christliche Staat, der das Prinzip der schlechthin väterlichen Gewalt, auf welches er sich selbst von oben herab stützen will, auch von unten herauf zu befestigen strebt durch die alle Individualität überwältigende Ausschließlichkeit und Unzertrennlichkeit der Ehe, in welcher der absolut christliche Staat sich sein Abbild construiren will. Der nach der Revolution wieder religiös und katholisch gewordene Legitismus suchte

durch Chateaubriands begeisterte Stimme zuerst wieder diese seine innerste Herzensangelegenheit zur Sprache zu bringen.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie in einem so hochbegabten Geist, wie Chateaubriand, der Legitimismus und Katholizismus sich ineinanderzuranken und ihre Lebensfragen gierig zu verflechten suchen. Jedoch ist im Génie du Christianisme noch öfter von Freiheit die Rede, ja Chateaubriand nennt das Christenthum selbst la plus favorable à la liberté. Im Abendmahl sieht er sogar eine antike Gleichheit des menschlichen Geschlechts veranschaulicht, indem hier Alle mit gleichen Berechtigungen vor Gott hintreten. Doch wird diese Ansicht des Christenthums nicht weiter mächtig in ihm, und dringt nicht bis zu freien und heitern Formen des Lebens durch.

Auf den lebensfrohen Sinn der protestantischen Länder sieht Chateaubriand dagegen mit Bitterkeit herab. So wirft er z. B. den protestantischen Geistlichen in Deutschland vor, daß sie Bälle geben, um ihre Kinder zu amüsiren. Vielleicht thaten sie es auch, um ihre Töchter besser zu verheirathen, da protestantische Prediger gewöhnlich stark mit Töchtern gesegnet sind, was als eine sonderbare Thatsache zur Physiologie der protestantischen Prediger gehört, nicht minder merkwürdig als ein anderes die Literaturgeschichte angehendes Factum, daß nämlich der größte Theil der in Deutschland erschienenen Räuberromane von protestantischen Landgeistlichen verfertigt worden. Bälle geben und Räuberromane schreiben, das erstere vielleicht von dem Honorar der letztern, sind allerdings wohl zwei schwere Vorwürfe gegen die Geistlichkeit des Protestantismus, der seine weltliche Phantasie darin zu einer ausschweifenden Geltung gebracht hat. Aber für uns klingt es heut sehr veraltet und fast wie eine rührende Mythe, daß protestantische Pre-

diger Bälle geben sollen, was Chateaubriand in Deutschland bemerkt haben will. Leider hat sich das kräftige und gesunde Weltelement des Protestantismus in seiner Geistlichkeit heut nicht mehr so ungetrübt erhalten, als es in Luther's Geist ursprünglich entwickelt gelegen, und wie es der Protestantismus, als dieser Dränger der freien historischen Wirklichkeit, überhaupt zu seinem Wesen hat, und man muß sagen, daß die heutige protestantische Ascetik, die sich der Welt enthalten will, schlimmer ist als aller katholische Heiligendienst und Fastenwesen.

Die vollendete Meisterhaftigkeit des Stils, dieser großartige Zauber der Prosa, trugen übrigens nicht wenig zu dem unerhörten Erfolge des Génie du Christianisme bei. In seinem Roman Atala aber (einer Episode aus seiner in Amerika geschriebenen umfassenden Darstellung der indischen Stämme: Les Natchèz ou l'Epopée de l'homme de la nature, und zuerst einzeln erschienen Paris 1810), in ihm hat Chateaubriand zum Theil dieselbe Richtung, wie in dem Werk über die Schönheiten des Christenthums verfolgt und in eigenthümlichen poetischen Erfindungen veranschaulicht.

Es war aber nur die Phantasie gewesen, in welcher Chateaubriand eine Versöhnung hatte stiften wollen, welche nur in der Idee zu Stande gebracht werden konnte. Doch fehlte es auch selbst in jener Zeit nicht an Geistern, welche die ideelle Versöhnung, deren das in seinem Innersten erschütterte Frankreich bedurfte, stark genug in ihrem Bewußtsein trugen, denen aber nicht die Macht gegeben war, durch ihr Wort so weit hinauszubringen in die Massen der Nation, wie der mit magischer Redegabe ausgestattete Chateaubriand.

Ein solcher Geist war der fromme Saint-Martin, welchen man mit Recht den französischen Jacob Böhme

genannt hat. Seine Alles in Gott untertauchende Ansicht der Dinge, wie sie der Mystik eigen ist, und in Saint-Martin nicht nur das Schauen, sondern auch das Denken in Gott und durch Gott als die höchste Bildungsstufe des Menschen zu begründen suchte, sie entfremdete ihn jedoch nicht den öffentlichen Ereignissen und Nationalverhältnissen, die er vielmehr mit einer durchdringenden Schärfe und großartigen Ueberlegenheit beurtheilte. In dieser Beziehung ist besonders seine Lettre a un ami, ou considérations politiques, philosophiques et religieuses sur la révolution française (1795) bemerkenswerth. Die Revolution wird darin als ein Act der göttlichen Offenbarung begriffen, denn dies sei eine Krise der zu Ende gehenden menschlichen Gewalt auf Erden (la crise et la convulsion des puissances humaines expirantes, et se débattant contre une puissance neuve, naturelle et vive), und eine Herrschaft der Alles durchdringenden göttlichen Einheit soll an der Stelle des bisherigen eitlen irdischen Regiments ihren Anfang nehmen. Der gestürzte Monarch Frankreichs ist nicht durch menschliche Kraft allein gestürzt, sondern Gott hat darin eine große Lehre allen Königen und Völkern geben wollen, daß sie nicht länger sich gegen die Wahrheit verschließen, und an dem falschen Prinzip festhängen, in einem einzigen Menschen die ganze Nation zu concentriren, während das allein die Wahrheit sei, sich zu vergessen, sich hinzugeben, und sich nicht anders zu wissen als in der Nation. Die Mystik langte in Saint-Martin bei ihrem höchsten Ziel, einem Gottesstaat, an, doch statt sich mit leeren Träumereien in den Begriff desselben zu versenken, benutzte sie ihn vielmehr dazu, ihn in einem scharfen Gegensatze dem absoluten und feudalen Menschenstaate gegenüber zu stellen. Diese gesunde und practische Anwendung der Mystik auf die Wirklichkeit

ist sehr merkwürdig, und macht den Standpunct Saint-Martins zu einem ebenso eigenthümlichen als an neuen Anschauungen fruchtbaren. Die Mystik vertrat bei Saint-Martin die Stelle der Skepsis, welche in Voltaire, Rousseau, Diderot und den Uebrigen auf den Naturstaat hingetrieben hatte, und der Gottesstaat der Mystik muß am Ende dasselbe bedeuten, wie der Naturstaat, zu welchem die Skepsis durch Verneinung des bestehenden Weltzustandes zurückgekommen war. Als eine Offenbarung Gottes erkennt aber Saint-Martin die Revolution auch in Bezug auf die Kirche selbst, indem er seine Ueberzeugung ausspricht, daß der ächte Kern der Religion und die Grundwahrheit der Kirche durch diese Staatsumwälzung nur gefördert werden können. Die Vorsehung selbst hat sich der durch eine verdorbene und ruchlose Geistlichkeit gewissermaßen erkrankten Kirche angenommen, und diese Revolution erweckt, um mit den Mißbräuchen des alten Regime auch die Mißbräuche der Kirche abzuschaffen, und unter neuen öffentlichen Formen des Lebens auch die Kirche neu erstarken und gesunden zu lassen.

Aehnliche Ansichten hatte auch der Graf Joseph de Maistre um dieselbe Zeit ausgesprochen, ein sehr origineller Schriftsteller, der, obwohl er sich auf dem einseitigsten katholischen Standpunct befunden und erhalten, gleichwohl die wohlthuende Wirkung der französischen Revolution auf den verderbten Klerus mit Bewußtsein anerkannt hat. In seinen Considérations sur la France (Paris 1796), welche in dieser Beziehung seine Hauptbekenntnisse enthalten, begreift er die Revolution, wie Saint-Martin, als einen Act der göttlichen Vorsehung (l'action de la providence a été visible dans la révolution). Der eigentliche Hauptsatz dieser Ansicht ist der christliche: la divinité punit pour régénerer. Und da es nach de Maistre nichts Zufälli-

ges in der Welt giebt, und alles Böse und jede Unordnung am Ende nur zum Guten und zur Ordnung wirken muß, so sind selbst die Gräuel und Schrecknisse der Revolution nothwendige und von Gott anerkannte Momente. Daher erblickt de Maistre selbst in Robespierre ein auserlesenes Werkzeug der Rettung: qu'on y réflechisse bien, on verra que le mouvement révolutionnaire une fois établi, la France et la monarchie ne pouvait être sauvées que par le Jacobinisme . . . Le génie infernal de Robespierre pouvait seul opérer ce prodige. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß gerade von diesen katholischen Politikern, als deren Haupt de Maistre angesehen werden kann, diese unbefangene welthistorische Auffassung des Revolutionsprincips ausgegangen war. Indeß hatte de Maistre um jene Zeit sein starr katholisches Staatsgebäude, das er später in seiner bekannten Theorie vom Papste (du pape, Lyon 1819) aufführte, noch nicht ersonnen. Vielmehr hatten ihn die großen politischen und moralischen Erschütterungen seiner Zeit zu dem Gedanken bewegt, daß eine neue Offenbarung auch in der Religion bevorstehen könne, und entweder eine neue Religion oder eine Erneuerung des Christenthums in einer ganz außerordentlichen Weise, von der Zukunft zu erwarten sei. Es heißt in den Considérations (p. 66.): „Lorsque je considère l'affaiblissement général des principes moraux, la divergence des opinions, l'ébranlement des souverainetés qui manquent de base, l'immensité de nos besoins et l'inanité de nos moyens, il me semble que tout vrai philosophe doit opter entre ces deux hypothèses, ou qu'il va se former une nouvelle religion ou que le Christianisme sera rajeuni de quelque manière extraordinaire."

Seitdem hat dieser Gedanke einer neuen Religion

sowohl wie einer besonderen Erneuerung und Verjüngung des Christenthums, wie sehr auch de Maistre selbst wieder von ihm abgefallen, nicht aufgehört, in Frankreich wie in Deutschland die Gemüther zu beschäftigen, aufzuregen und zu den verschiedenartigsten Speculationen zu treiben. Es ist aber noch weniger hervorgehoben, wie dieser Gedanke, der Vater des Saint-Simonismus, Fourierismus und der andern socialen Phänomene, sich zuerst unter den Einflüssen der politischen Revolution ins Bewußtsein gebracht hat, und zwar in einer so bestimmten Form, wie ihn de Maistre ausgesprochen. Dieser aber blieb seiner eigenen Prophezeihung von der Zukunft keineswegs treu zugewandt. Er endigte vielmehr damit, einen in den Ideen der Vergangenheit wurzelnden theokratischen Staat zu construiren, der dann auf die Lehre von der Erbsünde sich begründen mußte. Denn bei der allgemeinen Schwäche, Verderbtheit und Unzulänglichkeit des menschlichen Geschlechts ist der Staat, welcher die Menschen am strengsten in Zucht und Buße nimmt, der beste und vollkommenste, seinem Begriff gemäßeste. Der wahre Begriff des Staats ist aber die Infallibilität, auf welche die von Gott eingesetzten Regierungen ihren Völkern gegenüber sich zu stützen haben. Ueber beiden aber, den Regierungen und den Völkern, steht der Papst, welcher, als da allerinfallibelste Wesen, den höchsten und letzten Grund der Infallibilität der Regierungen in sich darstellt, und darum als der oberste Schiedsrichter der ganzen Christenheit anzuerkennen ist. Die gesammelten Werke de Maistre's erschienen: Brüssel, 1838, in 7 Bänden.

In diesem Zusammenhange dürfte auch noch de Bonald anzuführen sein. Louis Gabriel Ambroise Vicomte de Bonald suchte in einem logischen Schematismus hierarchische und absolutistische Ansichten zu begründen,

und behauptete ein ausschließliches katholisches Staatssystem geschaffen zu haben. Man kann ihm nicht abläugnen, daß er mit Geist und selbst mit Genialität die revolutionairen Ideen zu bekämpfen gesucht, aber was er an deren Stelle setzte, war doch nur ein todter Autoritätsglauben, der bewegungslos in sich selbst verdumpfen mußte. Er schrieb zuerst als Emigrirter von 1791 seine Théorie du pouvoir civil et religieux, die im Jahre 1796 herauskam. Sein Hauptwerk aber ist die Législation primitive, considérée dans les derniers temps, par les seules lumières de la raison (zuerst Paris 1802, in 3 Bänden, dritte Ausgabe 1829). Gesammelt erschienen seine Werke: Paris, 1817—1819, in 12 Bänden.

Diesen Bestrebungen der religiösen Reaction gegen den Revolutionsgeist müssen wir auch schließlich noch den Namen Bernardin de Saint-Pierre anreihen, der hier um so weniger vergessen werden darf, als er eine so außerordentliche populaire Wirkung in Frankreich hatte. Seine Schriften, besonders Paul und Virginie (Paris 1789), sind auch in Deutschland fast allgemein gelesen, und haben ihren eigenthümlichen Zauber über die Gemüther verbreitet. Dieser gottselige Träumer, der ein unwiderstehliches Darstellungstalent besessen, suchte der Religion durch Betrachtung der Natur eine neue Stütze in seiner Zeit zu geben. Er hatte nicht die tiefe Kraft der Mystik, wie Saint-Martin, noch war es seine Sache, mit philosophisch-politischen Theorien und logischen Constructionen, wie de Maistre und de Bonald, sich einzulassen und dadurch auf eine bestimmte kirchliche Gestaltung hinzuwirken. Am meisten ist die Richtung Bernardin's mit dem ästhetisch-sentimentalen Christenthum Chateaubriand's zu vergleichen, in welchem auch der Naturbetrachtung keine unwesentliche Rolle zugetheilt ist. Aber so mächtig begabt, wie Cha-

teaubriand, war Bernardin de Saint-Pierre nicht, und seine Wirkungen verbleiben mehr in dem beschränkten Kreise der Naturidyllik, die er freilich zu den höchsten Zwecken zu benutzen strebte. Dem Unglauben seiner Zeit an Gott setzte er den in der Natur sichtbar gewordenen Gott entgegen, der denn in diesen Naturmalereien, in diesen Schilderungen ländlicher Sitte und Unschuld und eines aller Civilisation überlegenen Naturzustandes, oft auf sehr künstliche Weise, aber doch immer mit der schönen Innerlichkeit eines poetischen Gemüths, gefeiert und offenbar gemacht wird. Die Rousseau'schen Naturideale gingen in diesem Schriftsteller auf die sanfteste und gewissermaßen orthodoxeste Weise in Fleisch und Blut über. Dagegen wird alles Mangelhafte in der Welt nur den menschlichen Einrichtungen und Ueberlieferungen beigemessen, und dem Civilisationszustande werden die abschreckendsten Dinge nachgesagt. Es ist dies ein Standpunct des subjectiven Idealismus, welchen unser Schiller in den bekannten Versen: „Die Welt ist vollkommen überall, Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual," ausgedrückt hat. Dieser Standpunct läßt eigentlich den Aufenthalt auf einer wüsten Insel oder das Leben Robinson Crusoë's als das höchste Ideal eines menschlichen Zustandes erscheinen, und wirklich betreffen wir auch Bernardin de Saint-Pierre selbst in seinem eigenen Leben vielfältig auf solchen abenteuerlichen Gelüsten. Daß Napoleon diesen Autor vorzugsweise liebte war zu einer gewissen Zeit begreiflich, wo der große Kaiser Alles liebte und unterstützte, was dem aufgeregten Zustand der französischen Nation wieder die Basis einer moralisch-religiösen Rechtgläubigkeit zurückgeben konnte. Es war dies das Stadium, auf welchem die Despotie immer gern mit der Orthodoxie Verbindungen anknüpft. In Bernardin de Saint-Pierre aber war ein Element, dem man gerade nach den

wüsten und schrecklichen Eindrücken der Revolution sein Gemüth schwer entziehen mochte, denn wer folgte ihm nicht gern aus der wie mit einem Fluch beladenen, dunkeln und verworrenen Wirklichkeit auf die sonnigen und grünen Höhen seiner Dichtung, wo in den Gräsern der Athem Gottes weht.

Die Ausgabe seiner Schriften ist: Oeuvres complètes, précédées d'un Essai sur la vie et les ouvrages de Bernardin de Saint-Pierre, in 12 Bänden, Paris 1818—1831.

---

6. Deutschland. Die historische Bewegung und die deutsche Philosophie.

Die geistigen Zustände und Thaten, welche in demselben Zeitraum in Deutschland hervortreten, stellen in ihrem innersten Grunde dieselbe Idee des Völkerlebens dar, welche das politische Leben in Frankreich zur Zeit der Revolution getrieben, und die in Deutschland gleichzeitig in den inneren Bewegungen des Gedankens, in der Philosophie, und in den neuen Gestaltungen der Poesie, gearbeitet hat.

Das politische und das wissenschaftliche Land, Frankreich und Deutschland, stehen sich hier beim Beginn der neuen Zeit als die beiden von einander losgerissenen Grundelemente des modernen Lebens gegenüber, die aber bestimmt sind, sich mit einander zu vermitteln, und durch die Entwickelungen der Geschichte selbst in ihrem Gegensatz überwunden zu werden. Die Bedeutung dieser Stellung, welche der französische und der deutsche National-

geist zu einander haben, legt sich in den eigenthümlichen Richtungen, durch welche beide Völker sich beständig angezogen und abgestoßen haben, merkwürdig an den Tag. Die Hingebung an die geschichtlichen Thatsachen Frankreichs hat sich dabei in Deutschland ebenso entscheidend gezeigt, wie in Frankreich neuerdings die Hingebung an die philosophischen und ideellen Thatsachen des deutschen Geistes, nnd diese Symptome der französischen und deutschen Gegenseitigkeit bilden zusammen ein Ganzes, das in seiner welthistorischen Bedeutung aufgenommen und erkannt werden muß. Die politische Universalität Frankreichs und die wissenschaftliche Universalität Deutschlands stehen sich darin zu gegenseitiger Lockung und Anziehung gegenüber, was aber im großen Sinne der welthistorischen Entwickelung nur die Bedeutung haben kann: daß das freie historische Wachsthum des französischen Volkes sich mit dem Leben der wissenschaftlichen Idee zu durchdringen und zu sänftigen habe, sowie das deutsche Volk aus der wissenschaftlichen Erkenntniß eine historische That zu machen und die freie Idee der Wissenschaft in das Leben des freien Staats hineinzubilden habe.

Die deutsche Philosophie ist der eigentliche Geheimdienst, in welchem die Geschichte dieser Nation lange einzig und allein sich mit der Freiheit ihrer Völker beschäftigt hat. In ihrer Philosophie hat die deutsche Nation zuerst mit der ihr eigenen Inbrunst und Gewissenhaftigkeit ihre Zukunft zu bauen angefangen, und sie hat oft ihre ganze Lebensmacht und Gestaltungskraft in diesem gleichsam unterirdischen Reich des Gedankens aufgebraucht. Um so tiefer und innerlicher wird die Herrlichkeit des deutschen Geistes sich entfalten, wenn in Deutschland endlich aus dieser geheimen, der Nachtseite verfallenen Freiheit des Den-

kens die öffentliche That des freien Nationallebens gemacht wird!

In diesem Sinne, in welchem die Philosophie als eine Bewegungskraft des Nationalgeistes erscheint, ist hier zuerst Johann Gottlieb Fichte mit seiner absoluten Subjectivitäts- oder Ichheits-Lehre zu nennen, durch welche er das kritische und transcendentale System Kant's wissenschaftlich vollenden und die Kluft ausfüllen wollte, welche Kant zwischen den Gegenständen und dem sie erkennen wollenden Geist gelassen.

Das System Fichte's war es, in dem zugleich die revolutionaire Epoche zuerst ihren philosophischen Geistesausdruck in Deutschland gefunden. Nachdem Fichte in seiner ersten Schrift Versuch einer Kritik aller Offenbarung (Königsberg 1792), in der er sich noch fast ganz auf Kantischem Standpunct befunden, die durchdringende und unerbittliche Schärfe seines philosophischen Genie's angekündigt hatte, schritt er dazu, in seiner Wissenschaftslehre das neue Prinzip der Erkenntniß zu suchen, durch welches er eine Einheit in das zerrissene Wissen des menschlichen Geistes zu bringen trachtete.

Die erste Bearbeitung der Wissenschaftslehre von Fichte erschien im Jahre 1794, also mitten unter den Bewegungen der Revolution, und in der Aufregung aller europäischen Verhältnisse. Diese Wissenschaftslehre, in ihrer ersten Gestalt durchaus idealistisch, lehnte alle gegebenen Voraussetzungen der gegenständlichen Welt ab, und erhob sich aus dieser Negation der bestehenden Wirklichkeit zu der kühnen Behauptung, daß nur durch einen Akt des Ich die wahre Wirklichkeit producirt werden könne. Dies Ich, das bisher in der Welt in den historischen Traditionen des Staats- und Völkerlebens gefangen gesessen hatte, stand nun plötzlich zu einer Thathandlung des Erkennens auf, und suchte

aus sich heraus eine Philosophie zu begründen, in welcher der menschliche Geist innerhalb seiner eigenen nothwendigen Bestimmtheit zugleich die höchste Freiheit des Handelns entfalten sollte. Das Ich, welches durch diese Form des Erkennens schöpferisch in die Welt hineintritt, wird aber dadurch zugleich sein eigener Schöpfer, indem es sich durch dies sein erkennendes Handeln ebenso selbst hervorbringt, wie es die Realität der Welt durch sich bestimmt. Das Ich wird somit der wahre Ausfluß der Wirklichkeit und erzeugt sich doch zugleich aus seinem Erkennen der Wirklichkeit, welcher Akt das Bewußtsein ist.

Es ist keine Frage, daß diese philosophische Lehre ein kräftiges Ergreifen der thatsächlichen Welt begünstigen mußte, und darum ihrerseits ein wesentliches Symptom des erwachenden historischen Lebens der Völker war. Wenn auch Fichte später von diesem seinem ersten Standpunct wieder abfiel, und in der letzten Bearbeitung der Wissenschaftslehre *) diese Thatkraft des Ich wieder untergehen ließ in dem Begriff Gottes, den er nunmehr als den absoluten Grund aller Realität faßte, so folgte er doch in jenem Beginn seines Philosophirens offenbar einer historischen Zeitregung. In seinem Naturrecht (Jena, 1796, 1797, zwei Theile) trug er aber wesentlich dazu bei, den alten traditionell historischen Staat zu stürzen und aus seiner Kategorie des Selbstbewußtseins einen freien Rechtszustand zu entwickeln, welcher in der Gemeinschaft und Gegenseitigkeit freier Wesen den wahren Vernunftstaat begründe. Den Staat bestimmte er überhaupt als die Verwirklichung des

*) Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre, und zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre (in dem philosophischen Journal von Niethammer u. Fichte, 1797, Stück I. IV. V. und VI.) und: die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinsten Umrisse dargestellt. Berlin 1810.

Vernunftrechts und strebte somit einen idealen Staat an, welchen er den zusammenbrechenden politischen Formen seiner Zeit gegenüberstellte. In diesem Sinne schrieb er auch seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution." (1793). An diese neuen Gedanken vom Staat knüpfte sich bei Fichte auch seine Idee der allgemeinen Volkserziehung, die er als Forderung an den Staat richtete, und worin er den tiefsten Lebenspunct der modernen Staatenentwickelung traf. Die thatsächliche Gewalt des Geistes, mit welcher Fichte die philosophische Erkenntniß in das nationale Leben hinübergreifen zu lassen vermochte, zeigte er besonders in seinen Reden an die deutsche Nation (Berlin 1808) durch deren Geist und Sprache er sich selbst und seiner großen Persönlichkeit ein unsterbliches Denkmal gesetzt hat. Später trat Fichte freilich aus allen diesen practischen Anläufen seiner Philosophie den Rückzug in das Gebiet der übersinnlichen Moral und einer alle Wirklichkeit verachtenden oder auflösenden Gottseligkeitslehre an. Nun wurde der Vernunftstaat ein Gottesstaat und die höchste Freiheit ward in die moralische Vollkommenheit und Seligkeit gesetzt.

Man hat Fichte auf seinem ersten Standpunct des absoluten Ichs, der in den vom Jahr 1794—1802 erschienenen Schriften dieses Philosophen sich dargelegt hat, mehrfach vergleichen wollen mit der Erscheinung Napoleons, und dessen weltgeschichtlicher Bestimmung, in der das Heldenthum des absoluten Ichs den Abgrund der Revolution geschlossen hatte. Diese Vergleichung kann allerdings nach mehreren Seiten hin anschaulich durchgeführt werden. Beide Männer waren die Erben einer Revolution, Napoleon der politischen und gesellschaftlichen dieses Jahrhunderts, Fichte aber der durch Kant bewirkten Revolution des

philosophischen Bewußtseins. Das Volk hatte sich in der Revolution als die wahre objective Realität der Geschichte, als das absolut Seiende, herausheben und befreien wollen. Die absolute Monarchie hatte darin den Reflexionsstandpunct des subjectiven Idealismus geglichen, daß sie das Volk, oder die unendliche Objectivität, nicht als ein Seiendes, sondern nur als ein Gesetztes anerkannt hatte. Aber die Anerkennung der absoluten Realität des Volks hatte in der Revolution wohl erstritten, aber nicht in einer ewigen und festen Form der Freiheit gestaltet werden können. Mitten unter diesen Gestaltungsversuchen der Revolution regte sich wieder das Bedürfniß nach einer absoluten Subjectivität, die mächtig und groß genug wäre, über der Entwickelung der Volksidee zu thronen und sie beherrschend ihr zu dienen. Diese absolute Subjectivität wurde Napoleon, der die Volksidee in den Kaisermantel hüllte, und ein Zwischenreich gründete zwischen der alten und neuen Zeit, in welchem die Sonne des Ruhmes leuchtete. Denn um die Volksidee sicherer an dem Kaiserlichen Herzen einschlummern zu lassen, hatte er ihr den strahlenden Ruhm zum Spielwerk gegeben, mit dem er ihr die Freiheit vertauscht. Dies Zwischenreich der absoluten Ichheit Napoleons war die hervorgetretene Mitte zwischen dem absoluten Subject der alten Monarchie und dem in seinem absoluten Sein aufgegangenen Volksobject der neuen Zeit.

Wie in Frankreich mit der Bewegung der politischen Lebensformen, so wurde in Deutschland um dieselbe Zeit und in derselben Richtung mit der Bewegung des Gedankens geantwortet auf die heißeste Frage des Menschengeistes. Das absolute Ich, in welchem Fichte zuerst das ganze Geistesleben zusammenzudrängen suchte, stellte, wie die Herrschaft Napoleons, ebenfalls ein Zwischen-

reich zwischen der alten und neuen Zeit des Geistes dar, zwischen der Zeit, in welcher das Subject, in sich selber thronend, sich in himmelweiter Ferne abgeschieden hatte von der objectiven Wirklichkeit, deren Sein nicht aus sich selbst bestimmt und erkannt werden konnte, und der Zeit, in welcher das Object seine unendliche Tiefe erschließen, sein ewiges Anrecht an das Subject behaupten und sich in seiner substantiellen Einheit mit dem Subject als die wahrhaft reale Wirklichkeit entfalten wollte. Fichte warf sich wie ein Gefesselter zwischen Subject und Object herum, und faßte heldenmüthig seine Aufgabe jedesmal an den entgegengesetzten Enden an, um auf dem ersten Standpunct das Object durch das Subject, auf dem späteren das Subject durch das Object zu überwinden, in der Ueberwindung aber wesentlich zu einigen. Seine erste Philosophie hat er selbst in den Satz zusammengefaßt: das Ich ist Ein und Alles! Dies Ich ist aber nur dann das wahrhaft absolute Ich, wenn es das Nicht-Ich, das erfahrungsmäßig dem Ich als gegenständliche Welt gegenübersteht, als die eigentliche Schranke seiner Absolutheit aufgehoben oder vielmehr in das Ich hinein aufgezehrt hat. Das Nicht-Ich soll auf diese Weise negirt werden, und erweist sich doch in demselben Moment wieder als unentbehrlich, da, wenn alles Sein in die Subjectivität aufgegangen wäre; das Ich zugleich allen Inhalt seines Denkens verloren haben würde. Die Objectivität mußte daher aus dem absoluten Ich selbst wieder heraustreten und von demselben wahrhaft gesetzt werden, so daß sich hier erst in Weise einer Reproduction durch das sittliche Sollen die wirkliche Welt wieder herstellen muß. Dies zwischen Subject und Object umherirrende Ich war wie der ausgespannte Zaubermantel Faust's, der durch das magische Kunststück alle

Entfernungen im unendlichen Raum überwand. Aber die Welt blieb dabei eine ewig getrennte, und sobald der Zauber nachließ, sank der kühn Emporgeflogene ohnmächtig auf die unterste Erdscholle zurück. So fiel das Fichte'sche Ich aus seiner Absolutheit immer wieder in die beschränkende Endlichkeit herab, die es nicht durch die ausreichende Kraft des Gedankens überwinden und in die wahrhafte Unendlichkeit aufheben konnte. Es war dasselbe Scheinspiel des Gedankens, und mit derselben Heldenkraft durchgeführt, wie wir von Napoleon gesehen, daß in ihm die objective Volksidee sich als herrschend hatte setzen wollen unter der Form der absoluten Subjectivität, die aber ihren Inhalt, das Volk, in sich hinein verzehrte, um es nicht als ein an und für sich Seiendes, sondern als das Sein sollende wieder aus sich zu reproduciren und in den Staat zu entlassen, so wie das Fichte'sche Ich, welches das Nicht-Ich nicht mehr wie Kant als ein Fremdes und Unbegriffenes sich gegenüber bestehen lassen konnte, es schon zu einem Prozeß wieder aufnahm, zu einem Prozeß der praktischen Vernunft, in welcher das sittliche Wollen sich die Wirklichkeit des Objects als eine sein sollende bestimmte.

Man hat das Fichte'sche Ich zu seiner Zeit vielfach verspottet. Jean Paul hat in seiner Clavis Fichtiana, die er als komischen Anhang zu seinem Roman: Titan herausgegeben, am treffendsten die lächerlichen Consequenzen dieses Standpuncts gezogen. Er vergleicht diese absolute Ichheit, die, um handeln und reagiren zu können, sich vorher diesen Widerstand, das Nicht-Ich, erschaffen muß, mit dem Vater des Sobouroff, der sich selber Geld borgte, sich Wechsel ausstellte, sie oft protestirte, und sich nach dem Wechselrecht strenge genug behandelte. Blos zu ihrer Verherrlichung, sagt Jean Paul, thut die absolute

Ichheit dies Alles. Oder er vergleicht den Fichte'schen Denkprozeß mit jener Katze, die ein brittischer Geizhals blos, anstatt sie zu füttern, mit fetten Riemen überstrich und die sich selber den ganzen Tag belecken mußte, um zu leben. Diesen ersten Standpunct der Fichte'schen Wissenschaftslehre, nach welcher die wahre Realität der Welt nur aus dem Ich übertragen wird, werden wir bald in der deutschen Poesie als das Prinzip der Ironie und des romantischen Humors eigenthümlich sich geltend machen sehen.

Zum zweiten Mal versuchten Subject und Object in Fichte, ihre ewigen Rechte auf einander durchzusetzen, und diese Berechtigung ihrer Einheit bewies sich gerade in diesem Philosophen auf doppelte Weise. Denn nachdem er in seiner ersten Philosophie vom Subject aus versucht hatte, das Object in das Subject hinüberzunehmen, warf er sich auf seinem zweiten Standpunct mit demselben Geistesdrang auf die Seite des Objects, und suchte nun das einzige wahrhafte Sein in dem Absoluten oder in Gott zu erfassen, wo das Subject selbst jetzt nur als Accidens der göttlichen Substanz erscheint. Diese Gestaltung seines Systems legt sich am schönsten und erschöpfendsten in seiner Anweisung zum seligen Leben dar. Hier erscheint Fichte von der Macht des Spinozismus getrieben und begeistert, und der Grundgedanke des Spinoza, Alles unter der Gestalt der Ewigkeit anzusehen, führt ihn hier auf die Höhen des idealen Lebens, und läßt ihn überall nur das eine absolute und göttliche Sein erkennen, mit dem sich zu vereinigen die Seligkeit selbst, wie zugleich die wahre Speculation ist. Alles Leben hat seine unwandelbare und ewige Grundlage nur im göttlichen Wesen. Die Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit der Erscheinungen besteht nur für die Reflexion. Alle die Zerspaltungen des Daseins werden

aber von dem reinen absoluten Denken ergriffen und zusammengefaßt unter die absolute und Eine Grundform des Begriffs, als die eine in sich geschlossene und vollendete Welt des göttlichen Lebens.

Diese im erhabensten Geist und in herrlicher Sprache ausgeführte Anweisung Fichte's zum seligen Leben (erschienen Berlin 1806) bildet für die Gestaltung eines neuen Verhältnisses zwischen Philosophie und Christenthum den wesentlichsten Uebergang, und besonders wurde hier der Grund gelegt zu derjenigen theologisch-philosophischen Richtung der Zeit, welche das johanneische Christenthum als die höchste und gültigste Form der christlichen Offenbarung bekennt. Es scheint noch wenig hervorgehoben, daß dies Christenthum des vierten Evangeliums, zu dem uns auch die neueste Schelling'sche Offenbarungs-Philosophie wieder hinzuführen strebt, als das letzte Resultat der Fichte'schen Philosophie hervorgegangen ist. Die sechste Vorlesung in Fichte's Anweisung zum seligen Leben hat den Zweck, die neue philosophische Ansicht in ihrer Uebereinstimmung mit dem Christenthum aufzuzeigen, dessen wahren Geist nach Fichte nur das Evangelium Johannis ausspricht, nämlich die absolute Einheit des menschlichen Daseins mit dem göttlichen, die in Jesus Christus als Person erschienen. „Nur mit Johannes — sagt Fichte S. 155 — kann der Philosoph zusammenkommen, denn dieser allein hat Achtung für die Vernunft, und beruft sich auf den Beweis, den der Philosoph allein gelten läßt, den innern: So jemand will den Willen thun des, der mich gesandt hat, der wird inne werden, daß diese Lehre von Gott sei. . . Die andern Verkündiger des Christenthums aber bauen auf die äußere Beweisführung durch Wunder, welche, für uns wenigstens, nichts beweiset. Ferner enthält auch unter den Evangelisten Johannes allein das, was

wir suchen und wollen, eine Religionslehre." Das Hineintreten der modernen Philosophie in die Theologie, mit der Absicht beide in eins zu gestalten, wird durch dies ausschließliche Hinwenden auf das Evangelium Johannis zuerst bezeichnet. Es geht aus Fichte zunächst in Schleiermacher über, und nimmt nicht blos dogmatische Bedeutung, sondern auch vorzugsweise historische Beweiskraft in Anspruch. Um so leidenschaftlicher wendet sich dann die destructive theologische Kritik der späteren Zeit gerade gegen dies Evangelium, liegt aber darüber mit sich selbst im Streite und vermag es weder zu beseitigen, noch stehen zu lassen.

Fichte aber, nachdem er die wahre Vereinigung des göttlichen Daseins mit dem menschlichen in Jesus Christus hineinverlegt, und zwar als eine historische Zeiterscheinung, fügt hinzu, dies enthalte nur die Wahrheit, nicht die Nothwendigkeit des christlichen Dogmas. Alle, die seit Jesu zur Vereinigung mit Gott gekommen, seien nur durch ihn dazu gelangt. Es sei aber nicht gewiß, ob nicht auch ohne Christus jemand zu jener Erkenntniß und zum seligen Leben gelangen könne. Die ewige Dauer des Christenthums als einer auf eine historische Person gebauten Religion sei durchaus nicht verbürgt. Wenn nur jemand wirklich mit Gott vereinigt, so sei es gleichgültig, auf welchem Wege er dazu gekommen, denn es wäre unnütz und verkehrt, statt in der Sache zu leben, immer das Andenken des Weges sich zu wiederholen. Kehrte Jesus einmal wieder in die Welt zurück, so würde er gewiß mit der Herrschaft des Christenthums in den Gemüthern zufrieden sein, und nicht danach fragen, ob man sein Verdienst dabei priese oder überginge. Nur die metaphysische ewige Wahrheit mache selig, das Historische aber sei ein bloßes, ein für sich bestehendes Factum, insofern einseitig, und in

dieser auf Einen Punct concentrirten Wahrheit blos Durchgangspunct. Die höchste absolute Erkenntniß bestimmt sich aber bei Fichte zuletzt als die absolute Liebe, oder als die Liebe Gottes, in welcher Gott und der Mensch als Eins und ewig verschmolzen erscheinen. In der Anweisung zum seligen Leben sagt Fichte von dieser Liebe: „Die Liebe ist höher denn alle Vernunft, und sie ist selbst die Quelle der Vernunft, und die Wurzel der Realität, und die einzige Schöpferin des Lebens und der Zeit; und ich habe dadurch den höchsten realen Gesichtspunkt einer Seins- und Lebens- und Seligkeitslehre, d. i. der wahren Speculation, zu welcher wir bis jetzt hinaufstiegen, endlich klar ausgesprochen."

Dies Ende hatte der subjective Idealismus in Fichte genommen, daß er das allmächtige Ich, von dem er ausgegangen war, zuletzt willig und mit Begeisterung hinopfern mochte an das allgemeine göttliche Sein, das sich in der Objectivität alles Lebens ihm erschlossen hatte. Diese großartigen Schwankungen Fichte's, die zuletzt ein so heiliges Bekenntniß von der Nothwendigkeit einer Versöhnung des Geistes mit der Erscheinungswelt ablegten, sie waren die eigentlichen Geburtswehen der neuen Zeit des deutschen Geisteslebens, und wurden gerade in ihrem Uebergang aus dem subjectiven Idealismus in die spinozistische Ansicht bedeutend für die ganze geistige Entwickelung.

So mußte auch Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, von dem wir jetzt zu sprechen haben, seine Entwickelung, durch welche die deutsche Philosophie sich vollenden wollte, zuerst auf dem Standpunct Fichte's beginnen, und konnte von diesem aus erst in die Tiefe der absoluten Erkenntniß hinabsteigen, durch welche er den höchsten innern Drang des Zeitalters nach Einheit und ideeller Verbindung zu befriedigen strebte und im Subject-Object oder in der

absoluten Einheit beider die alte Wunde des Dualismus zu heilen suchte, die das Menschengeschlecht in seinem geistigen wie in seinem historischen Leben so lange in seiner tiefsten Brust getragen. In Schelling haben sich alle einzelne Standpuncte der Philosophie gewissermaßen erschöpft, und wir sehen in ihm den Gott Wischnu der modernen Philosophie, der die vielfachsten Verkörperungen und Verwandelungen erfährt, den wir aber in seiner wahren Gottheit thronend auf der Lotosblume des Absoluten erblicken, auf welcher er den Gedanken der unendlichen Einheit alles Lebens träumt, und von seinen Träumen fuhr es damals wie ein elektrischer Zauberschlag durch die ganze Zeit, daß es sich in allen Gebieten der Erkenntniß danach lebensvoll regt und alle Erscheinungen und Bestrebungen der menschlichen Kunst und Wissenschaft sich hervordrängen und versammeln wie zu einem Frühlingsfest des Geistes. Schelling ist eine jener großen Persönlichkeiten, in denen das immerwährende Wechseln der Standpuncte nur die Lebensfülle der innern Entwickelung beweist, und nur dazu dient, den allgemeinen Fortschritt der geistigen Erkenntniß zu tragen. Im Reich des Geistes gilt lediglich das allgemeine Gesetz der Entwickelung, dem allein die Eide treu gehalten werden müssen. Unsere Zeiten sind aber nicht mehr so einfach, daß die Entwickelungskraft eines aus dem Ganzen und Vollen lebenden Geistes abzuschließen vermöchte in einer unveränderlich ihn beherrschenden Richtung. Das Drama des menschlichen Geistes nimmt immer von mehreren und verschiedenen Seiten zugleich seine Anläufe, um die Katastrophe zu gestalten, die endlich wie durch einen Ausschlag des Schicksals selbst erfolgt.

Indem aber Schelling in seiner ersten Philosophie, die wir jetzt zu betrachten haben, im Absoluten das Ideale und Reale als Eines begründete, suchte er das

Leben in seiner Totalität zu erfassen, und nicht blos zum Bewußtsein das Ich, sondern auch zur Anschauung zu bringen, welches Schelling die intellektuelle Anschauung nannte. Aus dem Absoluten ging das Ich selbst und die ganze reale Welt hervor, welche letztere in ihrer Erscheinung vorzugsweise die Natur war. Natur und Geist entwickelten sich aber gegenseitig aus einander und gelangten in dieser Identität, in welcher sie das absolute Sein darstellten, zu ihrem wahren Begriff. Dieser Begriff war in seiner Absolutheit zugleich Gott selbst und Gott war somit die Identität von Natur und Geist oder die Vernunft beider. Diese Totalanschauung des Lebens im Absoluten mußte auch alle einzelnen Richtungen des Daseins veredeln und befreien, und Alles, was sich in der Zeit zu bilden strebte, auf ein höchstes göttliches Urbild hinweisen. In dieses bestimmte und nothwendige Verhältniß zu einem Höchsten trat bei ihm auch die Geschichte, die in ihrem Gesammtprozeß nichts Anderes sein konnte, als das sich entwickelnde Absolute oder die Offenbarung Gottes selber. Der Staat selbst aber stellte sich gewissermaßen als der organische Körper des absoluten Seins dar, als die äußere Zusammengliederung des Ideals, in welcher die Gesammtheit aller Lebenselemente sich ebenso in ihrer Nothwendigkeit wie in ihrer Freiheit setzte. Die ideale Sphäre aber, in welcher der Staat darin stand, war die Sphäre der Freiheit, in der sich Freiheit und Nothwendigkeit in einander auflösen mußten. Das dialektische Widerspiel der Einheit und Vielheit (die absolute Indifferenz des Differenten, welche eigentlich der Grundgedanke des Schelling'schen Systems war) war nicht blos eine philosophische Erfindung des Zeitalters. Diese Idee hatte in der Revolution thatsächlich die Massen ergriffen und sie getrieben, die Vielheit des Volkes mit der Einheit des ganzen Staatslebens aus-

zugleichen. Die Revolution erstrebte ebenfalls diesen absoluten Indifferenzpunct der Einheit und Vielheit, auf welchem die Harmonie der Freiheit und Nothwendigkeit in der unendlichen Staatsidee sich darstellen sollte. Und so zeigte hier der deutsche Geist vor der Hand sein Begnügen, das Prinzip dieser Harmonie in dem absoluten Idealismus, auf rein geistige Weise, und mit Entsagung der thatsächlichen Anwendung auf das öffentliche Leben, zu construiren.

Die von Schelling entwickelte Philosophie schritt jedoch besonders als Naturphilosophie dazu vor, sich zur Bewegerin und Gestalterin des wirklichen Lebens zu machen *). Die entscheidende Annahme, zu welcher Schelling hier fortgegangen, war die Einheit von Natur und Geist, durch welche zugleich bestimmt wurde, daß die Natur, „nichts anderes sei als der sichtbare Geist," und daß sie unbedingte Realität, wahres Sein und absolute Thätigkeit habe. Dieser Gedanke wurde die erste Wendung zu einer großen Vermittelung der gesammten Wirklichkeit. In seiner Abhandlung „über das Verhältniß des Idealen und Realen in der Natur" erklärte Schelling die Erkenntniß

*) Die auf diesem Standpunct von Schelling herausgegebenen Schriften sind: Ideen zu einer Philosophie der Natur, als Einleitung in das Studium dieser Wissenschaft, I. Theil, Leipzig 1797. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage, Landshut 1803. — Von der Weltseele; eine Hypothese der höheren Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus, nebst einer Abhandlung über das Verhältniß des Idealen und Realen in der Natur, oder Entwickelung der ersten Grundsätze der Naturphilosophie an den Prinzipien der Schwere und des Lichts. Hamburg 1798. 3te Aufl. 1809. (Die Abhandlung über das Verhältniß des Idealen und Realen in der Natur besonders gedruckt: Hamburg 1806 und Landshut 1807). — Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, Jena 1799. — Einleitung zu seinem Entwurfe eines Systems der Naturphilosophie, Jena 1799. — Zeitschrift für die speculative Physik, Jena 1800 —1803. — Neue Zeitschrift u. s. w. Tübingen 1803.

der Natur für das Band, wodurch die Idee mit der Wirklichkeit vermittelt ist. In derselben Schrift ruft er denen, welche die Wissenschaft des Ewigen suchen, zu: „Kommet her zur Physik, und erkennet das Ewige!“ Diese Einheit von Physik und Ethik, die in der antiken Ansicht der Welt schon lebendig gewesen, sie wurde durch Schelling zuerst wiedergefunden, und durchdrang und erschütterte als eine neue Lebenskraft ihr ganzes Zeitalter. Diese Erkenntniß war wichtig, denn sie enthielt die Ineinssetzung der Idee mit der Wirklichkeit in sich, in welcher das Gesetz des Geistes auch das Gesetz der Natur geworden war. Der Dualismus der Weltansicht, der bisher mit Schmerzen und schönrednerischer Sehnsucht sich an die Unerreichbarkeit des Ideals festgehangen hatte, er war durch die Naturphilosophie überwunden und des Stoffes zu seinem Jammer entledigt worden. Indem die Naturphilosophie den Gedanken aufgestellt hatte, daß es nur Einen wahren Lebensorganismus gäbe, hatte sie dadurch die neue Weltansicht vorbereitet, daß das eigentliche Leben der Idee in seiner thatsächlichen Wirklichkeit bestehe, und wenn auch die wissenschaftliche Bedeutung der Naturphilosophie an sich wieder verloren gehen mußte, so wird sie doch darin ihren Werth behaupten, daß sie den neuen Geist der einheitlichen und freien Entwickelung der Völker zuerst in einem System auszudrücken gesucht hat.

Hier sehen wir die wissenschaftliche Vollendung des Spinozismus durch die Naturphilosophie sich bewerkstelligen. Der alte räthselhafte Block des Spinozismus, der so lange als der verworfene Eckstein umhergelegen, ward nun erst durch Schelling zu einem griechischen Götterbild ausgearbeitet, und mit dem Geist hellenischer Philosophie geklärt und in ein individuelles Licht erhoben. Die Naturphilosophie erwuchs vielmehr als das lebendige Product

des spinozistischen Grundbegriffs, der durch die höhere Betrachtung der Natur und durch das daraus gewonnene Prinzip der Freiheit ergänzt und in geistige und persönliche Bewegung gesetzt wurde.

Die intellectuelle Anschauung, welche Schelling zum eigentlichen Organ des philosophischen Denkens machte, sie war im Grunde nichts Anderes, als die höhere Kraft der Phantasie, oder als die Anerkennung der Phantasie, als eines bestimmten und nothwendigen Moments in der Vernunft selbst. Die intellectuelle Anschauung war das Bekenntniß der menschlichen Vernunft gewesen, daß ihr noch etwas fehle, wenn sie den Gegenstand blos gedacht und begriffen habe, es war die Sehnsucht in ihr, mit dem Gedachten wieder hinaus zu kommen in die Unmittelbarkeit des Daseins und es anzuschauen als ein organisch Lebendiges, Einheit- und Wirklichkeitsvolles. Die intellectuelle Anschauung, die nicht blos innerhalb der deutschen Philosophie selbst eine so große Rolle gespielt hat, sondern die auch ein bedeutungsvolles Symptom der Geistes- und Völkerbewegung gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist, sie mußte aus der Lehre von der Einheit von Natur und Geist, die in der Naturphilosophie aufgetreten war, nothwendig heraussteigen, und sie war gewissermaßen die Verkündigung von einer höhern Totalität des Lebens, die als ein historischer Drang in allen Zuständen der damaligen Zeit erwacht war. In der Revolution hatte sich dieser ideale Drang in den Volksgeist hineingestürzt, um eine Einheit von Geist und Körper im Staatsleben, und damit die Auflösung aller Widersprüche des öffentlichen Nationallebens zu erstreben. Diese ächt menschliche thatsächliche Vollbringung eines Lebensganzen, die zugleich als die wahrhaft historische Bewegungskraft in der Geschichte erscheint, sie hatte sich in der deutschen Philosophie als in-

tellectuelle Anschauung bezeichnet, welche Schelling besonders in seinem im Jahr 1800 erschienenen System des transcendentalen Idealismus zu begründen gesucht hat. Die potenzirte Anschauung wird in jener Schrift Schelling's (S. 481) zugleich als die productive betrachtet, doch wird dort dies productive Element aber nur darin erkannt, daß die Anschauung potenzirt, oder intellectuell geworden ist. —

In seiner Abhandlung „über das Wesen der menschlichen Freiheit" (welche sich in dem ersten und einzig gebliebenen Bande von Schelling's gesammelten Schriften, Landshut 1809, S. 397 flg., findet) bemerkt Schelling: daß bis zur Entdeckung des Idealismus der eigentliche Begriff der Freiheit in allen neueren Systemen gefehlt habe. Schelling führt uns in dieser berühmten Abhandlung in die Metaphysik der Freiheit ein, und diese Bestimmung der Freiheit und Selbstständigkeit des menschlichen Handelns, die hier zunächst das ethische und rein persönliche Gebiet betrifft, muß uns, zu dieser verhängnißvollen Zeit des Völkerlebens unternommen, zugleich als die erste und grundgesetzliche Bestimmung für die Freiheit aller menschlichen Lebensformen, für die Freiheit der ganzen Wirklichkeit erscheinen. Die Lehre von der Immanenz der Dinge in Gott und die Freiheit wiedersprechen sich aber nicht, denn, wie Schelling es hier ausdrückt, ist gerade nur das Freie, und soweit es frei ist, in Gott, das Unfreie aber, und soweit es unfrei ist, nothwendig außer Gott. Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Es ist nicht einzusehen, wie das allervollkommenste Wesen auch an der möglich vollkommensten Maschine seine Lust fände. Wie man auch die Art der Folge der Wesen aus Gott sich denken möge, nie könne sie eine mechanische sein, kein bloßes Bewirken oder Hinstellen, wobei das Bewirkte nichts

für sich selbst ist. Gott aber kann nur offenbar werden in dem, was ihm ähnlich ist, in freien aus sich selbst handelnden Wesen. Als höchste Forderung der Philosophie aber wird es erkannt, zu zeigen, daß alles Wirkliche (die Natur, die Welt der Dinge) Thätigkeit, Leben und Freiheit zum Grund habe, denn der Gedanke, die Freiheit zum Eins und Alles der Philosophie zu machen, habe den menschlichen Geist überhaupt, nicht blos in Bezug auf sich selbst, in Freiheit gesetzt und der Wissenschaft in allen ihren Theilen einen kräftigeren Umschwung gegeben als irgend eine frühere Revolution.

Der reale und lebendige Begriff der Freiheit wird aber hier von Schelling so bestimmt, daß sie ein Vermögen des Guten und des Bösen sei. Dies führt ihn zu dem schwierigsten Punct in der ganzen Lehre von der Freiheit, zu der Untersuchung über die Natur des Bösen (Schriften I. 422). Um die Entstehung des Bösen nach dieser Schelling'schen Ansicht anschaulich zu machen, müssen wir uns zuerst auf seine Betrachtung über die Existenz Gottes zurückführen, wie er dieselbe in dieser Abhandlung über die menschliche Freiheit bestimmt. Da nichts vor oder außer Gott ist, sagt Schelling, so muß er den Grund seiner Existenz in sich selbst haben. Dieser Grund seiner Existenz, den Gott in sich hat, ist nicht Gott absolut betrachtet, d. h. sofern er existirt, denn er ist ja nur der Grund seiner Existenz, er ist die Natur in Gott, ein von ihm zwar unabtrennliches aber doch unterschiedenes Wesen. Schelling sucht dies Verhältniß durch das der Schwerkraft und des Lichtes in der Natur zu erläutern. Die Schwerkraft geht vor dem Licht her als dessen ewig dunkler Grund, der selbst nicht actu ist, und entflieht in die Nacht, indem das Licht (das Existirende) aufgeht. Gott, fährt Schelling fort, hat in sich einen innern Grund seiner

Existenz, der insofern ihm als Existirenden vorangeht, aber ebenso ist Gott wieder das Prius des Grundes, indem der Grund, auch als solcher, nicht sein könnte, wenn Gott nicht actu existirte. Das Wesen dieses ersten bewußtlosen Grundes ist die Sehnsucht, die das ewig Eine empfindet, sich selbst zu gebären. Entsprechend dieser Sehnsucht, welche als der noch dunkle Grund die erste Regung göttlichen Daseins ist, erzeugt sich in Gott selbst eine innere reflexive Vorstellung, durch welche, da sie keinen andern Gegenstand haben kann als Gott, Gott sich selbst in einem Ebenbilde erblickt. Diese Vorstellung ist im Anfange bei Gott, und der in Gott gezeugte Gott selbst, sie ist der Verstand, das Wort jener Sehnsucht. Der ewige Geist, der das Wort in sich und zugleich die unendliche Sehnsucht empfindet, von der Liebe bewogen, die er selbst ist, spricht das Wort aus, daß nun der Verstand mit der Sehnsucht zusammen freischaffender und allmächtiger Willen wird, dessen erste Wirkung in der anfänglichen Natur die Scheidung der Kräfte ist. Jedes der so in der Natur entstandenen Wesen hat ein doppeltes Prinzip in sich; doch nur im Menschen ist die ganze Macht des finstern Prinzips, und in ebendemselben zugleich die ganze Kraft des Lichts. Diejenige Einheit beider Prinzipien aber, die in Gott unzertrennlich ist, ist im Menschen zertrennlich, und dies ist die Möglichkeit des Guten und Bösen. Das aus dem Grunde der Natur emporgehobene Prinzip, wodurch der Mensch von Gott geschieden ist, ist die Selbstheit in ihm, die aber durch ihre Einheit mit dem idealen Prinzip Geist wird. Dadurch aber, daß die Selbstheit Geist ist, ist sie zugleich aus dem Kreatürlichen ins Ueberkreatürliche gehoben, sie ist Wille, der sich selbst in der völligen Freiheit erblickt, nicht mehr Werkzeug des in der Natur schaffenden Universalwillens, sondern über und außer aller Natur. Dadurch aber,

daß die Selbstheit den Geist hat (der über Licht und Finsterniß herrscht) kann die Selbstheit sich trennen von dem Licht, oder der Eigenwille kann streben, das, was er nur in der Identität mit dem Universalwillen ist, als Particularwille zu sein, der die Kräfte nicht mehr unter sich, wie der ursprüngliche, vereinigen kann; diese Kräfte weichen vielmehr von einander als das empörte Heer der Begierden und Lüste, (indem jede einzelne Kraft auch eine Sucht und Lust ist), und beginnen für sich ein eignes und absonderliches Leben zu formiren, ein Leben der Lüge, ein Gewächs der Unruhe und Verderbniß, das Böse selbst. Wie vermag aber dies Böse als ein unverkennbar allgemeines, mit dem Guten überall im Kampf liegendes Prinzip, aus der Schöpfung hervorzubrechen? Es thut es, antwortet hier Schelling, als ein zur Offenbarung Gottes Nothwendiges! Denn wenn Gott als Geist die unzertrennliche Einheit beider Prinzipien ist, und dieselbe Einheit nur im Geist des Menschen wirklich ist, so würde, wenn sie in diesem ebenso unauflöslich wäre als in Gott, der Mensch von Gott gar nicht unterschieden sein, er ginge in Gott auf, und es wäre keine Offenbarung und Beweglichkeit der Liebe. Denn jedes Wesen kann nur in seinem Gegentheil offenbar werden, Liebe nur in Haß, Einheit in Streit. Wäre keine Zertrennung der Prinzipien, so könnte die Einheit ihre Allmacht nicht erweisen; wäre nicht Zwietracht, so könnte die Liebe nicht wirklich werden. Der Mensch ist auf jene Gipfel gestellt, wo er die Selbstbewegungsquelle zum Guten und Bösen gleicherweise in sich hat: das Band der Prinzipien in ihm ist kein nothwendiges, sondern ein freies. Er steht am Scheidepunct; was er auch wähle, es wird seine That sein; aber er kann nicht in der Unentschiedenheit bleiben, weil Gott nothwendig sich offenbaren muß, und weil in der Schöpfung überhaupt nichts Zwei-

deutiges bleiben kann. Dennoch scheint es, er könne auch nicht aus seiner Unentschiedenheit heraustreten, eben weil sie dies ist. Es muß daher ein allgemeiner Grund der Sollicitation, der Versuchung zum Bösen sein, wär' es auch nur, um die beiden Prinzipien in ihm lebendig, d. h. um ihn ihrer bewußt zu machen.

Wir müßen diesen Gegenstand hier ausführlicher erörtern, weil diese Ansicht der Freiheit und des Bösen, aus der deutschen Philosophie heraus zum Bewußtsein gebracht, die Anerkennung der eigentlich historischen Thatkraft des Menschengeistes, und der historischen Entwickelung der Wirklichkeit überhaupt in sich trägt. Wenn wir aus den dunkeln Tiefen, in welchen hier der deutsche Gedanke das wahre Lebensgesetz der menschlichen Entwickelung angeschaut hatte, emporblicken in das Leben der Zeit hinaus, so sehen wir das Böse, als diese wahrhafte bewegende geschichtliche Kraft, die durch ihre Trennungen nur der Einheit und der Liebe dienen muß, gewaltig in den Gräueln der Revolution offenbar geworden. In demselben Sinne, wie der deutsche Philosoph den Begriff des Bösen betrachtet hatte, war, wie wir in der französischen Literatur der Revolutionszeit sahen, von dem frommen Saint-Martin die Revolution selbst als eine Offenbarung Gottes angesehen worden, und de Maistre hatte selbst in Robespierre ein auserlesenes Werkzeug der Rettung erblickt. Später wird dann in dem beruhigten und geordneten Staatsleben, das die gewaltsamen Krisen seiner Entwickelung überstanden, das nothwendig Böse als das Element der Opposition thätig. Die Opposition erweist sich bei der fortschreitenden politischen Bildung der Völker als ebenso unentbehrlich zur freien Verwirklichung des wahren Staatslebens, als, nach Schelling's Entwickelung, das Böse immer der wahren Offenbarung Gottes dient. Bei dem

nothwendig Bösen, wie es Schelling construirt hat, kann sich heut auch getrost die Opposition ein Standpünctchen erbetteln, wenn man sonst ihre Berechtigung und Nützlichkeit verkennen sollte.

In der Poesie aber haben wir durch Goethe's Faust das nothwendig Böse, das zum Guten schaffen muß, in der Gestalt des Mephistopheles dargebildet gesehen. Die Poesie überhaupt wird durch diese Ansicht einer größeren Fülle der Lebenswirklichkeit mächtig, sie löst durch die höhere Darstellung der Sünde und der Leidenschaft ihre wesentlichsten Aufgaben, und verherrlicht das ideale Gebiet der Freiheit, in welchem sie darin steht, am schönsten durch diese kühne Herauskehrung der Gegensätze des Daseins, deren naturwildes Bewegen und Schwanken den eigentlichen Herzschlag der Wirklichkeit bildet. In diesem Hineintreten der Poesie in das volle Leben der Wirklichkeit entwickelt sich in Frankreich die nationale Literatur zu einer höhern Blüthe des Geistes und der Sprache, welche Umwandlung mitten in der Revolutionsperiode sich vorbereitet, und später, wie wir noch zu betrachten haben werden, als die neuromantische Poesie der Franzosen sich vollendet. In Deutschland aber entwickelte sich um diese Zeit die romantische Schule, aus den Einflüssen der Goethe'schen Poesie und der neuen Zeitphilosophie gleicherweise hervorgegangen, und suchte einen neuen Standpunct für Poesie und Wirklichkeit hinzustellen, den wir, bei allen Verkehrtheiten und Mängeln, welche man dieser Schule nachzuweisen hat, doch in seiner ursprünglichen Idee als ein in sich gerechtfertigtes und der Fortentwickelung unserer Literatur nothwendiges Element anzuerkennen haben werden.

---

7. Die romantische Schule.

In Deutschland hatten die Bestrebungen der sogenannten romantischen Schule zuerst das Bewußtsein über eine neue volksthümliche und in das Völkerleben hinübergreifende Bedeutung der Literatur an den Tag gelegt, und dies Bewußtsein, wenn auch zum Theil künstlich, zu poetischen Thaten zu treiben gesucht. Wie man auch die dichterischen Verdienste dieser Schule, unter deren Benennung man die erste, aus Goethe entwachsene Generation der deutschen poetischen Jugend zusammenfassen kann, anschlagen mag, so wird man doch ihrer Bemühung, die Literatur im höchsten Sinne zu fassen und auszuüben, stets Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Diese Schriftsteller und Dichter, welche sich an den Großthaten der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts gebildet hatten, sahen sich als Erben einer reichen und herrlichen Fülle von Literatur und Poesie, an der sie schon durch den Besitz, selbst wenn sie ihrem productiven Schaffenstalent nicht allzu viel vertrauten, zu Helden und Meistern werden konnten. Und so suchte die romantische Schule vor allen Dingen Besitz von der Literatur zu ergreifen, und that dies durch einen umfassenden Griff in den Literaturschatz des ganzen europäischen Völkerlebens, und durch eine kühne Combination der nationalen Vergangenheit mit dem neuen Geschichtsgeist der Gegenwart.

Die Begriffe von Volksleben und Nationalität, welche die französische Revolution zu neuen Thatsachen der Geschichte gemacht hatte, waren von entscheidendem Einfluß auf diese Richtung der romantischen Schule gewesen. In der Einzelausführung dieser Richtung mußte mancherlei Unnatürliches, Geschraubtes und Verkünsteltes vorfallen. Das

deutsche Mittelalter, die spanische und italienische Poesie mit ihren künstlichen Formen, dazu der subjective, religiöse Aufschwung, welcher aus Opposition gegen den rationalistischen Unglauben des Jahrhunderts einen ästhetischen Katholizismus schuf, Alles dies mußte eine bunte Musterkarte von Bestrebungen liefern, die zwar ihre geistige Einheit und Rechtfertigung an dem neuen universalhistorischen Streben der Zeit hatten, im Einzelnen aber oft der Carikatur, der geistleeren Spielerei der Form, der erschlaffenden Wollüstelei der Empfindungen verfiel. Aber indem diese Schule auf ihrem romantischen Divan die Literaturen aller Völker niedersitzen hieß, versammelte sie dieselben doch zugleich im Geist und in der Wahrheit um sich, und entwickelte aus der literargeschichtlichen Stellung, auf die sie sich selbst begründete, eine höhere nationale Literaturbetrachtung überhaupt, welche besonders durch die Brüder Friedrich und August Schlegel diesen ihren weltliterarischen Standpunct auszuprägen suchte. —

Betrachten wir das Wesen der literarischen Epoche, mit der wir es jetzt in Deutschland zu thun haben, näher, so werden wir hier nicht mehr diejenige ruhige Entwickelung, denjenigen heiligen Literaturfrieden antreffen, welcher die deutsche Literatur und Poesie des achtzehnten Jahrhunderts so entschieden charakterisirte, der aber dort nur aus der gänzlichen Lossagung von allen Welthändeln entspringen konnte, und der damals allerdings dazu geeignet war, unserer Literatur bei ihrer Begründung die tiefe menschliche Innigkeit und den idealen Schwung zu geben, durch welche sie sich immer als ein besonders geweihtes Element unter den übrigen Lebensinteressen gezeigt. Es war allerdings vorzugsweise ein Idealismus der sich in sich selbst abschließenden Persönlichkeit, durch welchen dieser dem positiven Schaffen so günstige Literaturfrieden, auf Kosten des historischen An-

theils an dem allgemeinen Völkerleben, sich erhalten hatte. Denn die einzelnen historischen Triebe, welche auch in jener Epoche in unserer Nationalliteratur aufsproßten, wurden doch sofort wieder in den subjectiven Kreis des Behagens und Beliebens verwiesen und bald zum Verbrauch der dichterischen Persönlichkeit bequem eingeschmolzen. So kann man die Oden und Kriegeshymnen, mit welchen die Sänger der damaligen Zeit Friedrich den Großen und den siebenjährigen Krieg verherrlichten, nicht für dasjenige ansehen, wodurch der Geschichtsgeist des Jahrhunderts zu seinem Recht gekommen wäre, sondern es ist eben nur die Anpassung der Geschichte an die engsten Zwecke und Formen der Individualität. Einen erhabeneren Aufschwung nahm Klopstock in seinem poetischen Antheil an der französischen Revolution, aber seine Muse konnte noch kein historisches Blut sehen, und erschrak und erbleichte deshalb bald vor den einzelnen Gräueln, durch welche die Revolution sich in sich selbst zu reinigen und abzuklären hatte. Die ruhige Entwickelung aber, welche die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts sich auf einem abgegränzten Terrain vergönnte, macht, bei aller stürmischen und gewaltsamen Innerlichkeit, doch ihr Bild zu einem klaren, wohlthätigen und harmonisch abgemessenen, und ihre großen Gestalten treten, jede von der andern entschieden gesondert, jede auf den Glanz und die Größe ihrer Individualität gestützt, immer deutlich und unverkennbar heraus. Ganz anders aber wird sich uns das Bild darstellen, das wir in der seit den revolutionairen Erschütterungen Europa's entstandenen und fortgehenden Literatur auch in Deutschland zu schildern haben werden. Die Revolution und die aus ihr hervorgegangenen Verhältnisse und Begebenheiten bedingen zu wesentlich diese Literaturepoche, als daß sie nicht gänzlich aus dem individuellen Behagen, aus dem friedlichen Entwickelungsgesetz der Subjectivität, herausgeschleu-

dert sein sollte. Was uns aber hier an dem schönen Schauspiel der in sich einigen und großen Individualitäten entgeht, das werden wir an der Einheit und Größe der Richtungen, an dem Zusammenhang der einzelnen Leistung mit den allgemeinen Weltforderungen wiedergewinnen. Und wenn wir durch alle Verwirrungen und Verwickelungen unserer neueren Literatur uns bis zu der Klage werden hindurchgearbeitet haben: daß uns die Literatur der Schönheit fehle, so werden wir doch an dieser Literatur der bloßen Gesinnung darum nicht den Uebergang verkennen, durch welche sie schon in das Reich der Schönheit sich hineinmündet und ihre Sehnsucht nach demselben angedeutet hat. —

Die romantische Schule begann und entwickelte sich, ihrem ästhetischen Glaubensbekenntniß nach, allerdings aus der Goethe'schen Poesie, an deren Verherrlichung sie zum Theil ihre Kritik ausbildete, und doch muß man sie zugleich von ihrer eigenthümlicheren Seite her als eine Oppositions- und Bewegungsparthei gegen Göthe bezeichnen, was jedoch gar nicht hinderte, daß viele Anhänger der romantischen Schule Zeitlebens Goethianer blieben. Diesem anscheinenden Widerspruch muß ich noch einige Worte widmen. In Novalis lagen schon alle Keime zu einer offenen Opposition gegen Goethe angedeutet, aber diese offne Opposition, welche sich gewissermaßen gegen die blos glückmachende Form das Ansehen der speculativen Vertiefung gab, erschien keineswegs so durchdringend und wesenhaft, als die, welche der ganzen Stellung der romantischen Schule unwillkührlich zum Grunde lag. Das Verdienst dieser Schule, welches sie oft genug zur Schau getragen, nämlich die Phantasie der Deutschen emancipirt zu haben, kann man nicht so hoch anschlagen, als das bereits oben erwähnte Verdienst dieser Schriftsteller, daß sie den Blick zur Anschauung einer Weltpoesie erhoben, und die in Persön-

lichkeiten begränzten Aussichten des deutschen Parnasses durch Hinweisung auf die übrigen Volksliteraturen und auf die eigene Vergangenheit erweiterten. Die romantische Schule wurde zugleich der literarhistorische Mentor ihrer Nation. Durch Tieck und die Schlegel wurde Shakspeare der deutschen Poesie gewonnen. Zwar gab es schon früher Uebertragungen des großen britischen Dichters, besonders durch Wieland (Zürich 1762—1766, 8 Bände) und seinen Nachfolger Eschenburg, („Shakspeare's theatralische Werke," Zürich 1775—1787, 14 Bände, und „Shakspeare's Schauspiele," Zürich 1798—1806, 12 Bände); aber erst durch die romantische Schule wurde Shakspeare ein ganz neues Element für unsere Poesie, das die außerordentlichsten und eingreifendsten Folgen hatte. Goethe selbst, von diesen Folgen ereilt, protestirte in seinem bekannten Aufsatz „Shakspeare und kein Ende" dagegen.

Ludwig Tieck war ohne Zweifel der Productivste der ganzen romantischen Schule und erstrebte, nachdem er lange an Shakspeare gelernt, neue Gesetze und Motive der poetischen Darstellung. Goethe hatte zwar im Wilhelm Meister auch mit Begeisterung sich mit Shakspeare zu thun gemacht und eine treffliche Analyse der Charactere im Hamlet gegeben, aber nur für die Theaterzwecke, denn mit der tiefer liegenden Bedeutung Shakspeare's hat sich Goethe im Grunde nie sonderlich befreunden mögen. In Tieck, nicht in Tieck dem Kritiker, sondern in Tieck dem Dichter, findet man das größte Verständniß Shakspeare's, aus dem er eine neue Kunst der Darstellung sich zu eigen zu machen gesucht. Es ist die Kunst, in Gegensätzen und Contrasten darzustellen, woraus zugleich zwei der neuen Schule eigenthümliche Elemente, Ironie und Humor, ihre Flügel entfalteten; wogegen bei Goethe die kalte Einfachheit, Ruhe und Alles an sich herausstellende Plastik der

Antike immer vorzugsweise als Muster der Darstellung erscheint. Daher bei ihm keine versteckte Feinheit der Motive, sondern, wie an einer Bildsäule, sucht er jeden Zug seines Gedichtes für die Anschauung auszumeißeln. Deshalb kennt Goethe auch das Geheimnißvolle in der Poesie wenigstens nicht als ein besonderes Element, oder wo es ihn überrascht, wie in der Mignon, stellt er ihm auch sogleich die ehrbare Bürgerlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber, die im Wilhelm Meister zu einem so wesentlichen Zeithintergrund wird. Die Poesie der Romantik, der Ironie und des Humors, die in Shakspeare schon so frühe einen Gipfelpunct erreichte, strebte aber jetzt, gewissermaßen im Gegensatz zu Goethe's antik gemessener Natur, eine neue Wahlverwandtschaft mit den Deutschen an. Tieck erreichte jedoch, indem er an die Darstellungselemente Shakspeare's seine Poesie anknüpfte, die Weltklarheit und Lebensfülle Shakspeare's nie, ihm blieb diese unmittelbare Naturfrische der Gestaltung aus, denn er war und blieb ein Reflexionspoet.

Muß uns Goethe gegen Tieck immer als ein primitiver Genius, als ursprünglicher Originalgeist erscheinen, so sehen wir hingegen Goethe und Shakspeare zwei völlig entgegengesetzte Pole der modernen Poesie bedeuten, was Keinem klarer gewesen als Goethen selbst, der mehrere Mal diese Antipathie seines Genius bekannt hat, mehr aber wie eine Naturregung, denn als kritische Ueberzeugung. So war auch Goethen Alles, was sich nachher aus Shakspeare in der deutschen Literatur ableitete, eigentlich zuwider, wie er denn überhaupt in der ganzen romantischen Schule immer eine Art von Aufruhrstiftung gegen sein legitim gewordenes Reich, gegen sein ruhiges Princip der Schönheit, erblickte. Dagegen gingen diese Romantiker viel vorurtheilsfreier und klarer gegen ihn selbst zu Werke, und

vornehmlich legten die unbefangenen und liebevollen Beurtheilungen, welche Friedrich Schlegel damals sowohl von den Lehrjahren als von der 1806 erschienenen Ausgabe der Goethe'schen Werke lieferte, das rühmlichste Zeugniß davon ab. Die neue Schule meinte es mit der Revolution, welche sie in der deutschen Literatur ankündigte, eigentlich nicht so rigoristisch, und wenn ihr die Goethe'schen Formen zu monoton waren, und sie dagegen ihr Vorhaben, das Talent der Darstellung zu emancipiren und in eine geistig bewegtere, von Humor und Ironie getragene Welt von Motiven hineinzuheben, etwas selbstgefällig zur Schau trug, so bestritt sie doch im Grunde die Herrschaft Goethe's auf dem deutschen Parnasse nicht. —

Die Naturphilosophie und die Romantik waren es, durch welche sich eine neue Zeit des geistigen Nationallebens ankündigen wollte, und als ein äußerer Vereinigungspunct erscheint uns dabei die Universität Jena gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wo sich in den dort zusammentreffenden Geistern alle Einflüsse, aus denen die neue Schule sich mischte, auch nach der Seite ihrer philosophischen Abstammung hin, in engster Berührung zeigten. Dies Leben in Jena hat Niemand so trefflich geschildert, wie Heinrich Steffens, den man auch als einen Angehörigen der Romantik betrachten muß, in sofern er dieselbe bis auf die speculativen Höhen der Schelling'schen Philosophie verfolgte, und sich in dieser Verwurzelung der Romantik mit der Speculation so ausbildete, daß er als Philosoph immer Romantiker, und als Romantiker immer Philosoph geblieben ist. „Es war wohl eine schöne Zeit — heißt es in seinem Novellencyklus von den vier Norwegern — die ich in Jena verlebte. Ich kann ohne freudige Rührung, ja ohne Begeisterung nicht an sie denken. Ein neues Zeitalter wollte beginnen, und regte sich in allen empfänglichen jugendlichen

Gemüthern. Wo wir hinsahen, erblickten wir bedeutende Männer, die hier einen Mittelpunct des wechselseitigen Verständnisses gefunden hatten. Goethe gehörte diesem Kreise zu, und ward als sein Stifter betrachtet. Die bedeutende Stelle, die er bekleidete, wie sie sonst wohl die Jugend entfernt, nicht selten zum Widerstand reizt, erschien uns durch ihn einen hohen Glanz zu erhalten, indem sie ihn auch äußerlich erhob. Es war für die anmuthigeren Formen des Lebens, für die zarteren Verhältnisse der Geselligkeit nicht ohne Einfluß, daß ein solcher Mann der Jugend genähert wurde, wenn er auch nur aus der Ferne erschien, und an keine nähere Verbindung zu denken war. Er war dennoch geistig in unserer Mitte, indem sein Geist durch Männer, die wir so hoch verehrten, in seiner tieferen Bedeutung hervortrat. Und welche Männer waren hier versammelt! Der starke Fichte, der mächtige Schelling, dessen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel. Novalis erschien als Gast, Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreise zu, und wenn gleich mancher Widerstreit unter so entschiedenen Naturen sich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahneten ihn kaum, und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geistigen Zeit, den wir mit jugendlicher Heftigkeit frohlockend begrüßten."

Das kleine heimliche Jena, in seinen Bergen verschlossen, war der Mittelpunct dieser neuen Bestrebungen geworden. Die Weltgeschichte hat auch ihre Karavanserais unter den Städten, in denen sie unterwegs vorzugsweise gern einkehrt. Ein solches Karavanserai des deutschen Geistes war die Universität Jena an der Gränzscheide des neuen Jahrhunderts gewesen, wo sich Fichte, Schelling, Tieck, die Gebrüder Schlegel, Steffens, Novalis, auch Hegel, wie in entfernterer Beziehung auch Schleier-

macher, neben- und miteinander wirksam und von demselben Drang der Zeit getrieben zeigten. In den kleinen Städten des Thüringer Waldes hatte sich die Reformationszeit am entscheidendsten bewegt. Der Geist der deutschen Wissenschaft und Poesie sollte sich nun ebenfalls in diesen Gegenden erneuern, wie bald auch durch die Schlacht bei Jena Deutschland der tiefsten Erniedrigung seines politischen Daseins sich bewußt werden und gemahnt werden sollte an die Nothwendigkeit einer neuen nationalen Erhebung seiner Völker. Das heilige römische Reich, von dem Voltaire sehr gut gesagt hatte, daß es weder heilig, noch römisch, noch reich sei, es war ohne Todeskampf gestorben, es war die schlechte und längst zerborstene Hülse gewesen, aus welcher sich der Kern des deutschen Volkes neu herausschälen wollte, und Napoleon selbst, der durch den Rheinbund den gewaltsamsten Riß in das deutsche Leben gezogen, mußte dadurch die deutsche Volkskraft am Ende nur zu sich selbst erlösen und seine höhere Einheit durch Erweckung der innersten Lebensmächte Deutschlands begründen helfen. Aber Deutschland, von dem es von jeher geheißen: „wir haben dir gepfiffen, und du hast nicht getanzet," mußte noch eine lange Reihe von Erniedrigungen und Beschimpfungen durchlaufen, ehe es sich selbst finden konnte, und die Schlacht bei Jena war der erste Tag dieser schweren und erschütternden Prüfungen der Nation. Unter dem Kanonendonner der Schlacht bei Jena schrieb Hegel die letzten Sätze seiner Phänomenologie des Geistes, Goethe verheirathete sich an demselben Tage. So sehen wir an diesem Schlachttage, an welchem die alte Zeit Deutschlands vollkommen in sich zusammenbrach, die Philosophie und die Poesie Deutschlands sich eigenthümlich bethätigen, sowie die griechische Tragödie am Tage der Schlacht bei Salamis, der freilich schon ein Tag der nationalen Herrlichkeit Griechenlands.

war, durch ihre drei Vertreter jene eigenthümliche Gruppe bildete. Die Geschichte spielt immer und überall und oft sehr sinnreich mit Namen, Gegenden, Tagen und Zahlen, und bei der unendlichen Langsamkeit, mit der sie sich vorwärts bewegt, scheint sie sich immer hinlängliche Muße zu solchem Zeitvertreib gönnen zu können.

In Jena aber hatte Schelling zuerst die Idee der Naturphilosophie wissenschaftlich und systematisch auszubilden gestrebt. Steffens hat in seinen Memoiren, an denen er noch unter dem Titel: Was ich erlebte, schreibt, mehrmals und mit besonderem Nachdruck anzudeuten gesucht, daß die Naturphilosophie ein gemeinschaftliches Product von ihm und Schelling gewesen sei, und Schelling sie ohne Hinzuziehung der positiven Naturkenntnisse Heinrichs Steffens nicht auszuführen vermocht haben würde. Dies scheint ihm auch zugegeben werden zu müssen, da man wohl nie daran gezweifelt hat, daß Steffens ein großer Experimentator ist, wie sich auch zuletzt in seinem Roman: die Revolution, gezeigt hat. Steffens wurde aber hier zugleich die eigentliche Hängebrücke zwischen der Naturphilosophie und Romantik, auf welcher diese beiden neuen Richtungen der Zeit in einem lebendigen Herüber und Hinüber sich schaukelten. In Steffens verläßt aber schon die Romantik ihre schönen volksthümlichen Wege, und neigt sich der Aristokratie der Geistreichen zu, wie er denn im ersten Bande seiner Memoiren seine Abstammung sogar auf königliches Geblüt zurückführt in einem sehr sonderbaren Zusammenhang. Die Verdienste dieses ausgezeichneten Mannes um die Literatur und geistige Entwickelung Deutschlands werden nie bestritten werden können, aber wir mußten ihn hier zunächst als die eigentliche Mittelsgestalt derjenigen Verwirrung bezeichnen, welche zugleich als eine

Verschmelzung der philosophischen und poetischen Elemente des Geistes neu ausbricht.

Von Seiten der neuen Philosophie war die Einheit von Philosophie und Poesie zuerst wieder behauptet worden. In Schelling's und Hegel's „Kritischem Journal der Philosophie" erschien ein Aufsatz „über Dante in philosophischer Beziehung," worin die Ansicht, daß das höchste Bildungsziel der neueren Zeit die Verschmelzung von Philosophie und Poesie sei, sich an die göttliche Komödie des Dante bedeutungsvoll anzulehnen strebt. Dante wird in dieser Beziehung für urbildlich erklärt, da er ausgesprochen habe, was der moderne Dichter zu thun hat, um das Ganze der Geschichte und Bildung seiner Zeit, den einzigen mythologischen Stoff, der ihm vorliegt, in einem poetischen Ganzen niederzulegen. Indem Dante die philosophischen, theologischen und wissenschaftlichen Elemente seiner Zeit mit der Poesie zu verschmelzen suchte, habe er darin eine ganz eigenthümliche Mittelform zwischen Allegorie und symbolisch, objectiver Gestaltung erfunden. In Deutschland wurde nur Goethe's Faust als das einzige Gedicht von so universeller Anlage erkannt, das die äußersten Enden in dem Streben der Zeit durch eine eigenthümliche mythologische Erfindung, die Gestalt des Faust, auf ähnliche Weise zusammengeknüpft habe.

So hatte auch schon Friedrich Schlegel in dem „Gespräch über die Poesie," welches er im Jahre 1800 niederschrieb *), die charakteristische Bemerkung gemacht: daß es der modernen Poesie an einem Mittelpunct gebreche, wie es die Mythologie für die Poesie der Alten war. Dies Bedürfniß eines neuen Mittelpunctes der poetischen Gestal-

*) Wieder abgedruckt in seinen sämmtlichen Werken (Wien 1822—24), im fünften Band.

tung, in welchem sich auch das Bedürfniß dieser Zeit überhaupt nach dem Schwerpunct einer neuen Lebenseinheit ausdrückt, bezeichnet Friedrich Schlegel folgendermaßen: „Wir haben keine Mythologie, keine geltende symbolische Naturansicht, als Quelle der Phantasie, und lebendigen Bilder-Umkreis jeder Kunst und Darstellung. Aber, setze ich hinzu, wir sind nahe daran, eine zu erhalten, nicht blos jene alte Symbolik zu verstehen, sondern eben dadurch auch eine neue für uns wiederzugewinnen; oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine solche symbolische Erkenntniß und Kunst wieder hervorzubringen. Denn auf dem ganz entgegengesetzten Wege wird sie uns kommen, als die alte ehemalige, welche überall die erste Blüthe der jugendlichen Phantasie war, sich unmittelbar anschließend und anbildend an das nächste Lebendigste der sinnlichen Welt. Die neue Symbolik muß im Gegentheil aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muß das künstlichste aller Kunstwerke sein, denn es soll alle anderen umfassen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poesie und selbst das unendliche Gedicht, welches die Keime aller andern Gedichte verhüllt.“

Diese Begründung einer neuen symbolischen Weltanschauung erblickt Friedrich Schlegel dann näher in der neuen Geisteswissenschaft des Jahrhunderts, welche sich in dem philosophischen Idealismus angekündigt hat. Er sagt darüber in demselben Aufsatz Folgendes: „Alle Wissenschaften und alle Künste wird diese große intellectuelle Wiedergeburt und neue Belebung ergreifen. Vorzüglich sieht man sie in der Naturwissenschaft wirken, in welcher die dynamische Erkenntniß eigentlich schon früher für sich hervorbrach, ehe sie noch vom Zauberstabe der Philosophie berührt war. Und dieses merkwürdige Factum kann zugleich ein Wink sein über den geheimen Zusammenhang

und die innere Einheit des Zeitalters. Der Idealismus, in praktischer Ansicht nichts anders als der Geist jener intellectuellen Wiedergeburt, die große Maxime derselben, die wir aus eigener Kraft und Freiheit ausüben und ausbreiten sollen, ist in speculativer Ansicht, so wichtig er sich auch hier zeigt, doch nur ein Theil, ein Zweig, eine Aeußerungsart von dem Hauptphänomen, daß die Menschheit aus allen Kräften ringt, ihren verlorenen Mittelpunct wiederzufinden. Sie muß, wie jetzt die Sachen stehen, entweder untergehen, oder sich, wie ein Phönix, neu aus der Asche der falschen Geistescultur und alles bloß abstracten Denkens verjüngen. Was ist wahrscheinlicher, und was läßt sich nicht von einem solchen Zeitalter der Verjüngung hoffen? Das graue Alterthum wird wieder lebendig werden, und die fernste Zukunft der Bildung sich schon in Vorbedeutungen melden." — Und ferner heißt es: „Der Idealismus in jeder Form muß auf eine oder die andere Art aus sich herausgehen, um in sich zurückkehren zu können, und zu bleiben, was er ist. Deswegen muß und wird sich aus seinem Schooß ein neuer ebenso gränzenloser Realismus erheben, und der Idealismus also nicht bloß in seiner Entstehungsart ein Beispiel für die neue Mythologie und symbolische Kunst, sondern selbst auf indirecte Art die Quelle derselben werden. Die Spuren einer ähnlichen Tendenz kann man schon jetzt fast überall wahrnehmen; besonders in der Naturphilosophie, deren mannigfaltige Wege und Abwege uns bald den Schlüssel und den Uebergang zu jeder alten oder neuen mythologischen Ansicht der Natur darbieten werden."

Wir haben uns bei diesen Stellen ausführlicher verweilt, weil sie ein Hauptbekenntniß der romantischen Schule über ihr Streben und ihre Stellung zu den andern Grundrichtungen ihres Zeitalters enthalten, und uns zugleich zei-

gen, von welchem umfassenden und hohen Standpunct in dieser Schule die allgemeine Bewegung dieser revolutionairen Epoche angesehen wurde. Es ward also von diesen Schriftstellern eine Poesie erstrebt, welche auf einem neuen Realismus, der jedoch idealischen Ursprungs sei, beruhen solle: und in diesem neuen Realismus sollte die eigentlichste Aufgabe der Poesie zu Tage kommen, welche ja vorzugsweise in der Harmonie des Ideellen und Reellen sich begründe. Der neue Realismus aber, welcher das ganze Dasein mit seiner Lebenspoesie durchdringen und befruchten sollte, ward besonders in der Wechselwirkung, in welcher die idealistische Zeitphilosophie mit der lebendig producirenden Weltgeschichte begriffen war, so hoffnungsreich angeschaut, und darin in der That der Grundkeim der modernen Völkerentwickelung aufgedeckt. Wenn alles Leben wie alles Schaffen in dieser Durchdringung des philosophischen Idealismus mit der weltgeschichtlichen Realität einen solchen Mittelpunct wiederfinden sollte, wie ihn der Mythus in der alten Welt abgegeben, so bewies Friedrich Schlegel durch diese Anschauung ebenso sehr den tiefen Zusammenhang, welchen die neue literarische Epoche mit der Zeitphilosophie hatte, als er zugleich einen freien Standpunct über derselben dadurch zu begründen suchte. Indem er merkwürdiger Weise voraus sagte, daß die Naturphilosophie in einer mythologischen Philosophie endigen würde, wie dies Schelling noch spät in seiner Philosophie der Mythologie eintreffen ließ, suchte er doch allen falschen Consequenzen der neuen Geisteswissenschaft, die gewissermaßen zu einer neuen Mythologie des Daseins führen sollte, aus dem Wege zu gehn und bestrebte sich, die idealistischen Offenbarungen an dem historischen Leben der Zeit zu berichtigen. Wäre er immer in dieser freien Geistesrichtung verharrt und vorgeschritten, so würde er die neue Wendung der deutschen

Literatur, welche er begründen half, zu einem weit höheren Ziele hinausgeführt haben, und selbst in seiner Persönlichkeit vor so mancherlei Verdunkelungen, die ihn später überschatteten, sicher geblieben sein. —

Die Schelling'sche Geistesrichtung schien aber jetzt wirklich in die Mitte der deutschen Literatur bewegend hineintreten zu wollen. Gegen die alte Jenaische Literaturzeitung wurde eine „Neue Jenaische Literaturzeitung" gestiftet, und von Goethe selbst eifrig betrieben, in welcher es anfänglich besonders darauf abgesehen sein sollte, die ganze Literatur auf die Schelling'sche Richtung zu begründen. Tieck, die Gebrüder Schlegel, Steffens, erschienen dabei als Hauptmitarbeiter, und auch Schleiermachers, als im Bunde mit dieser Richtung vorausgesetzt, ward dabei gedacht. Aber Schellings Philosophie bestand immer hauptsächlich in der großen Kunst, stets neue Anfänge für das Geistesleben zu schaffen, mit diesen Anfängen aber sich hypothetisch und willkürlich herumzuwerfen, und sie als einzelne Splitter im Fleisch seiner Zeit stecken zu lassen. Aus diesen Splittern hat man zur Zeit der Naturphilosophie Gedichte gemacht, in neuester Zeit will man sich wieder Heiligenbilder und fromme Ordenskreuze daraus schnitzen. Der Schelling'sche Geist war immer ein mächtiges Scheinen, durch das ganze Gebiete der menschlichen Erkenntniß wunderbar erleuchtet worden sind, aber in sich selbst kalt und ohne productive Wärme, hat er auf keinem Punct seines Wirkens ein dauerndes und in sich befriedigtes Leben entzünden können. Seinen neuesten Standpunct werden wir an einem späteren Ort näher zu bezeichnen haben. Damals in Jena aber war er am entschiedensten auf den Bewegungspunct seiner Zeit hinausgetreten, und dieses schöne Moment der Verjüngung des deutschen Geistes, wofür alle diese strebenden Köpfe ihre Zeit hielten, war in Schelling

besonders verheißungsvoll anzuschauen. Dies Zusammenleben in Jena gehört zu den erfreulichsten Gruppen, die man in der Literaturgeschichte gesehen. Es war die auf einen Blüthenpunct hindrängende Zeit selbst, welche hier einen freien Geisterbund geschaffen und aus dem Lebenstrieb der Idee selbst nach den gleichartigen und gegensätzlichen Elementen zusammengeführt hatte. Aus einer nothwendigen Idee heraus, wie hier, muß es geschehen, wenn eine Stadt den Anspruch durchführen will, in ihren Mauern vorzugsweise die bewegenden großen Geister der Zeit zu vereinigen. Ein künstlich gezogener Geisterbund aber, wie ihn gern das Ancien Regime um sich versammelt hat, wird eher einem Marstall voll wohldressirter Musenpferde gleichen, die von den Herrn nach Belieben und Vergnügen auf die Trense oder auf die Stange geritten werden können, und wobei die Idee der Zeit, die einzig und allein die Gastgeberin und Grundherrin sein soll, nichts gewinnt. —

Doch ereigneten sich auch Störungen in diesem Kreise, welche einen unangenehmen Beigeschmack in sich trugen, und die Geistesverfolgungen, die später in Deutschland so überhand nehmen sollten, gewissermaßen einleiteten. So war Fichte vom sächsischen Hofe aus und durch den Theologen Reinhard als Atheist verklagt worden, und die deshalb von der Weimarischen Regierung angestellte Untersuchung begründete sich besonders auf Fichte's Aufsatz: „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung," in Fichte's und Riethammer's philosophischem Journal abgedruckt. Der Handel hatte damit geendet, daß Fichte die Entlassung von seiner Jenaer Professur nahm, und dafür eine freundliche Aufnahme im preußischen Staat fand, der seine weltgeschichtliche Aufgabe, der Staat der wahren modernen Geistesfreiheit zu sein, beim Regierungs-

antritt Friedrich Wilhelms III. wieder lebensvoll ergriffen hatte. —

Ehe wir jetzt auf die Einzelnheiten der romantischen Schule und ihre besonderen Vertreter uns einlassen, wollen wir uns in einer kurzen Betrachtung damit beschäftigen, was denn eigentlich diese Romantik zu bedeuten habe, die hier zum Ausdruck einer neuen literarischen Epoche werden will. Es muß uns vornehmlich daran liegen, daß sich der Begriff der Romantik, gerade in seiner Wiederbelebung in dieser Epoche des deutschen Lebens, als ein gerechtfertigter vor uns zeige, weil die Fortentwickelung unserer Literatur an keinen Irrthum, sondern immer nur an ein in sich vernünftiges und nothwendiges Element geknüpft sein kann.

Der Begriff der Romantik ist allerdings der eigentliche Ausdruck der Lebensmächte des Mittelalters, und insofern scheint er bei einer Generation, welche vorzugsweise ihre eigene revolutionaire Zeit begreifen und gestalten wollte, zunächst nur eine künstliche Erwerbung zu sein. Es war aber derjenige Geist der modernen Menschheit, welchen wir den romantischen nennen, keineswegs an die particulairen Lebenserscheinungen des Mittelalters gebunden. Die Romantik war vielmehr die ganze umfassende Einheit des modernen christlichen Lebens, eine Einheit von Staat, Kirche und Volk, wie sie nur im Mittelalter zu einer festen und vollendeten Erscheinung gediehen, und darin eine Blüthe des nationalen Lebens der Völker entwickelt hat. Aus dieser tief durchdrungenen Einheit, welche zugleich eine Symbolik des menschlichen Daseins war, entfaltete sich eine wunderbar bewegte und geheimnißvolle Mannigfaltigkeit, die aus dem Mittelpunct des Christenthums heraus, in dem sie gefangen blieb, zugleich die kühnsten Züge in alle Aeu-

herrlichkeiten der Welt hinaus unternimmt. Dies ist die Romantik, die nach Innen als Complex und Gesammtbewußtsein der christlichen Welt erscheint, nach Außen als Aventüre sich entfaltet, als welche sie das noch nicht mit ihr vereinigte Leben zu erobern und auf den Mittelpunct, aus dem sie selber stammt, zurückzuführen unternimmt.

Die Romantik hat ebenso gut ihre unantastbaren historischen Rechte, wie die ganze Weltanschauung des Mittelalters, in der sie geboren wurde. Und in dem Sinne, in welchem wir in einem früheren Abschnitt von der Romantik gesagt haben, daß sie die Freiheit des Mittelalters gewesen, hat sie auch heut noch ihre Berechtigung, als ein positives Element anerkannt zu werden. Denn wenn sie damals als Vermittlerin gelten mußte zwischen der Individualität und dem Feudalstaat, indem sie als höchste Instanz über beide den Begriff des Volkslebens setzte, so kann man ihr nicht nachsagen, daß in ihr als solcher schon das Prinzip der Unfreiheit und Verfinsterung stecke. Die Volkspoesie, denn nichts als das war in ihrem Ursprunge die Romantik, ist immer und überall für die Freiheit, und hat noch nie und nirgend den unfreien Mächten einen Dienst geleistet. Das Subject ist in der Romantik allerdings als frei gesetzt, und schaltet und waltet nach Behagen und Stimmung, aber sein Behagen besteht nicht darin, sich egoistisch zu übernehmen, weil es sein eigenstes Wesen verlangt, sich hinzugeben, und in der wahren Hingebung seine Freiheit zu finden. Dies Sichhingeben des Subjects in der Romantik ist aber auch wieder kein zerfahrendes Preisgeben der Individualität und kein Verlieren des eigenen Inhalts, sondern indem es die volle Bedeutung der ihm gegenüberstehenden objectiven Welt anerkennt, spielt es fröhlich mit der Erkenntniß derselben und schützt sich durch die gesunde Naturkraft des Gemüths davor, in der bestehenden

Realität der Welt mit verbraucht zu werden. Diese Freiheit des romantischen Subjects ist der wahre Segen, der aus der Volkskraft des Mittelalters hergeflossen. In ihr symbolisirt sich zugleich die eigenste Bedeutung des christlich-germanischen Lebens, das berufen ist, die Gegensätze von Freiheit und Knechtschaft, die es in seinem Schooße trägt, im Geiste zu vermitteln, und dasjenige, wodurch es real gebunden ist, ideel als aufgehoben in sich zu setzen. Indem dies die wesentlichste Dialektik des Christenthums ist, so zu verfahren und darauf sich anzuweisen, so wird auch die Romantik, welche auf dasselbe Verhältniß von Idealität und Realität sich gründet, dadurch wesentlich eine christliche. Und das ganze Nationalleben, das in dieser christlichen Romantik sich seinen Ausdruck schafft, wird dem Bau des gothischen Domes gleichen, zu dessen Coloß Stein auf Stein heranzutragen, nur durch den Frohndienst des Volkes möglich wird, aber wie aus der einzelnen harten Arbeit sich das ganze Werk harmonisch und mild zusammenfügt, so verschwindet auch in der Freiheit dieses Ganzen der Zwang des Einzelnen. Der Dom, aus der Knechtsarbeit des Volkes emporgestiegen, bildet sich zugleich im Geist des Volkes zu seiner Wolkenhöhe herauf, und indem er durch seinen Gedanken, den er verwirklicht, als ein Gebilde der Freiheit dasteht, empfängt auch das Volk für seinen Schweiß und seine Mühe nur die Anschauung der Freiheit und Seligkeit von ihm zurück.

Betrachten wir nun den Sinn, in welchem die neue Dichter-Generation zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Begriff der Romantik so ausdrücklich wieder aufnahm, so müssen wir ihr zugestehen, daß sie dies zunächst in der volksthümlichen Bedeutung dieses Begriffs, und mit dem Streben, die Nationalität wieder in ihrem ursprünglichen Kern zu erfassen, gethan. Will auch Friedrich Schle-

gel selbst, für diese mit ihm und seinen Freunden beginnende Epoche der Literatur, die Bezeichnung einer neuen Schule eigentlich nicht gelten lassen, so hatte doch die Richtung, welche von allen diesen Schriftstellern mit so großer Absichtlichkeit ergriffen wurde, unverkennbar ein neues Prinzip, das besonders in dem der Romantik gegebenen Verhältniß zu den neuen Zeit- und Lebensbewegungen sich herausstellte. Die revolutionnaire Epoche, in welche das achtzehnte Jahrhundert mit allen seinen Richtungen ausgelaufen war, traf mit dieser Romantik in der Literatur auf keine so widerstrebende Weise zusammen. Die Romantik stützte sich auf dieselbe volksthümliche und nationale Kraft, durch welche die Revolution den Sturz des Feudalstaates unternahm. Und war das romantische Bewußtsein von einer idealen Lebenseinheit ausgegangen, in die es Alles versenkte und verschmolz, so strebte die Revolution, aus demselben idealen Drang des Volksgeistes heraus, nach Einheit und Auflösung der Widersprüche in Staat und Nationalleben. Es ist wahr, die Revolution hat die Romantik vernichtet, insofern sie der letzteren ihre Aufgabe, die an den Feudalformen haftete, fortnahm, aber in dem Geiste, in welchem die junge Schule die Romantik als Volkskraft neu entwickelte, begegnete sich die Romantik noch einmal mit der Revolution an demselben Kreuzweg der Zeiten. Es kann Niemanden einfallen zu behaupten, daß diese neue Romantik bei ihrem ersten Auftreten für Finsterniß und Unfreiheit gefochten hätte! War auch ihr Feldlager die Phantasie, ihre Waffe die Ironie und der Humor, ihre Volksversammlung der Wald mit seinen grünen Bäumen und Sträuchen, so rührte sie doch mit all diesen Bewegungen das Herz der deutschen Nationalität stark genug auf und wirkte zunächst im Sinne des Fortschritts. Während die Revolution auf den Trümmern der mittelal-

terlichen Feudalwelt den freien modernen Staat gebären wollte, schaute die Romantik allerdings in die Vergangenheit zurück, aber sie sammelte von dorther nur die Beläge für die Würde und Größe des ursprünglichen Nationallebens, von dem sie Zeuge gewesen war. Zwar ließ sie sich in Kämpfe der Ironie mit der Aufklärung ein, aber dies war die seichte und rationalistische Aufklärung, die durch ihren damaligen Repräsentanten, in dem sie der romantischen Schule vorzüglich entgegentrat, den Buchhändler Nicolai, sich hinlänglich charakterisirte. Es war die Aufklärung, die alle Lebenspoesie ausrottet, um eine Art von Polizeistaat der Vernunft einzurichten, in dem die ganze menschliche Natur ordnungsmäßig verwaltet wird. Gegen diese Aufklärung, welche die Keime der größten Despotie in sich schließt, kämpft die Romantik im Sinne der Freiheit der menschlichen Gefühlswelt und zu Gunsten der freien Individualität. So ist auch das Verhältniß der Romantik zur Philosophie ihrer Zeit anzusehen.

Als die Schelling'sche Philosophie zuerst den absoluten Idealismus construirte, stand ihr die Romantik nicht fern, sondern empfing Nahrung aus den Tiefen der neuen Speculation, welche ihrerseits gern mit dem Kind der Phantasie spielte. Das Schelling'sche Subject-Object suchte eine ausgeglichene Wirklichkeit darzustellen, indem es die wahre Realität in der Einheit des Gegenstandes mit dem es erkennenden Geiste behauptete, und in dieser kühnen Auflösung der Wirklichkeit durch den Geist dem allgemeinen Drang des Revolutions-Zeitalters gehorchte. Und was that das romantische Subject, indem es sich mit Liebesarmen auf die Realität der Welt und Natur losstürzte? Es subject-objectivirte ebenfalls die Wirklichkeit in seiner Weise, und wurde eins mit derselben durch die Hingebung, in der es sich an den Gegenstand verlor, und durch die

es zugleich die Macht seiner eigensten Individualität geltend machte. —

Die Philosophie hatte auch eine höhere Betrachtung der Kunst selbst in dieser Zeit angeregt. Durch Schelling wurde die Kunst zuerst als eine Offenbarung des Absoluten begründet und seine Philosophie war die erste, welche Kunst und Schönheit in der Ewigkeit und Unendlichkeit ihrer Idee anerkannte, wodurch sie einen so mächtigen Einfluß auf die ästhetische Bildung ihrer Zeit und die ganze Epoche der Literatur gewann. Wissenschaft, Religion und Kunst werden in dem Schelling'schen System als die drei Emanationen des Absoluten auf der Seite der Idealität, so wie Schwere, Licht und Organismus auf der gegenüberstehenden Seite der Realität hingestellt. Die Schönheit ist ihm jedoch die endliche Darstellung des Unendlichen, und diese Darstellung geschieht durch die Kunst, welche die Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste ist. In seinem „System des transcendentalen Idealismus" hat Schelling seine näheren Deductionen des Kunstproducts gegeben. Das Kunstproduct ist bei ihm die Identität des Bewußten und Bewußtlosen im Ich, und zugleich Bewußtsein dieser Identität, wodurch das Product einer solchen Anschauung einerseits an das Naturproduct und andererseits an das Freiheitsproduct gränzt, was die tiefste Einsicht in das Hervorbringen künstlerischer Productionen verräth. Die Befriedigung dieses Widerspruchs der bewußten und unbewußten Thätigkeit wird im vollendeten Kunstproduct erreicht. Das aber, was diese Harmonie hervorbringt, ist nichts Anderes als das Absolute, welches den allgemeinen Grund der präſtabilirten Harmonie zwischen dem Bewußten und dem Bewußtlosen enthält. So wird die Kunst auch von dieser Seite, wo die offenbarende Thätigkeit des Genies gemeint ist,

an das Absolute hinangeschoben, wodurch nur die eine Gefahr entstand, das Philosophische und das Schöne zu vermischen, welche denn auch oft verwirrend genug auf dem durch Schelling angeregten Gebiet eingetreten ist.

Die Fichte'sche Philosophie blieb ihrerseits ebenfalls nicht ohne ästhetischen Einfluß, namentlich auf diejenige literarische Epoche, bei der wir hier noch verweilen, und deren eigenthümliches Prinzip, die Ironie, man in gewisser Hinsicht nicht mit Unrecht als eine Consequenz des Fichte'schen Systems betrachtet hat. Das weltbetrachtende Ich, das in seinem Verhältniß zu den Objecten bald ein bedingtes, bald ein bedingendes war, bildet in dieser freien und schwankenden Bewegung der Idee schon fast, ich möchte sagen, einen künstlerischen Standpunct der philosophischen Anschauung. Aber statt der Idee der Schönheit tauchte dennoch bei Fichte stets nur die Moralidee auf. Diese Philosophie erzeugte in der Anwendung auf das Leben immer nur ethische Tendenzen, welche dann als die höchste Thätigkeit des practischen Ich gewußt werden. In Fichte's moralischer Weltordnung — gewissermaßen ein geschlossener Handelsstaat des Geistes — muß das ästhetische Wohlgefallen an den Objecten dem sittlichen untergeordnet oder vielmehr darin aufgehoben werden, da es nach der Fichte'schen Sittenlehre keine freie Glückseligkeit giebt, sondern Sittlichkeit die einzige Seligkeit in den Lebens- und Gemüthszuständen ist. So wird bei Fichte die Schönheit als Sittlichkeit gesetzt, oder vielmehr nur als eine Anleitung zum sittlichen Leben betrachtet, was jedoch eigentlich nichts Anderes heißt, als den ganzen selbstständigen Begriff des Schönen aus dem Dasein hinwegtilgen. Dies hat auch Solger im ersten Gespräche seines Erwin *)

*) Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst, von Carl Wilh. Ferd. Solger, 2 Bände, Berlin 1815.

auf eine sehr nachdrückliche Weise auseinandergesetzt, da er an dieser Stelle offenbar auf die Fichte'sche Philosophie hinzielt. Fichte's Ansicht weist jedoch hier auf einen großen Gewährsmann zurück, mit dem er in der Stellung des Schönen zum Leben auf eine merkwürdige Weise sympathisirt. Dies ist Plato, dessen Schönheitslehre, wie sie in seinen Dialogen zerstreut ist, ebenfalls darauf hinausläuft, das Schöne, das schon durch seine Mitabstammung aus den Urideen, mit dem Guten und Wahren als Eines angenommen wird, in seinem Hauptzweck als eine Anleitung zur Tugend zu empfehlen. Freilich durch die poetische Vermittelung des Eros, der durch das Schöne erweckt wird. Nur hat es bei dem Griechen immer noch einen freieren und weiteren Sinn als bei Fichte, wenn in der platonischen Aesthetik das Schöne, das sonst auch als die sinnliche Darstellung sittlicher und bürgerlicher Vollkommenheit definirt wird, nur als ein beförderndes und anleitendes Mittel der Ethik erscheint, denn der Begriff des Ethischen bei den Alten trug noch andere und höhere Elemente geistiger und humaner Ausbildung in sich, als unter der engen kategorischen Form, unter der bei den Neueren gewöhnlich das Moralische auftritt, enthalten ist. Dennoch wirkte die Fichte'sche Philosophie mehr als jede frühere in Deutschland auf die sich regenden poetischen und productiven Geister der damaligen Zeit. Das durch sie zum kecken Bewußtsein gebrachte Verhältniß des Ichs zum Nicht-Ich, diese Thatkraft der subjectiven Negation, welche sich selbst als den entscheidenden Grund aller Wirklichkeit hinstellt und nur das für Wirklichkeit gelten läßt, was sich von dem Ich bereits hat bestimmen und durchdringen lassen, dies Prinzip nun war es vornehmlich, auf welches das durch die romantische Schule so stark ausgesprochene Element der Ironie sich philosophisch begründen konnte.

Diese Ironie erhielt jedoch als ästhetisches Prinzip erst von späteren, zum Theil der Schelling'schen Philosophie angehörenden Aesthetikern, wie Solger, und zwar da auf einer bestimmteren und allgemeineren Grundlage, eine feste Stellung und wissenschaftliche Begründung in der Aesthetik.

Bei den Romantikern war die Ironie vorzugsweise ein Lebensprinzip und offenbarte sich in Gesinnung und Weltanschauung auf eigenthümliche Weise. Und mit der Ironie theils gleichbedeutend, theils aus derselben sich erzeugend, gesellte sich der Humor dazu, und beide Elemente wurden gewissermaßen die Hauptmächte der neuen poetischen Schule, durch welche sie ihre größten Thaten ausführte. Wir haben es hier überhaupt mit zwei Begriffen der modernen Poesie zu thun, denen wir eine etwas ausführlichere Betrachtung widmen müssen, weil es sich dabei um ein wesentliches und unterscheidendes Fundament der modernen poetischen Weltanschauung handelt. Die Ironie erzeugt sich wesentlich aus der kühnen Entgegensetzung des Subjects gegen eine bestehende Welt, indem durch diesen mit aller Macht des Selbstbewußtseins festgehaltenen und aufgezeigten Gegensatz etwas ausgedrückt werden soll, das nur in ihm und durch ihn sich bemerklich machen läßt; also ist die Ironie die eigentliche unerbittliche Kraft des Gegensatzes selbst, die sich Geltung verschafft, und sich eine poetische Genugthuung bereitet. Daher erscheint die Ironie bei aller überlegenen Weisheit, die aus der von ihr behaupteten Stellung hervorleuchtet, doch zugleich mit der Strenge und Schonungslosigkeit, die meistentheils in ihrem Charakter vorherrschend getroffen wird. Sei nun diese Stellung, welche sie sich giebt, eine künstliche oder natürliche, immer wird man die geistige Macht, auf die sie sich gründet, und durch welche sie mit solcher Ueberlegenheit über einer von ihr selbst gerissenen Kluft

der Weltanschauung sich schaukelt, nicht in Abrede stellen können.

Ist die Ironie nun wesentlich ein die Schranke der Wirklichkeit negirendes und in dieser Negation sich ideal vorkommendes Element, so zeigt dagegen der Humor dieselbe Kraft im Zusammenfügen und Combiniren der Gegensätze, welches Geschäft er auf seine Weise, aus der Fülle einer gemüthlichen Innerlichkeit heraus, vollbringt. Der Humor ist ebenfalls, wie die Ironie, ein künstlicher Sieg der Gesinnung über den Zwiespalt des Individuums mit dem Allgemeinen der Weltordnung, aber wenn die Ironie gern alle Illusion vernichtet, um die reine Wahrheit zu ermitteln, so besitzt dagegen der Humor das Talent des Scheins, das er aber nur aufweckt, um der Wahrheit zu Sieg und Verherrlichung zu helfen. Man könnte daher den Humor eine burleske Philosophie nennen. Wenn die Philosophie selbst auf dem rein gedankenmäßigen Wege jene Conflicte des Individuellen und Allgemeinen überwindet und mit allem ehrbaren Ernste der Logik und der ganzen Mühsamkeit einer gewissenhaften Consequenz die Weltharmonie in der Idee auferbaut, so erringt der Humor dieselbe auf einmal, wie im Fluge, auf der Höhe seiner reinen, kindlichen, siegesübermüthig spielenden und scherzenden Gesinnung. Gleich der Philosophie ist auch der Humor im Beginn seiner Operationen durchaus ein Skeptiker, der an allem durch Autorität Gegebenen zweifelt, aber indem er sich mit diesen Zweifeln belustigt, indem er sinnig Gegensatz gegen Gegensatz spielen läßt, und durch die wunderbare Gewalt seiner witzigen Combinationen allem Bestehenden die Geltung streitig zu machen droht, hat er doch zugleich unvermerkt die Wahrheit auf den Thron gehoben, deren streithafter Verfechter er nur gewesen. Diese Feier der Wahrheit, welche der Humor in bunten Festkleidern veranstaltet,

giebt ihm auch jederzeit einen geistigen Hintergrund, ein geistiges Prinzip, ohne das er niemals auftritt, und wodurch er sich wesentlich von seinen Dienern und Genossen, Witz und Laune, unterscheidet, die nur etwas Untergeordnetes gegen den Humor sind. Witz und Laune sind bloße Mittel des Humors, die auch an vereinzelten, zufälligen und äußerlichen Weltbeziehungen sich einfinden und geübt werden können, aber der Humor tritt immer aus der Totalität einer ganzen Weltansicht heraus. Er zeigt sich daher in dem modernen christlichen Leben, dessen Weltanschauung vornehmlich an jenen Zwiespalt der persönlichen Freiheit mit der allgemeinen Nothwendigkeit verfallen ist, zugleich als Versöhner der Gegensätze, indem er ein künstliches Reich der Freiheit bildet, das die drückende Erdatmosphäre überwunden, und auf seiner Höhe die unter ihm liegende Welt von der Vogelperspective aus betrachtet. Daher hat er bei aller Miene der Ueberlegenheit, die er annehmen kann, und bei aller Schärfe des Zersetzens und Aussonderns, die er gegen die Theile ausübt, um zum Ganzen zu gelangen, doch zugleich etwas Weiches und kindlich Naives in seinem Wesen, das bisweilen sogar an Sentimentalität gränzen kann, und wodurch er sich hauptsächlich von der Ironie unterscheidet. Der Humor kann die Gegensätze, welche die Ironie hervorruft, nicht in dieser Trennung bestehen lassen, sondern es ist eben sein Wesen, sie sogleich zu verallgemeinern und in dem reinen Aether seiner lachenden Weltansicht aufzulösen. Der Humor gewinnt hierin zugleich einen idealisirenden Charakter, er idealisirt überhaupt jeden materiellen Stoff, den er berührt, indem er ihn mit einer höchsten Weltordnung, wie sie gedacht werden kann, in Beziehung setzt. In dieser ihn sicher stellenden Beziehung zum Unendlichen, von welcher der Humor trunken scheint, bewegt er sich im Endlichen mit

dieser großen Heiterkeit, Muthwillen und selbst Ausgelassenheit. Man muß daher mit Jean Paul übereinstimmen, wenn er (in seiner „Vorschule der Aesthetik") den Humor „das umgekehrte Erhabene" nennt, und dies umgekehrte Erhabene besteht in nichts Anderem, als in dem mit allem Endlichen spielenden Geistesübermuth einer Gesinnung, die sich tief im Unendlichen heimisch zu machen und zu sichern strebt.

Weil der Humor nun auf diese Weise so innig mit der Weltanschauung zusammenhängt, daß er vielmehr immer als ein besonderer Ausdruck derselben auftritt, so liegt darin zugleich ausgesprochen, daß er unter allen Künsten, in denen er productiv zu werden vermag, vorzugsweise in der Poesie seine Stätte und seinen eigensten Wirkungskreis finden muß, weil diese die eigentliche Kunst der zur Gestalt werdenden Weltbetrachtung ist. Der Humor ist in der That ein Lebenstheil der modernen Poesie selbst, die ohne ihn schwerlich ihre Aufgabe und Bedeutung vollständig lösen würde. Dagegen muß man das Leben und die Poesie der Alten gewissermaßen frei vom Humor nennen. Die einfache antike Natur bewegte sich, ohne großen Kampf innerer Gegensätze, in jener schönen Einheit und Harmonie der Bildung, die von den Griechen am liebsten unter dem umfassenden Namen der Musik bezeichnet und erstrebt wurde, und der Staat umschloß und befriedigte in jenem großen Begriffe der freien Offentlichkeit, zu der sich Jegliches herausbildete, auch die besondersten innersten Bedürfnisse des Individuums. So war ein Einklang der Lebensbestrebung mit den vorhandenen Zuständen der Wirklichkeit da, der jeden ernsteren und schmerzlicheren Conflict des Persönlichen mit dem Allgemeinen hinderte. Mochte daher auch die kräftige Heiterkeit und Befriedigung aus dem Leben der Alten in unverkümmerter Frische in ihre

Poesie und Kunstgebilde übergehen, so blieb ihnen doch, bei aller Anmuth ihres Scherzes, bei allem Sinnreichen ihrer Komik, das Element des Humors ein fernes und fremdes. Nur in der Komödie des Aristophanes regte sich bereits ein unsern heutigen Begriffen von Humor verwandtes Element, und zwar hier auf einer Stufe des Unterganges und Ueberganges des antiken Lebens, auf der jener Höhepunct der humoristischen Anschauung in der künstlichen Ueberlegenheit, welche sich der Genius des Komikers im Geist über sein entsittlichtes und aus den alten Normen gewichenes Zeitalter gab, erreicht werden konnte; denn in einer solchen Zeit beginnt in der That die eigenthümliche Aufgabe und Stellung des Humors für die Welt wie für die Poesie.

Man kann daher den Humor, wie sehr auf der einen Seite eine gesunde Reaction und ein Lebensdrang der Freiheit sich in ihm Luft schafft, doch zugleich als ein Symptom der Krankhaftigkeit des modernen Lebens ansehen, als ein Product derjenigen modernen Sehnsucht und Wehmuth, welche August Wilhelm Schlegel als das Muttermal aller Poesie der Neueren bezeichnet. Die romantische Schule, die den Humor wie die Ironie als ein so absichtliches Kunst- und Lebensprinzip in sich ausbildete, hat denn auch den krankhaften Sinn davon genug hervorgekehrt, und ist ihm besonders in den späteren Schicksalen von einigen ihrer Mitglieder entschieden verfallen. Selbst in Shakspeare, bei aller thatsächlichen Gewalt, und, so zu sagen, gesunden Körperkraft seiner Poesie, tritt die humoristisch-ironische Weltansicht oft mit jenem krankhaften Anflug dazwischen, welche ihr das ungeheure Mißverhältniß des Geschehenden zu der idealen Weltordnung angekränkelt hat. Seine Narren bringen am meisten durch die Wehmuth, mit der sie ihre humoristische Kappe tragen, diesen herzzerschneidenden

Contrast zur Anschauung. Und in den Volks- und Bedientenscenen werden durch das Thun und Meinen der kleinsten Leute die größten Weltvorgänge humoristisch auf den Kopf gestellt, was bei aller Lustigkeit selten ohne den bittersten Eindruck der Schwermuth abgeht. Cervantes aber hat diese ironisch-humoristische Stimmung, die aus dem Weh und den Widersprüchen der Zeit heraus so lustig wird, im Don Quixote zu einer Gestalt ausgeprägt, welche die klassische Figur dieses kranken Welthumors geworden. Man kann, vor der genaueren Bekanntwerdung des Shakspeare und des Cervantes in Deutschland, kaum von einem humoristischen Element in dem Sinne, in welchem wir es hier betrachtet haben, in unserer Literatur reden. Lessing unterschied zwar schon an einer Stelle seiner Dramaturgie Humor und Laune von einander, woraus hervorgeht, daß er die eigenthümliche Sphäre des ersteren mit seinem Alles erfassenden Sinne ahnete, wenn ihm auch in seiner klaren und festen Geisteshaltung, in seiner überall auf dem kürzesten Wege sich zu den Resultaten hinwendenden Verstandes-Entschlossenheit, nicht zugemuthet werden konnte, sich in die Wirbel und Untiefen dieser Sphäre weiter hineinzubegeben. Die Ironie aber, deren Lessing selbst so mächtig gewesen, war nur die des consequenten Verstandes, welcher in den Netzen des Widerspruchs sein Schlachtopfer fängt. Es war aber vorzüglich aus der englischen Literatur her, und namentlich durch Shakspeare, Swift und Sterne, die umfassendere Gattung des Humoristischen zuerst und am reichsten in die deutsche Literatur übergegangen. Die barocken Contraste, die dem englischen Nationalcharakter eigen sind, jene Mischung von Schwermuth, Tiefsinn, Naivetät und Laune scheinen dort für den Humor einen vorzugsweise fruchtbaren Boden abgegeben zu haben, wodurch ein origineller Typus desselben geschaffen

wurde, der besonders in Deutschland sich mit wahlverwandten Geistern begegnen mußte. Schon in mehreren Lustspielen von Lenz waltet ein ächt Shakspearischer Humor, mit einer Freiheit der Behandlung, die für jene Zeit der deutschen Literatur als etwas Ausgezeichnetes geachtet werden muß. Der Einfluß Swift's und Sterne's trat in Hippel, diesem ersten großen Humoristen der Deutschen, nicht minder deutlich hervor, obwohl man bei der hohen Originalität dieses Geistes nur die Anregung auf jene Einflüsse zurückführen kann. Zugleich erhielt der Humor bei Hippel ein entschieden philosophisches Element zu seiner Grundlage, das der deutschen Natur vornehmlich zuzusagen schien. In dieser Richtung war jedoch schon in Hamann, wenn auch zu seiner Zeit fast nicht gekannt, etwas Eigenthümliches hervorgetreten, das man mit dem Namen eines metaphysischen Humors bezeichnen könnte. Von Jean Paul Friedrich Richter werden wir später besonders zu sprechen haben.

Hier wenden wir uns wieder zu der Bedeutung zurück, welche das humoristisch-ironische Prinzip in der romantischen Schule, die ihm eine besondere künstlerische Form zu geben getrachtet, angenommen hat. Wir berühren jetzt das Verhältniß der romantischen Schule zur sittlichen und socialen Welt, und haben dabei besonders eines Buches zu gedenken, in welchem dies Verhältniß sich am entschiedensten und grellsten ausgedrückt hat und das zugleich die vorzüglichsten Anklagepuncte gegen die ganze romantische Richtung hergeben mußte. Dies ist Friedrich Schlegel's Lucinde, in Berlin im Jahre 1799 zuerst erschienen, ein Buch, das vielfachen Tadel erweckt hat und auch verdient, dem man aber bei allen seinen Verirrungen doch den höheren und lauteren Grundgedanken, mit dem es sich einem Ideal der modernen Lebensentwickelung zuwendet,

nicht wird absprechen können. Dieser Grundgedanke ist kein anderer, als die Harmonie der sinnlichen und geistigen Natur, die ihren Vereinigungspunct, auf dem sich ihre Gegensätze aufheben, in der Liebe findet. Diese neue Philosophie der Liebe, welche Friedrich Schlegel in dem Roman von der Lucinde lehren wollte, so sehr sie auch in dieser Dichtung selbst in der Luft schwebte, hing doch nichts desto weniger mit einem allgemeinen Grund aller Lebenserscheinungen seit der Revolution zusammen. Das Ringen nach einem Gleichgewicht der sinnlichen und geistigen Elemente war ein historisches geworden, und hatte sich in der Idee der Freiheit, in der Anerkennung der Menschenrechte, in der Erlösung der Individualität von dem Bann der Feudalformen, als Beginn einer neuen Lebensepoche für die Menschheit offenbart. Dieser revolutionnaire Drang nach der Aufhebung der Gegensätze griff auch das innerste Getriebe des socialen Lebens an und bedrohte die ganze moralische Weltordnung, die bisher bestanden hatte, oder trachtete, sie auf eine völlig neue Basis zu stellen. Die Menschheit streckte sich, nach langen Verkümmerungen und Uebervortheilungen, endlich dem Genuß entgegen, und suchte ein Prinzip, in welchem der höchste Genuß zugleich die höchste Sittlichkeit, so wie im Staat die höchste Freiheit die höchste Gesetzlichkeit sein sollte.

Friedrich Schlegel war in diesem Sinne, und unterstützt durch die damit verwandten Ideen der Zeitphilosophie, welche sich ja zu ihrer Hauptaufgabe die Versöhnung der idealen und realen Welt gestellt hatte, auf den Gedanken seiner Lucinde gekommen. Er lieferte aber deshalb ein verfehltes Buch, weil er seiner Phantasie und Laune erlaubte, mit diesem Gedanken nach subjectiver Willkühr zu schalten und zu spielen, und statt ein auf historischem Grunde feststehendes Gebäude aufzurichten, mit allerhand Bizarrerien

der Reflexion sich zu begnügen. Die in der Lucinde gewonnene Harmonie des Geistes mit der Sinnenwelt ist eben nur eine durch die Reflexion hervorgebrachte, und erscheint daher um so mehr als ein willkührliches Luftbild, da ihr die eigentliche Grundlage eines realen Lebens völlig gebricht. Schlegel hat hier die Liebe mit reflectirender Künstelei behandelt, worin ihr wahres Wesen, nämlich ihre unmittelbare Naturkraft, verloren geht, und dieses gesunde Fundament muß denn doch vorhanden sein, soll eine neue Weltordnung darauf gegründet werden können. Das Verhältniß, welches Schlegel in der Lucinde schildert, steht aber so einseitig und abstract da, daß es gar keinen Zusammenhang mit der socialen Wirklichkeit behauptet, die ringsumher mit ihren Bedingungen und Einflüssen fehlt, während Alles nur in Weise von Abhandlungen und subjectiven Phantasien ausgeführt wird. Auf diesem träumerischen Terrain hat der Dichter leichtes Spiel, für seine Gestalten eine Weltordnung zu gründen oder vorauszusetzen, wie sie gerade in seinen Intentionen liegt, und sie mit aller Keckheit der Poesie schon praktisch auszuüben. Die eigentlich geistige Durchdringung der Sinnenwelt, wodurch sie zur Sittlichkeit wird, konnte daher in der Schlegelschen Lucinde nicht erreicht werden, weil in dieser aufgelösten symphonieartigen Behandlung die Conflicte der bestehenden Weltordnung gar nicht berücksichtigt sind. Es kommt sogar in dem künstlichen Raffinement, welches diese Dichtung durchzieht, zu Verhandlungen, die das sittliche Gefühl, anstatt es auszugleichen, vielmehr nothwendig empören müssen, wie Alles, was dort über die „schönste Situation," und manches andere damit Zusammenhängende, auszukramen nicht verschmäht wird. Und indem man überhaupt nicht weiß, ob man es in der Lucinde mit der Ehe, oder blos mit einer organisirten Libertinage, zu thun hat,

die Männer der Arbeit, die Handwerker, aus der Arbeit eine Poesie, und wurden als Handwerker Dichter, wobei in der zunftmäßigen Gliederung, auf die sie noch Alles zurückführten, es ihnen begegnen mußte, daß sie auch als Dichter noch Handwerker blieben.

Die Poesie des Zunftwesens, das ebenso behaglich als gewichtig eine abgeschlossene Welt für sich bildete, über die aber jetzt das Bewußtsein ihrer Bedeutung und ihrer Verbindung mit allen höchsten und wahrhaften Lebensinteressen gekommen und in dichterischen Gefühlen aufgebrochen war, diese Poesie des Zunftwesens konnte zugleich nur ein Zunftwesen der Poesie selbst werden, aber es bewegten sich doch darin die bedeutendsten Entwickelungsmomente des ganzen Zeitalters. Diese dichtenden Handwerker stellten in der Verbindung von Poesie und Arbeit, worin das eigentliche Element des Meistergesanges besteht, zuerst den Protestantismus der Poesie dar, der vornehmlich durch Hans Sachs im tiefsten Bewußtsein ausgebildet wurde, indem man von diesem Dichter sagen kann, daß er auf die Reformation Luther's eine neue deutsche Lebenspoesie begründete, und darin dem Glaubensreformator als poetischer Reformator ebenbürtig zur Seite steht. Das protestantische Element ist von dem Meistergesang in seinem Wesen durchaus nicht zu trennen, und wie sich alle Meistersänger, darunter vor Allen Hans Sachs, mit Begeisterung dem neuen Glaubensbekenntniß selbst zuneigten und zu demselben übertraten, so war es auch die durch Luther organisirte neuhochdeutsche Sprache, welche die durch das Gesetz ihrer Schule vorgeschriebene Sprache der Meistersänger wurde und durch diese zuerst am eindringlichsten den Weg in die Kreise des Volkslebens, in Haus und Familie, fand.

Die Erneuerung des Andenkens des Hans Sachs

und seiner Werke, die lange in Deutschland, gleich denen Ulrich's von Hutten, mit dem Dunkel der Vergessenheit bedeckt gewesen, betrifft daher zugleich die Ausfüllung einer wesentlichen Lücke in unsern Nationalerinnerungen, die wir zuerst den Bemühungen Wieland's und Goethe's verdanken, welcher letztere besonders in einem seiner bedeutendsten Gedichte „die Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung“ ein unvergängliches Charakterbild des „theuern Meisters“ aufgestellt hat.

Die Stadt Nürnberg, in welcher Hans Sachs im Jahr 1494 geboren wurde, erscheint uns in dieser Zeit als ein eigenthümlicher Mittelpunkt, welcher die hauptsächlichsten Lebensbewegungen an sich zog und in seinem Schooße bedeutsam ausarbeitete. So sagte Luther selbst, in der Zueignung einer kleinen Schrift („daß man die Kinder zur Schule halten soll“) von Nürnberg: „Nürnberg leuchtet warlich in ganz Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, und gar kräftiglich alle Städte beweget, was daselbst im Schwange geht.“ Die feinere künstlerische und gesellige Ausbildung der deutschen Lebensverhältnisse hatte vorzugsweise in Nürnberg ihren Sitz aufgeschlagen und von dorther auf den deutschen Geist eingewirkt. Dort lebte der kraftvolle und großsinnige Albrecht Dürer, der in der bildenden Kunst und durch die Mittel derselben dieselbe Bedeutung für die deutsche Geistesbildung gewann, wie Hans Sachs durch seine poetischen Darstellungen. Albrecht Dürer und Hans Sachs haben in der That dieselbe einfache, derbe, verstandvoll breite und im Thatsächlichen sich erschöpfende, dabei gemüthsinnige und geisteskräftige Weise der Lebensdarstellung miteinander gemein. Auch durch seine Schriften, in seinen mathematisch kunsttheoretischen Abhandlungen, hatte Albrecht Dürer in einem gediegenen, reinen und

klaren Deutsch diejenige Prosa heranbilden helfen, welche in dieser Zeit als inhaltsreiche Lebensprosa die Poesie der Wirklichkeit selbst in sich aufzunehmen beginnt, und die auch in Hans Sachs, ungeachtet seiner poetischen Formen, den eigenlichen Grundkern seines Wesens als Dichter ausmacht.

Hans Sachs aber hatte durch seine Geburt selbst und alle seine Lebensumstände die wahre demokratische Dichterweihe empfangen. Denn er war eines Schneiders Sohn, und sein Lehrmeister in der Poesie war ein Leineweber, Namens Leonhard Nunnenbek, der als Meistersänger in Nürnberg einen Ruf hatte, und von dem dankbaren H. Sachs noch in seinem spätesten Alter poetisch verherrlicht worden ist. Hans Sachs ging als Schuhmachergeselle in seinem siebzehnten Jahre auf die Wanderschaft, und ging über Regensburg, Passau und Salzburg nach München, Würzburg, Frankfurt und Wien, worauf er, nach fünfjährigem Umherziehen in der Fremde, wieder nach seiner Heimath Nürnberg zurückkehrte. Nach einigen Stellen seiner Gedichte scheint er jedoch auch in Italien gewesen zu sein; so heißt es in einem Schwank, der vom Ursprunge des Weihwassers handelt, zu Anfang:

Einsmals im gnadenreichen Jar
Ich auch zu Rom umb Ablaß war
Darzu mich nicht die göttlich Lieb
Sondern allein der Fürwitz trieb
Daß ich mit guten Offerten komm
Zu beschauen die große Stadt Rom
Und ihr groß gewaltig Gebeu
Ihr Antiquität ich mich freu.

In Nürnberg aber scheint Hans Sachs einen offenen Schusterkram gehalten zu haben, der ihm jedoch soviel Zeit übrig ließ, daß er die unendliche dichterische Produc-

tivität, die in ihm lebte und drängte, vollauf und in unbegränztem Maaße befriedigen konnte. Diese Hervorbringungslust in ihm war so stark, daß er, seiner eigenen Angabe nach (in seiner kurzen poetischen Biographie, die sich unter seinen Gedichten findet und bis zum Jahre 1567 reicht) vom Jahre 1514 an 6048 größere und kleinere Gedichte, 1700 Schwänke, 208 geistliche und weltliche Tragödien, Comödien und Fastnachtsspiele, 73 Kriegslieder, und noch viele andere Lieder, Schriften und Aufsätze verfertigt hat. Seine sämmtlichen Werke machten 34 Folianten aus, die er alle mit eigener Hand abgeschrieben hatte, wovon er jedoch selbst nur eine bestimmte Auswahl zum Druck verordnete.

Mit dieser unermüdlichen poetischen Darstellungskraft, die alle Tage wie eine regelmäßige organische Function ihre Genugthuung verlangte, holte sich der Dichter gewissermaßen die Stoffe der ganzen Welt in seiner poetischen Werkstatt zusammen, denn es giebt in der Geschichte, in der Bibel, in der alten Mythologie und in der neueren Mährchenwelt kaum irgend einen handlichen Stoff, welchen sich nicht Hans Sachs aufgegriffen und zu seiner dichterischen Praxis untergebracht hätte. Dieser ämsige Bienentrieb, sich die ganze Welt in süße Poesie zu verwandeln, ist denn der eigentliche Charakter seines Schaffens. Bei dem Mangel an klassischer Bildung, indem er kein Latein und Griechisch verstand, hatte er sich jedoch mit einer in Erstaunen setzenden Belesenheit in deutschen Schriften den Zugang zu allem Wissen und zu allen Thatsachen alter und neuer Zeit zu verschaffen gewußt. Das Alterthum steht ihm ebenso nahe als die Gegenwart, die er in allen ihren Verzweigungen und Erscheinungen mit seinem ruhigen klaren Auge überschaut. Seine Zeit aber, in der er ganz und gar zu Hause ist, liefert ihm den Grundton

zu seiner Behandlung aller Gegenstände der Welt. Es ist der ehrsame Hausverstand der Zeit, dabei auch das tüchtige und witzige deutsche Volksgemüth, das auf jeden Stoff seinen eigenthümlichen Stempel gedrückt hat. Die Rechtlichkeit im Handel und Wandel ist daher der eigentliche poetische Gesichtspunkt, unter den sich der Dichter alle seine Lebensdarstellungen rückt. Goethe bezeichnet deshalb in seinem angeführten Gedicht die eigentliche Muse Hans Sachsens sehr treffend als die „thätig Ehrbarkeit, sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit.“ Dadurch gelang es diesem Dichter aber gerade, die hausbackene Alltäglichkeit des deutschen Lebens mit einem poetischen Stachel zu durchdringen, und so auf höhere heimische Lebensbildungen hinzuweisen.

In dem Dichterleben des Hans Sachs sind zwei Perioden zu unterscheiden, die eine, worin er wesentlich dem Meistergesang angehörte, und worin das Stoffliche der Darstellung ein großes Uebergewicht bei ihm geltend machte, und die andere, worin er vorzugsweise als Dramatiker, in einer freieren Form der Auffassung und Behandlung, wirkte. Aus seiner ersten Periode hebt sich als ein Glanzstern seine Begeisterung für Luther und den Fortgang seiner Thaten heraus. Sein berühmtes Lobgedicht auf Luther und die Reformation entstand am 8. Juli 1523, und führt die Aufschrift:

Die Wittenbergisch Nachtigall
Die man yetzt höret überall.

Der Anfang klingt also:

Wacht auf, es nahendt gen dem tag,
Ich hör singen ym grünen hag,
Ein wunigkliche Nachtigall,
Ihr Stymm durchklinget perg und dall;
Die nacht neygt sich gen Occident,

Der tag geet auff von orient,
Die rothbrünstige morgenröt
Her durch die trüben wolken göt,
Daraus die lichte Sunn thun blicken,
Des Mondes Schein thut sie verdrücken,
Der ist jetzt worden pleich und finster,
Der vor mit seinem falschen glinster
Die ganzen Hert Schaf hat geplendt,
Daß sie sich haben abgewendt
Von yrem hirten und der weyd u. s. w.

Die Poesie des Hans Sachs erscheint hier als die wahre Vermittlerin zwischen Luther's Reformation und dem niederen Volksleben, in dessen Kreisen sie die große Gedankenthat des Jahrhunderts zuerst einheimisch machte. Hans Sachs dichtete Luthern nach seinem Tode auch das Leichengedicht, in seinem „Epitaphium oder Klagred ob der leich Dr. Martin Luther's," worin die Theologie selbst als Klageweib erscheint, und den Verlust des „treuen und kühnen Helden," wie Luther genannt wird, betrauert. Bei diesem innigen und geistesverwandten Verhältniß zwischen Luther und Hans Sachs ist es bemerkenswerth, daß Luther fast niemals und an keinem Ort seiner Schriften oder Briefe des Dichters erwähnt hat. Doch nahm er in das von ihm zusammengestellte Gesangbuch, mit besonderem Lob, ein geistliches Lied von Hans Sachs auf, das berühmte: „Warum betrübst du dich, mein Herz," das seitdem ein Lieblingseigenthum des protestantischen Kirchengesanges geblieben ist.

Was die Verdienste Hans Sachsens als Meistersänger anbetrifft, so hängen dieselben genau mit den inneren eigenthümlichen Einrichtungen zusammen, in denen

sich diese dichterische Zunftgesellschaft begründete. Diese Institutionen des Meistergesangs hat uns besonders Joh. Christoph Wagenseil in seinem Buch „von der Meistersinger holdseligen Kunst, Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehrsätzen" überliefert, welches Buch sich hinter seinem Werk de civitate Norimbergensi (Altdorf 1697) befindet. Nach einer Sage, welche unter den Meistersängern selbst sich fortpflanzte, geht ihr Ursprung bis ins zehnte Jahrhundert, unter die Regierung Otto's des Großen, zurück. Zu Mainz, wo die ältesten Urkunden und Insignien der Meistersänger aufbewahrt wurden, ferner zu Straßburg, Augsburg, Nürnberg, Memmingen, Colmar, Ulm, hatten die bedeutendsten Singschulen bestanden. Dieselben hatten eine so geschlossene Organisation, daß die Mitglieder sich darin nach besonderen Graden, die durch ihre künstlerische Fertigkeit bestimmt wurden, ordneten, und die Aufnahme erst nach der bei einem Meister eingegangenen Lehre und Prüfung erfolgen konnte. Eben so hatten die inneneren poetischen Gesetze, nach denen sie arbeiteten, ihre bestimmte und unumstößliche Gliederung, welche die Tabulatur genannt wurde. Ein Meistergesang oder Bar bestand aus mehreren Stücken oder Gesätzen. Ein Gesätz theilte sich wieder in zwei Stollen, welche eine gleiche Melodie haben mußten. Dem Stoll folgte der Abgesang, von einigen Versen, mit einer besonderen Melodie, welche sich von der Melodie der Stollen unterscheiden muß. Hierauf folgte wieder ein Stoll, welcher sich in seiner Melodie an die der früheren Stollen anschloß.

Hinsichtlich des Reimes gab es sehr bestimmte Vorschriften. Stumpfe Reime waren solche, die sich einsylbig reimten (männliche); klingende Reime heißen die weiblichen; Waisen sind reimlose Verse; Schlagreime sind zweisylbige, aufeinander reimende Wörter, die für sich

allein einen Vers ausmachen u. s. w. Von den Fehlern und Strafen, welche beim Meistergesang vorfallen können, führt Wagenseil zweiunddreißig an. An der Spitze steht folgende Bestimmung: „Ein Fehler ist, wann etwas nicht nach der hohen Teutschen Sprache gedichtet und gesungen wird, wie solche in Dr. Martin Luther's Teutscher Uebersetzung der Bibel befindlich und in der Fürsten und Herren Cantzleyen üblich und gebräuchlich ist." (Wagenseil a. a. O. S. 525). Ferner gehörten dazu: falsche Meinungen, die aus abergläubischen, unchristlichen und unzüchtigen Worten bestanden, deren Gebrauch unmittelbare Wegweisung aus der Schule zur Folge haben konnte; außerdem: falsch Latein, blinde Meinungen (undeutlich und unvollkommen ausgedrückte Gedanken), blinde Worte (undeutliche und unverständliche Worte), Halbworte (um eine Sylbe verkürzte Worte), Anhang (wenn man an ein einsylbiges Wort eine unnütze Sylbe anhängt), Kleb-Sylben (wenn aus einem mehrsylbigen Wort durch Zusammenziehen und Abbrechen ein einsylbiges gemacht wird), falsche Blumen oder Coloratur u. s. w.

Für das Höchste in der Meistersängerkunst wurde es angesehen, eine eigene Melodie erfunden zu haben, die Ton oder Weise genannt wurde, und nach dem Namen des Erfinders und ihrer besonderen Eigenthümlichkeit noch eine besondere Bezeichnung erhielt. Solcher Singweisen gab es gegen vierhundert, die Wagenseil mit ihren meist höchst abenteuerlichen und phantastischen Kunstnamen verzeichnet hat, darunter: die kurze Masseran-Weise Hans Findeisens, die Schwarzdinten-Weise M. Ambrosii Metzger's, die kurze Affenweise Georg Hagens, der Bauren-Ton Severin Kriegsauers, der schwarze Ton Klingsohrs, die abgeschiedene Vielfraßweise Carl Fo-

lichen und frei sich zusammensetzenden Formen, welche Voß in der deutschen Sprache aus der Begattung mit dem antiken Sprachgeist sich hatte erzeugen lassen, erstreckten ihren Einfluß weithin über die ganze deutsche Literatur, und selbst Goethe hatte sich demselben nicht entziehen mögen, vielmehr machte er sofort in mehreren kleineren Dichtungen, und noch später im zweiten Theile des Faust, von diesem Gewinn Gebrauch.

Die Romantiker aber wollten etwas Neues auch in neuen Formen geben, und dankten daher zuvörderst den Hexameter mit seinem ganzen hocheinherfahrenden Gefolge von antiken Formen ab. Die südliche Metrik der romantischen Schule übte aber eine minder gediegene Wirkung auf den deutschen Sprachgeist aus, als die classische. Sie durchdrang sich nicht so productiv mit dem Kern unserer Sprache, wie dies Voß ohne Zweifel gethan hatte, und da sie mehr in Weise äußerlicher Nachahmung künstelte und tändelte, so kam es auch dabei in sprachlicher Hinsicht zu mancherlei Flunkereien, die aller Bedeutung entbehrten. Ueber diese romantischen Formen war der alte Voß hinlänglich verdrossen und ergrimmt, doch war es auch der innerste Gegensatz seiner eigensten Natur, aus welcher sein heftiger Angriff gegen die Romantik stammte, und worin er sich zu so mancherlei Ungehörigkeiten hinreißen ließ. Er verschaffte darin der groben Physis seines protestantischen Naturells eine hinlänglich derbe Genugthuung. Wie wenig der heftige und gewaltsame Sinn dieses Mannes in diesen Beziehungen Spaß verstand, hat er später auch in der grausamen Abfertigung seines katholisch gewordenen Freundes Leopold Stolberg („Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe," Stuttgart 1820) bewiesen.

Der eigentlich philologische Kopf unter den Romantikern aber war August Wilhelm Schlegel, und man

kann diesem seine eigenste Bedeutung wohl eben nur darin anweisen, denn eine mehr in die Tiefe der Prinzipien hinein sich erstreckende hatte er nicht. Als Philolog aber arbeitete er die neue Form der Romantik zur höchsten Kunstfertigkeit aus, doch gewann sie unter seinen Händen bei aller Zierlichkeit nur ein todtes Ansehn. In seinen Ueberſetzungen erreichte er dagegen bei weitem mehr die Wirksamkeit des Genies und erweiterte dadurch das deutsche Literaturgebiet auf das Ansehnlichste und Folgenreichste. Denselben Takt und feinen Sinn, sich in das eigenste Leben der fremden Autoren hineinzuleben und es der heimischen Natur gemäß wiederzugeben, welchen er als Ueberſetzer bewies, zeigte er auch als Kritiker, namentlich der fremden Literaturen. Aber die Befugniß seiner Kritik erstreckte sich ebenfalls mehr auf ein äußerliches Reproduciren des wesentlichsten Organismus, als daß sie sich darauf eingelassen hätte, philosophisch die innern Richtungen zu ergreifen und dieselben in der Literatur nachzuweisen. Als Kritiker kam er daher nie über den bloßen ästhetischen Geschmack hinaus und betrachtete in Beziehung auf diesen, mit gewandtem Raisonnement, alle Literatur. Der glänzende Schein dieser Kritiken ist jetzt verblichen, aber zu ihrer Zeit trugen auch sie nicht wenig dazu bei, dem literarischen Sinn in Deutschland eine umfassende und gewissermaßen welthistorische Ausdehnung zu geben. Dahin wirkten besonders auch seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur," (Heidelberg, 3 Bände, zuerst 1809—1811, zweite Ausgabe 1817), in welchen er einen Ueberblick der literarischen Völkerindividualitäten in alten wie in neuen Zeiten gab. In den mit seinem Bruder, Friedrich Schlegel, zusammen herausgegebenen „Charakteristiken und Kritiken" (2 Bände, Königsberg 1801) erschienen zuerst die wesentlichsten kritischen Aufsätze beider Schriftsteller gesammelt. Später gab Au-

gust Wilhelm Schlegel eine besondere Ausgabe seiner „Kritischen Schriften" (Berlin 1828, 2 Bände) heraus. Eine Sammlung seiner „Poetischen Werke" erschien in 2 Bänden, Heidelberg 1811—15, zweite Auflage 1820. A. W. Schlegel's philologisches Talent aber entwickelte sich noch später zu einer selbstständigen Bedeutung, und machte erfolgreich die neue Wendung mit, welche die deutsche Philologie zu nehmen hatte, indem sie, die Einseitigkeit und Ausschließlichkeit der griechisch-römischen Sprachuntersuchungen verlassend, sich am Studium des Sanskrit zur vergleichenden Sprachwissenschaft erhob und dadurch einen eingreifenden Antheil an der Betrachtung des Völkerlebens gewann. Die auf diesem Gebiet von ihm erschienenen Ausgaben und Abhandlungen haben wir früher in dem Abschnitt über die orientalische Literatur großentheils namhaft zu machen gehabt. —

Als die erste umfassendere Schöpfung aber, durch welche die neue Schule auf productivem Wege sich angekündigt hatte, kann man gewissermaßen den großen Roman Tieck's, William Lovell betrachten, der zuerst im Jahre 1796 erschien. Schon in diesem Roman, welcher die frühe Ausgeburt mächtiger Jugendkämpfe ist, zeigt sich das neue Streben dieser Generation als aus einer Anknüpfung an die Goethe'sche Poesie entsprungen. Denn vorherrschend sind darin die Elemente des Werther und Faust auf eine eigenthümliche Weise verarbeitet und bekämpft, welche Elemente so sehr der allgemeine Inhalt des Zeitgeistes geworden waren, daß sie das Individuum nicht mehr von sich abzuweisen vermochte. Es war dies die absolute Speculation und die lyrische Subjectivität, welche sich in die Tiefen der Unendlichkeit stürzten, und bei den Grenzen der Endlichkeit anlangten, an denen sie ihr individuelles Dasein zerschellten. Tieck faßte diese beiden

Richtungen im William Lovell zusammen, und stellte sie als Ausartungen der individuellen Menschennatur dar, die mit einem erhabenen Anfang zu einem ganz gemeinen Ende gedeihn. Indeß faßt er die Erhabenheit dieses Anfangs nicht tief und ideal genug und die Gemeinheit des Endes zu cynisch. Daß er in der Manier dieses Romans die Goethe'sche Darstellung nachgeahmt habe, läßt sich wohl nicht behaupten, wenn auch sonst in den Productionen Tieck's aus dieser frühen Zeit ein solches Bestreben nicht zu verkennen ist. Die lyrischen Briefe und Ergießungen des William Lovell erinnern allerdings an die des Werther wie an die Monologe des Faust, aber das lyrische Element, das sich bei Goethe rein und im volltönenden Ausdruck der Innerlichkeit ergießt, wird bei Tieck eine chaotisch umherschweifende Phantasie. In diesem Roman zeigt sich zuerst und am mächtigsten die dämonische Gewalt der Phantasie, welche die neue Dichtergeneration ergriffen hat. Hier wogt tiefe Nacht und das gräßliche Chaos eines dunkeln menschlichen Innern, das alle Schleusen der Melancholie und Hypochondrie in sich eröffnet hat. Sehen wir solche Productionen in der Geschichte der Poesie als Reinigungen von der eignen Verworrenheit, gleichsam als Polemik eines Dichters gegen sich selbst, hervortreten, so giebt uns Tieck in der Vorrede zur neuen Ausgabe des Lovell (vom Jahre 1814) zugleich als Standpunct dieses Romans eine Polemik gegen seine damaligen Zeitgenossen an, „denen er ein Gemälde ihrer Verwirrung und ihres Seelenübermuthes hinzustellen suchte, das seine Abweichung von ihr gleichsam rechtfertigen sollte." Als Vorläufer des William Lovell kann in dieser Beziehung schon die Erzählung: Abdallah, von Tieck, (Berlin 1795) gelten, in der uns bereits jene auf riesenhafte Geburten sinnende und in einem Nachtdunkel der Verwirrung sich

gefallende Macht der Phantasie, seltsam, doch oft in colossalen Zügen, entgegentritt.

Diese neue Richtung der Schule, welche sich gewissermaßen über Hals und Kopf in die Phantasie hineinstürzte und ihre Phantasie besonders auch darin zeigte, daß sie über die Phantasie wiederum phantasirte, charakterisirt sich noch in einem andern Roman von Tieck, Franz Sternbald's Wanderungen (Berlin 1798, zwei Bände), in dem sich die ganze ästhetische Manier dieser neuen Epoche, und ihr Bewußtsein über die Kunst, von dem sie ausging, am naivsten abdrückte. Dieser Künstler-Roman, in dem die Goethe'sche Prosa im Wilhelm Meister nachgeahmt ist, offenbart als Darstellung eines in sein Künstlerleben und in sich selbst versenkten und in seinen Empfindungen verschwimmenden Individuums ganz erschöpfend den Standpunct der neuen Schule, welche durch eine geniale Reflexion über die Poesie, zur Poesie und durch die Andacht zur Kunst, zur Kunst zu gelangen sucht. In diese Anfänge der romantischen Schule verwob sich demgemäß eine Art von Kunstpietismus, dessen Streben, mit einer sehnsüchtigen Andächtelei einen Heiligenschein auf die Kunst zu werfen, uns ebenso sehr als Krankheit erscheinen muß, wie die religiöse Frömmelei selbst. An dieser Kunstfrömmelei aber, die sich besonders im ersten Theil des Sternbald und in den „Herzensergießungen des kunstliebenden Klosterbruders" (Berlin 1797), wie in „den Phantasien über die Kunst" (Hamburg 1799), ihren Ausdruck gab, war Tieck nicht für sich allein betheiligt, sondern er verfaßte diese Partien in Gemeinschaft mit seinem Jugendfreunde, dem früh verhallten Wackenroder, einem Berliner Referendarius, dessen Nachlaß Tieck zugleich in dem letztangeführten Buche herausgab. Es ist dabei die Anregung, welche auch diese Tendenz der romantischen Schule durch Goethe empfangen, und zwar hier

durch seinen Tasso, nicht zu verkennen, in welchem letzteren schon das Vorbild gegeben war, das Leben und Wesen des Künstlers in seinen innern und äußern Verhältnissen zur Absicht einer poetischen Darstellung selbst zu erheben.

Der Umgang, welchen Tieck bei seinem Aufenthalte in Jena mit den Gebrüdern Schlegel und Schelling fand, scheint vornehmlich Ursache gewesen zu sein, daß dieser hochbegabte Dichter, der durch eine Isolirung in seiner eigenen Phantasie vergehen zu wollen schien, sich zu einer schärferen, seine Zeit ergreifenden Wirksamkeit entschloß. Denn von nun an beginnt er eine Periode, die sowohl reicher an Gegenständlichkeiten ist, als auch regsamer in das äußere Gebiet der Literatur hinausgreift, und dabei das Bewußtsein einer neuen romantischen Poesie immer entschiedener und voller entfaltet. Selbst seine Mährchenwelt, der er schon früher unter der Firma des Peter Leberecht die herrlichsten Gestalten abgewonnen hatte, (Peter Leberechts Volksmährchen, 3 Bände, Berlin 1797), erstrebt in ihrer feinen Verbindung mit Humor und Satyre jetzt eine realere Haltung und rüttelt im „Prinzen Zerbino, oder die Reise zum guten Geschmack" (zuerst abgedruckt in den „Romantischen Dichtungen" 2 Bände, Jena 1799—1800) das Jahrhundert aus seiner materialistischen und aufklärerischen Versteifung auf. Die der Poesie abgeneigte Gesinnung der Zeit wird darin durch den höchsten poetischen Reiz gestachelt, und mit den Erscheinungen des Mährchenlebens übermüthig genug in Contrast gebracht. Dazu unternimmt Tieck die Uebersetzung des Don Quixote von Cervantes, obwohl mit einer unvollkommenen Kenntniß der Sprache, doch in einem, der ganzen Literaturbewegung nützlichen Geiste (Berlin 1799—1801; dritte Auflage 1831.). Gleichzeitig beschäftigte sich Tieck viel

mit den deutschen Minnesängern und ihrer Bearbeitung („Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter," Berlin 1803) und von seinem Antheil an Shakspeare gab er in dem „Poetischen Journale" die bedeutendsten Verheißungen. Gozzi ward von ihm nachgeahmt in dem musikalischen Mährchen: „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald," (Bremen 1800), und überhaupt mit den italienischen und spanischen Dichtern ein Verhältniß eingegangen, an dem sich die deutsche Poesie sowohl durch die künstlichen südlichen Maße und Formen, als durch den weichen schmelzenden Geist des Ausdruckes, bereichern sollte.

Nachdem sich Tieck aller dieser Elemente innerlich und äußerlich bemächtigt hatte, ging er an eine umfassende Schöpfung, in welcher die neue Romantik ihren höchsten Ausdruck und Aufschwung finden sollte. Dies war die Genoveva, (zuerst abgedruckt in den „Romantischen Dichtungen,") die in ihrer einfachen Anknüpfung an die Sage den ursprünglichen Kern des poetischen Lebens erfassen, und zugleich in dem Schmuck und Glanz der Ausführung alle Reichthümer der poetischen Form enthalten sollte. So ist in dieser Dichtung das wunderliche Schaugepränge entstanden, das wie ein Jahrmarkt aller poetischen und ästhetischen Ueberlieferungen sich ausnimmt. Von allen Künsten werden hier gewissermaßen die Effecte abgeborgt, um eine Transfiguration der Poesie hervorzubringen. An malerischen und musikalischen Motiven schwelgt man im Ueberfluß, und wo die Töne schweigen, reden die Blumen, predigen die Düfte, singen die Wellen, dichten die Wipfel und Wälder in geheimnißvollem Rauschen. Die Naturpoesie feiert ihren Carneval in diesen Formen und Bildern und alles ist los und tummelt sich und überstürzt sich, um an dem Rausch, der die ganze Schöpfung ergriffen zu haben scheint, sein Theil zu haben. Es kommt indeß zu diesem romantischen

Aufruhr der Natur zu viel künstliche Quälerei hinzu, als daß es bei dem frischen, natürlichen Eindruck verbliebe. An die Stelle des Blumenduftes tritt oft eine narkotische Räucherei, und die Vogelstimmen klingen wie abgerichtete Kastraten bei einer Messe. In der Genoveva ist die Romantik überhaupt am offensten beim Katholizismus zur Beichte gegangen, und zwar wie von selbst im Zug all der süßen Spielerei dazu hingerissen.

Jetzt schon angelegt, aber später vollendet wurde der „Kaiser Octavianus" (1804), den eine größere Klarheit und Abgeschlossenheit auszeichnet und in dem das Chaos dieses romantischen Dichtens sich gewissermaßen zu einer sichern Harmonie abgeklärt hat. Es herrscht hier nicht die ängstliche schwüle Luft wie in der Genoveva, das romantische Wesen ist zu einem heitern Durchbruch gekommen und die humoristische Charakteristik stellt die ergötzlichsten Figuren auf, die mitten unter all dem Rauschen und Reigen einen festen körperlichen Anhalt geben. Die „alte Pracht," wie es in dem hier als Prolog dienenden „Aufzug der Romanze" heißt, hat es in ihrer Erneuerung wirklich zu einem Meisterstück gebracht und man kann den Octavian für die vollendetste Dichtung ansehen, welche der neuen Schule gelang, insofern sie den Geist der Romantik in der klarsten Form und die romantischen Formen in dem reinsten und innigsten Geist der Schönheit wiedergab. Eine Hauptrolle spielte in dieser Poesie allerdings die Metrik, die dem deutschen Geist ganz neue glänzende Fesseln anlegte, ihn aber auch zu Wendungen und Aeußerungen verführte, die mehr der Form als dem Inhalt angehörten und überhaupt das inhaltsleere Empfindeln, das Tönen um des bloßen Tons willen, begünstigten. Einen solchen metrischen Ball veranstaltete sich die ganze Schule im Verein, in dem Musen-Almanach auf das Jahr 1802, welchen Tieck zusammen

gen durch die sehr geschickte dramatische Durchführung aus. Unter seinen Fastnachtspielen ist sein „Comedischer Prozeß wider der Königin Podagra Tyranney" besonders ergötzlich. Dies Stück ist in vollständiger Prozeßform, die man in damaliger Zeit mehrfach zu dramatischen Darstellungen benutzt findet, abgehandelt. Es erscheinen darin die vom Podagra befallenen Helden Priamus, Achilles und Ulysses, und Hans Sachs tritt seltsamer Weise als ihr Rechtsanwalt auf, indem er vor dem römischen Kaiser Severus den Prozeß gegen die Königin Podagra anhängig macht, die aber an Petrarcha einen sehr beredten Vertheidiger findet, durch dessen Bemühungen sie freigesprochen wird. Jacob Ayrer, dessen Geburts- und Todesjahr nicht bestimmt angegeben werden können, schrieb, nach der Annahme von Koch und Bouterwek, seine Stücke zwischen den Jahren 1570—1589, nach Tieck, der in seinem Altdeutschen Theater fünf Stücke von Ayrer mitgetheilt hat, erst in einer späteren Zeit, vom Jahre 1610 an. Eine Sammlung seiner Stücke erschien nach seinem Tode unter dem Titel: „Opus theatricum, dreyßig ausbündtige schöne Comedien vnd Tragedien von allerhand denkwürdigen alten Römischen Historien und andern Politischen geschichten und gedichten, Sampt noch andern Sechs und dreyßig schönen lustigen vnd kurtzweiligen Faßnacht- oder Possen Spilen, durch Weyland den Erbarn und wolgelährten Herrn Jacobum Ayrer Notarium publicum vnd Gerichts-Procuratoren zu Nürnberg seeligen" rc. rc. Nürnberg 1618, Fol. In der Vorrede „an den christlichen gutherzigen Leser" heißt es, daß Ayrer" zu seinen Müssigen ruhstunden und erquickzeiten sich in der löblichen Poeterei ergötzt, und dies opus geschrieben, das nicht allein zum Lesen anmütig und lieblich, sondern darin auch alles nach dem Leben so angestellt vnd dahin gerichtet, das mans

(gleichsam auff die neue Englische manier vnd art) alles Persönlich Agiren und Spilen kann."

Diese letztere Stelle ist um so bemerkenswerther, als sie den hervorragenden Einfluß der Englischen Comödianten an den Tag legt, welche um diese Zeit, in einer förmlich organisirten Gesellschaft, in Deutschland umherzogen und hier durch ihre beliebten Vorstellungen die Lust am Drama und Theater wirksam verbreiteten. Wo diese Schauspieler eigentlich hergekommen, ob sie ursprünglich Engländer, oder ob sie Deutsche gewesen, welche in England ihre Stücke zusammenbrachten, und dieselben nachher in Deutschland, von Stadt zu Stadt umherziehend, an den Höfen und bei allen Festgelagen, zu ihrem Erwerb spielten, darüber hat sich niemals eine bestimmte Aufklärung ermitteln lassen. Soviel ist gewiß, daß diese englische Schauspielergesellschaft um diese Zeit den herrschenden Ton für alle dramatischen und theatralischen Vergnügungen der Deutschen abgab, und der Typus der deutschen Schauspielergesellschaften wurde, die nach ihrem Vorbild sich mehr und mehr jetzt organisirten. Die von ihnen gespielten Stücke erschienen in zwei Sammlungen, die erste unter dem Titel: „Englische Comedien und Tragedien d. i. Sehr schöne, herrliche und auserlesene, geist- und weltliche Comedi und Tragedi-Spiel, sampt dem Pickelhäring" 1620 (neue Ausgabe 1630); und die zweite: „Schaubühne Englischer und Französischer Comödianten" 3 Bände, Frankfurt 1670 (der zweite und dritte Band führt den Zusatz: „sampt dem Pickelhäring)," und Frankfurt und Leipzig 1727 in 3 Bänden. Besonders berühmt scheint unter den Stücken der Engländer eine Pantomime gewesen zu sein, welche die Geschichte der Susanne vorstellte, und deren Aufführung bei einem Feste an dem Hofe des Herzogs Friedrich von Würtemberg (1603) erwähnt wird.

Die Liebe zum Theater drang jetzt in alle Stände ein, und selbst vornehme Herren, wie der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, beschäftigten sich damit, Komödien zu dichten. Dieser theaterlustige Fürst, der sich zuerst ein eigenes Hoftheater gründete, schrieb selbst mehrere Stücke, denen zum Theil eine komische Wirkung nicht abzusprechen ist, wenn sie auch sonst keine bedeutendere poetische Begabung aufweisen. Am bekanntesten unter seinen Stücken ist die: „Tragoedia H. I. B. A. L. D. E. H. A. von geschwinder Weiberlist einer Ehebrecherin" (Magdeburg 1605 und 1606.) Die Buchstaben auf dem Titel sollen die Autorschaft des Herzogs folgendermaßen andeuten: Henricus Iulius Brunsvicensis ac Luneburgensis dux edidit hunc actum. Eine besonders originelle Composition ist seine: „Comedia H. I. D. B. E. L. E. P. I. H. L. von Vincentio Ladislao, Satrapa von Mantua." (Magdeburg, ohne Jahreszahl.)

Von den übrigen dramatischen Dichtern dieser Zeit ist eine große Anzahl zu nennen. Thomas Naogeorgius (der unter verschiedenen Namen erscheint und wahrscheinlich Johann Christian Kirchmaier hieß), ein Prediger von freier Denkweise und Lehre, schreibt lateinische Komödien in reformatorischer Richtung, die er größtentheils selbst ins Deutsche übersetzt zu haben scheint. Auch dichtete er eine poetische Satire gegen das Papstthum unter dem Titel Regnum papisticum, (Basel) welche der treffliche Fabeldichter Burkhard Waldis („das Päpsttische Reich" 1555) ins Deutsche übersetzte. Johann Criginger, genannt Vallensis, schrieb die „Historie vom reichen Mann und armen Lazarus" (1555); der züricher Wundarzt und Steinschneider Jacob Rueff ein „lustig Spiel von Erschaffung Adam und Eva und ihrem Fall im Paradies" (Zürich 1550); Georg Wickram, Stadt-

schreiber zu Burkheim, „der treue Eckart, ein neu Faßnacht-spiel," (Straßburg 1538) und „Tobias, ein schön christlich Bürgerspiel" (1562). Dieser letztgenannte Autor zeigt sich uns auch in einer umfassenderen literarischen Thätigkeit und Zeitbeziehung, besonders durch sein „Rollwagenbüchlein oder Rollwagen von Schimpf und Ernst" (Straßburg 1557), worin er, durch eine Zusammentragung von allerhand lustigen und satirischen Geschichten, besonders die Sitten des geistlichen Standes geißelte und dem polemischen Geschmack seines Zeitalters diente. Seinen Roman: „der Goldfaden" hat Clemens Brentano in einer neuen Bearbeitung (Heidelberg 1809) herausgegeben.

Ein dramatischer Dichter von nicht gewöhnlicher Fruchtbarkeit war Nicodemus Frischlin (1547 — 1590), der die meisten seiner Stücke lateinisch schrieb; sie wurden von Andern ins Deutsche übertragen, eines, „Julius Redivivus" durch Jacob Ayrer (Nürnberg 1585). Martin Hayneccius (1544 — 1611), ein Schulrector, schrieb Hanso framea, (Lips 1571), von ihm selbst unter dem Titel: „Hans Pfriem oder Meister Kecks" (Leipzig 1582 und öfter) in deutscher Sprache bearbeitet. Ferner ist von ihm bekannt sein Almansor (1588) Deutsch: „der Kinder Schulspiegel oder der Schulteufel" (1582. 1603). Auch der breslauer Schuster Adam Puschmann, (1532 — 1600), welcher gewöhnlich der letzte Meistersänger genannt wird, der treugesinnte Schüler von Hans Sachs, dessen Tod er in so innigen Tönen besungen, dichtete eine „Comödie von Jacob und seinem Sohn Joseph," welche 1583 zu Breslau aufgeführt wurde. Ein mecklenburgischer Schulrector, Franz Omichius, schrieb eine Komödie „von des Dionysius und Damons und Pythias Brüderschaft" (Rostock 1588). Bedeutender ragt Johann Striccer hervor, von dem besonders „der deutsch

Schlemmer, geistlich Spiel" (Magdeburg 1588) und „Fall Adams und Evä" (1590) bekannt sind. Bartholomäus Ringwaldt, ein Prediger der Mark Brandenburg, hat sich besonders durch seine geistlichen Lieder und im Lehrgedicht eigenthümlich und kräftig hervorgethan. Sein größeres Gedicht: „die lautere Wahrheit, wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann verhalten soll" (Erfurt 1585; bis 1598 in sechs Auflagen erschienen) ist auch durch eine tüchtige Ansprache an das Nationalbewußtsein der Deutschen bemerkenswerth. Von seinen dramatischen Arbeiten, mit denen er sich ebenfalls beschäftigte, ist besonders sein Speculum mundi (herausgegeben von seinem Sohn Christian, Frankfurt a. d. O. 1590) anzuführen. Viel Aufsehen erregte in dieser Zeit ein Stück von Johann Brummer, einem schwäbischen Rector, unter dem Titel: Tragicomödia apostolica (Lauingen 1592), worin die ganze Apostelgeschichte dramatisirt erscheint. Zacharias Rivander schrieb ein dramatisches Spiel: Lutherus redivivus (1593). Und in dieser Weise ließen sich noch eine Menge von Namen dramatischer Dichter anführen, welche ihrem Stande nach größtentheils der Kirche und Schule angehörten, und besonders geistliche Spiele in großer Anzahl verfertigten.

---

7. Deutschland. Die didaktische und satirische Poesie der Reformationszeit.

Die protestantische Bewegung der Geister, nachdem sie sich in der Bildung der Zeit tiefer festgesetzt hatte, machte in den Richtungen der deutschen Poesie besonders zweier-

lei Elemente vorherrschend, das didaktische und das satirische, welche als wesentlich charakteristische Formen des deutschen Bewußtseins in dieser Periode auftreten. In beiden drückt sich die Kraft und die Klarheit aus, welche der Geist nunmehr der Wirklichkeit gegenüber gewonnen, in deren lebendiger Mitte er sich so heimisch und berechtigt fühlt, daß er dieselbe mit überlegener Macht des Bewußtseins seiner Betrachtung unterwirft. Diese Anschauung der Wirklichkeit wird eine didaktische, wo der betrachtende Geist aus seinem eigenen Bewußtsein die sittlichen Formen des Lebens ableitet und darin die Harmonie des bestehenden Daseins zu begründen strebt. Dagegen schafft sich der satirische Genius seinen Beruf aus der Freiheit und Festigkeit des Standpunktes, welcher in diesem Zeitalter im Reich des Denkens und Glaubens errungen ist, und auf dem alle Gegensätze zu einem Spiel froher und übermüthiger Laune, alle Widersprüche nur zu einem Reiz werden, an dem das eigene Behagen und die glänzendste Genugthuung des Daseins sich feststellt.

Den didaktischen Ton der Poesie schlagen in dieser Zeit fast alle bedeutenden Dichter mehr oder weniger an. Besonders ist es die Fabel, welche nach dieser Seite hin unter den literarischen Formen der Reformationszeit wieder hervortritt und sich in mehreren bedeutenden Erscheinungen geltend macht. Der alte Aesop wird dabei wieder als Muster ergriffen und nachgebildet, oder es wird in seinen hergebrachten Typen das Eigene geliefert, wie Luther „Ein neu Fabel Esopi vom Löwen und Esel" (1528), die seine eigene Erfindung ist, herausgab. Als der bedeutendste Fabeldichter dieser Zeit muß uns aber Burkhard Waldis erscheinen, der Kaplan der Landgräfin Margarethe von Hessen, der früher als Mönch ein vielfaches und buntes Wanderleben führte, und dann zum Pro-

testantismus übertrat, worauf er sich als einen heftigen Gegner des Katholizismus bewies. Die Darstellungsmanier in seinen Fabeln, die auf einer großen Welt- und Menschenkenntniß beruhen, ist durch Natürlichkeit, Feinheit und Leichtigkeit ausgezeichnet. Sein bis auf die heutige Zeit anziehend gebliebenes Fabelbuch erschien unter dem Titel: „Esopus, ganz neu gemacht und in Reimen gefaßt mit sammt hundert neuer Fabeln" (Frankfurt am Main 1548). Zu seinen eigenen Fabeln nahm er den Stoff aus Boccaccio'schen Novellen, aus Volksschwänken, Tausend und einer Nacht und ähnlichen Quellen. Neuere Fabeldichter haben ihn häufig benutzt und nachgebildet, wie F. W. Zachariä in seinen Fabeln und Erzählungen in Burkhard Waldis Manier (1771). Der „Psalter, in neue Gesangsweise gebracht" welchen B. Waldis herausgab (Frankfurt 1553), und seine Umarbeitung des Theuridank (1553) entsprechen nicht seinem Ruhm, den er als Fabeldichter behauptet. Sein Geburtsjahr läßt sich nicht angeben, doch fällt sein Tod nach 1554.

Ein eigenthümlicher Schriftsteller dieser Zeit ist Erasmus Alberus (1500—1553), der zu Wittenberg seine Studien machte und lange ein flüchtig umhergetriebenes Leben führte, bis er zuletzt General-Superintendent zu Neubrandenburg wurde. Er trat mit großer Schärfe und Energie satirisch gegen viele falsche Richtungen seiner Zeit auf, besonders in seinem merkwürdigen Buch „der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alkoran" (zuerst mit einer Vorrede von Luther, ohne Jahreszahl, erschienen, spätere Ausgaben: Wittenberg 1542 und 1573). Er lieferte darin eine satirische und höchst ausgelassene Uebersetzung der Albizzis'chen Vergleichung zwischen dem heiligen Franciscus und Jesus Christus. Eine Umarbeitung dieses Buches gab später (1614) Fischart heraus. Die 49

Fabeln, welche Erasmus Alberus in seinem „Buch von der Tugend und Weisheit“ (Frankfurt am Main 1550) gab, und die er in seiner Jugend gedichtet, sind nicht ohne Witz und Laune. Man findet darin auch eine Schilderung des Lebens Aesop's, wie auch die Fabel Luther's vom Löwen und Esel darin in Reime gebracht ist. Als polemischer Schriftsteller nahm Erasmus Alberus, der einen großen Eifer für Luther an den Tag legte, eine bedeutende Stellung zu den kirchlichen Bewegungen des Tages ein. Sein „Contrafactur Jörg Witzels“ (eine Streitschrift gegen den bekannten G. Wicel), ferner „Neue Zeitung von Rom, woher das Mordbrennen kam“ (1541) und „Dialogus vom Interim“ (1548) wurden in dieser Beziehung besonders wirksame Erscheinungen der damaligen Kirchenpolemik.

Weniger bedeutend erscheint uns Daniel Holzmann, ein Meistersänger, der zu Augsburg und Wien lebte und die Cyrillischen Fabeln, 95 an der Zahl, in vierfüßige gereimte Jamben brachte, unter dem Titel: „Spiegel der natürlichen Weisheit“ (Augsburg 1571, 72). Dies Fabelbuch war damals sehr verbreitet und vielgelesen, obwohl ihm, gegen die Leistungen von Waldis und Alberus, nur ein geringer Werth zuzugestehen ist.

Reichhaltiger und vielseitiger ist das satirische Element in dieser Periode vertreten. Der Hang zur Satire erweist sich namentlich in dieser Zeit als ein natürlicher Grundzug des deutschen Geistes, der sich in seine ernstesten Verhandlungen und Darstellungen oft unabweisbar einmischt. Luther selbst kann in vielem Betracht als der erste Satiriker der deutschen Nation angeführt werden, und er zeigt sich uns oft, nicht bloß in seinen unmittelbar polemischen Schriften, sondern überhaupt in seiner innersten Darstellungsweise, als Meister jenes Weltspotts, der die

Leben lang zu löschen und zu dämpfen, und brachte einen Friedensbund des freien religiösen Geistes, von dem er ausging, mit den einzelnen Dogmen der bestehenden christlichen Kirche erst in seiner Glaubenslehre zu Stande, auf deren ausführlichere Betrachtung uns eine spätere Zeit der Literatur hinführen wird. Es ist die göttliche Bestimmung der Jugend, daß sie den Geist darauf loswirthschaften läßt, ohne noch darum bekümmert zu sein, ob sich eine in der Welt gültige, nöthige und beliebte Form finden lassen werde für ihre aus der ächten Innerlichkeit des Daseins heraustretenden Bewegungen. Und dies ist das ewig zeugende und schaffende Jugendelement, die wahre Spannung des Geschichtslebens selbst, deren Zeichen immer hoch und heilig zu halten sind, wenn sie auch nachher durch die Form der Vermittelung, an welche sie sich gefangen geben müssen, zum Theil widerlegt und verdunkelt erscheinen. Als solche Zeichen, welche die wahrhaft geschichtliche Spannung des Menschengeistes ausdrücken, sehen wir in Schleiermacher's Jugendwerk den Pantheismus und den Hellenismus hervorleuchten. Von dem außerweltlichen Gott, von dem willkürlichen Jenseits, hat Schleiermacher hier das religiöse Bewußtsein losgerungen, und Gott als den Weltgeist in der das Endliche durchwirkenden unendlichen Substanz angebetet. Hier hat er jedoch in der Spinozistischen Substanz zugleich wahrhaft die Freiheit der Individualität gerettet, indem er an den Entwickelungskampf und an die innere Selbstbestimmung des menschlichen Geistes sein wahres Verhältniß zur Gottheit gebunden. Der Hellenismus war die andere Form, welche Schleiermacher hier seiner religiösen Weltansicht gegeben. In seinen „Reden über Religion" spiegeln sich Plato's krystallhelle Geistesformen wieder, und es weht von Blatt zu Blatt jene goldene olympische Heiterkeit, jene Macht der freien Welt-

anschauung, die sich in der ganzen Fülle des persönlichen Lebens niedergelassen hat auf dem breiten Grund der Natur und Geschichte. So sehen wir hier diese beiden Elemente des Pantheismus und Hellenismus, die ich Ihnen schon früher als die Gährungselemente des modernen Geisteslebens geschildert habe, in Schleiermacher herantreten zu dem christlichen Geist, um denselben in seinem innersten Leben aufzurühren, und daraus das wahre Prinzip der Freiheit hervorzuschütteln. Der jenseitige Gott, welchen der Pantheismus bekämpft hatte, war bisher der eigentliche Feind der Freiheit gewesen. Dieser Gott konnte sich erst als der wahre Gott der Freiheit offenbaren, nachdem er als der der Welt immanente Geist, sie dadurch in sich selbst heiligend und befreiend, erkannt worden. Das Christenthum deutete zuerst durch Schleiermacher diese Bewegung an, die es endlich unternehmen mußte, um aus sich die Idee der Freiheit zu entlassen und damit auf die Fortentwickelungslinie der Geschichte zu treten. Es war dieselbe Zeit, wo in der französischen Revolution zuerst die Menschenrechte erklärt worden waren, und wo der Feudalstaat, der bisher das einseitig aus dem Christenthum entnommene Prinzip des Jenseits auf das Verhältniß von Fürst und Volk in seinem eigenen Organismus übertragen hatte, sich zum freien Staat, d. i. zum Nationalstaat, umwälzen wollte. Daß Schleiermacher mit dem christlichen Bewußtsein zugleich die Freiheit der Individualität retten wollte, ist ein Ereigniß am Ende des vorigen Jahrhunderts das nicht vielseitig genug betrachtet werden kann!

An den neuen Erhebungen des religiösen Geistes in Deutschland betheiligte sich auch die romantische Schule selbst wesentlich. Es war plötzlich eine auffallende Erschei-

nung, in Literatur und Poesie ein ganz neues Organ der Religiosität entstehen zu sehen. Die religiöse Anschauung der romantischen Schule, die wie ein ätzender Saft sich in Alles eindrängte, war eine Art von christlicher Mystik, der es gleichviel galt, welche Form sie ergriff, um darin ihr innerliches und inbrünstiges Suchen nach einer Centralisation des Daseins zu offenbaren, und die daher bald in Gedichten und Kunstkritiken, bald bei jeder andern Gelegenheit des äußern Lebens, zu predigen und Proselyten zu machen suchte. Diese christliche Mystik der Romantiker hatte freilich zunächst eine mehr ästhetische als religiöse Bedeutung, oder sie war vielmehr die ästhetische Freistatt, welche sich die aus dem öffentlichen Leben der Zeit zurückgedrängte Religion bei der Kunst ausgefunden hatte. Durch die ästhetischen Formen, in welche sich die Religiosität vor der Aufklärung hatte flüchten müssen, durfte sie hoffen, wieder populärer zu werden, als ihr dies in der letzten Zeit selbst durch die Formen der bestehenden Kirche möglich gewesen war. Wir haben früher von einem ausschließlichen Pietismus des gemeinen Menschenverstandes gesprochen, und müssen von diesem hier noch bemerken, daß er eben so sehr das kirchliche Leben seiner Zeit aufzulösen und zu zersetzen gesucht, wie dies in unserer Zeit der Pietismus des supranaturalistischen Gefühls gethan. Hatte sich in jener Zeit überhaupt das confessionelle Leben der Kirche verwischt, so kann man auch zunächst die religiös-mystische Romantik nur als eine Reaction dagegen in dem ganz allgemeinen christlichen Sinne betrachten, und würde ihr Wesen verkennen, wenn man ihr von vorn herein ein katholisches Prinzip und eine tendenzmäßige Entwickelung des Katholicismus beilegen wollte. Auf ästhetischem Wege hatte sich diese Mystik allerdings an lediglich katholischen Elementen genährt, sie war vor den Bauwerken und Malereien des

Mittelalters ihrer selbst bewußt geworden und ihre Anschauungen waren mit den Madonnengesichtern und Christusbildern verwachsen. Es lag aber mehr Mystik als Katholicismus, mehr mittelalterliche Begeisterung als eigentliche Confession darin. Es ist ein Irrthum, die Romantik ihrem Grundwesen nach für gleichbedeutend zu setzen mit dem katholischen und reactionnären Prinzip, und wenn sich in einer späteren Phase der Entwickelung, von der wir zu seiner Zeit reden werden, mehrere der aus der Romantik hervorgegangenen Schriftsteller allerdings auch zu jenem Prinzip hinwandten, so werden sich bei dieser ihrer Tendenz doch wesentlich andere Elemente betheiligt zeigen als gerade die Romantik, die wir dann keineswegs mehr in ihrer ursprünglichen Richtung bei diesen Individuen antreffen. In ihrer ursprünglichen Richtung war die Romantik dieser Schriftsteller so wenig ein ausgesprochener Katholicismus, daß sie vielmehr eben so gut, wie zur katholischen Weltanschauung, auch zur orientalischen sich neigte, ja ein tiefinnerer Zug zu dieser letztern ist es vornehmlich, welcher die spätern gelehrten Forschungen der Schlegel über die Literatur, Poesie und Sprache der Indier schon frühe in ihnen anregte. Friedrich Schlegel sagt in dem schon einmal von uns angeführten „Gespräch über die Poesie" (1800) — „Wären uns nur die Schätze des Orients so zugänglich, wie die des Alterthums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutsche Künstler, mit der Universalität und Tiefe des Sinnes, mit dem Genie der Uebersetzung, das ihnen eigen ist, die Gelegenheit besäßen, welche bei andern blos practischen Zwecken und Ansichten so oft unbenutzt bleibt. Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, d. h. das tiefste und innigste Leben der Phantasie; und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der An-

schein von südlicher Gluth, der uns jetzt in der spanischen Poesie so anziehend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen."

Die religiöse Mystik der neuen Schule sprach sich am umfassendsten und tiefsinnigsten in Novalis (Friedrich Freiherr von Hardenberg) aus. Diese wahrhaft poetische Individualität verging jedoch in ihren eigenen Tiefen, und vermochte nicht, das unendliche Leben, das in ihr wogte, zu einem gestalteten Ganzen aus sich herauszuarbeiten. Und doch sind die Andeutungen zu einem großen Ganzen, zu einer aus tiefster Anschauung construirten Totalität, in Novalis vorhanden, aber mit dem Bau, dessen kostbare Trümmer in seinen Schriften umherliegen, wurde er nicht fertig. Am meisten hatte er sich in seinem „Heinrich von Ofterdingen" vergriffen, in welchem Roman er gerade die umfassendste Construction einer Gesammteinheit aller Lebensrichtungen hatte ausführen wollen. Er hatte sich vorgesetzt, eine poetische Apotheose der ganzen Wirklichkeit, und gewissermaßen eine Theodicee der Romantik, wie man diese Dichtung füglich nennen könnte, darin zu liefern. So sollte denn Poesie und Leben gänzlich als Eines erscheinen, und diese Einheit beider war dann wieder die Romantik, die Alles wie mit einem Aetherschleier überwob und das Gewöhnlichste zum Ungewöhnlichen machte. Was Wirklichkeit, was Traum, ließ sich dann nicht mehr an dem Dasein unterscheiden, das Mährchen war Wahrheit und die Wahrheit Mährchen geworden. Das schauende Gemüth hatte wieder eine goldne Zeit der Dichtung auf Erden gegründet, und darin waren Zeit und Raum, Vergangenheit und Zukunft, der Verstand und das Wunder, ausgesöhnt und in einander getreten. Die Anlage dieses Gedichts war großartig genug, aber die Ausführung verlor sich zum Theil in ohnmächtigen Träumereien und konnte den rechten Zeugungs-

trieb nicht finden, um all dies unendliche Gespinnst und Gewebe plastisch zu bilden. Auf der andern Seite aber fehlte wieder bei einer Dichtung, deren Sphäre reine Mystik war, das Hinzutreten eines speculativen Elements, das der Grundansicht des Buches: Alles auch im alltäglichsten Leben sei ein Wunder, einen tiefern Stützpunct und eine höhere Perspective gegeben hätte. Daß ein Dichter der Mittelpunct dieser Alles assimilirenden Weltanschauung war, schadete vollends dem Eindruck. Es nahm sich darum Vieles als Grille aus, was objective Bedeutung hatte gewinnen sollen. Der Ofterdingen von Novalis hätte ein eben so umfassendes Epos der romantischen Weltansicht werden können, wie Dante's Göttliche Komödie das Epos der katholischen Weltansicht war, und dieser Gedanke mag auch dem Dichter lockend genug vorgeschwebt haben.

Daß aber Novalis die Gestaltung dieses Epos, dieses ganzen Complexes der romantischen Weltansicht nicht finden konnte, war eben der Mangel, welchen er als Todeskeim in seiner Individualität trug und woran er sich so früh verzehren mußte. Er erschöpfte sich, Alles in das Centrum seiner Natur hineinzudrängen und nach diesem einen Punct hin zu verarbeiten, und indem er sich so im Mittelpunct seiner selbst gewissermaßen überfüllte, behielt er nicht Freiheit und Kraft genug übrig, um in die Peripherie hinauszutreten und dort seinen eigenen Inhalt sich gegenständlich werden zu lassen. Lauter Centrum, aber ohne Peripherie, war Novalis krank an sich selbst, und konnte nur durch den Tod den Ausweg aus sich heraus finden. Wenn wir sonst häufig Schriftsteller erblicken, die alles Talent der beweglichen Oberfläche besitzen, aber gar keine Schwerkraft in sich selbst haben, so zeigte sich dagegen an Novalis die merkwürdige Organisation, daß er zuviel Schwerkraft und nichts als Schwerkraft in sich hatte, die

ihn beständig nach innen zog, und ihm, könnte man sagen, das Herz abstieß.

In den von ihm hinterlassenen „Fragmenten" liegen in rhapsodischer Weise dieselben Anläufe zu einem großen Tempelbau des romantischen Geistes vor, die er im Ofterdingen genommen hatte. Nur daß in diesen fragmentarischen Aussprüchen die ganze Mannigfaltigkeit der Lebens- und Bildungsstoffe, die Novalis mit seinem umfassenden Geist berührte, und die er alle zu einer Einheit in sich hinabziehen wollte, noch unbegränzter sich ausbreitet. Da wird Alles zum Baustein des großen geheimnißvollen Ganzen, was es auch sein mag, und wir haben hier, obwohl nur in Bruchstücken, den ganzen Bildungs-Apparat der romantischen Mystik beisammen. Selbst die Mathematik nimmt hier als Mystik eine eigenthümliche Stelle ein, und hebt sich in diese begierig nach jedem Zeichen haschende Lebenssymbolik empor. Auch die Gewerke nehmen ihren Antheil an dieser mystischen Construction des Daseins, und besonders ist es das Bergmannsgewerk, das seine in die Tiefe gehende Bedeutung auch symbolisch behauptet. Novalis selbst war der Bergmann, der sich in seinen eigenen Schacht verloren und dort mitten unter all seinen Reichthümern verschüttet gefunden worden.

Es war ihm die praktische Seite des Lebens keinesweges fremd, er hatte, außer dem Bergfach und den Naturwissenschaften, auch sogar Rechtswissenschaft studirt. Auch mit den Systemen der Philosophie, und besonders mit Spinoza, Fichte und Schelling hatte er sich zu schaffen gemacht. Aber Alles sollte sich in Poesie und Religion auflösen, und das war der schwindelnde Gipfel der Mystik, zu welchem sich die Romantik verstiegen. In den andern Romantikern hatte die Mystik, die meistens nur als eine am Rauschen des Waldes sich andächtig stimmende

Naturreligion hervortrat, wie bei Tieck, bei weitem nicht so hochfliegende Ansprüche gemacht. Sie waren mit dem großen Satz, den sie entdeckten, daß Alles Religion sei, und mit Religion betrieben werden müsse, auch wieder sehr leicht umgesprungen und hatten es sich oft recht bequem damit gemacht. Der vollendetste Ausdruck aber, welchen Novalis für sein religiöses Gefühl gefunden, war zugleich der einfachste gewesen, und dies sind seine „geistlichen Lieder," in welchen er diese ungesuchte und reine Form der Aeußerung über sich gewann. Man muß das schöne melodische Seelenleben dieser Lieder anerkennen, und um so höher stellen, da es sich meist so frei von allen katho- licistischen Spielereien erhalten und ein reines Christenthum sich darin auszuhauchen strebt. Noch eine ähnliche Ge- nugthuung verschaffte Novalis den geheimsten Melodien seines Geistes in den „Hymnen an die Nacht," in de- nen es ihm gelang, sein Innerstes in einen harmonischen Einklang zusammen zu fassen und sich in den großen Gei- sterfrieden der Schöpfung hinein auszutönen. Eine Aus- gabe seiner Schriften besorgten Fr. Schlegel und Tieck, in zwei Bänden, Berlin 1804, neue Auflage 1816. —

---

9. Zeitgenossen der Romantik.

Dies neue Geistesleben der Romantiker, wie es in sich selbst zu den höchsten Anforderungen der Zeitbildung sich emporrichtete, konnte auch für das ganze Literaturge- biet nicht ohne Aufregung vorübergehen. Von dem, zum Theil schwankenden Verhältniß der jungen Schule zu Goethe haben wir schon früher geredet. Weniger ansprechend aber

erscheint uns die Stellung, welche zu Schiller angenommen wurde, gegen den die Romantiker in ihrem Urtheil sich zu sehr überhoben und ungerecht wurden. In Goethe, wie auch im Einzelnen über ihn geurtheilt werden mochte, hatten sie doch immer den Meister des Jahrhunderts anerkannt, aber sie waren weit entfernt davon, dieselbe Vollgültigkeit der Stellung auch Schiller zuzuerkennen. Vielmehr machten sie ihm in mehr als einer Hinsicht die Aechtheit seines Dichtergeblütes streitig und August Wilhelm Schlegel konnte sich in seiner Abneigung gegen Schiller noch bis zur jüngsten Zeit, wo er in dem Wendt'schen Musenalmanach Xenien gegen ihn zum Besten gab, gar nicht zufrieden geben. Und doch waren, abgesehen von der selbstständigen und ursprünglichen Größe dieses Dichters, so mancherlei Elemente in ihm vorhanden, welche mit der romantischen Weltansicht zusammenstimmen mußten, wie dies zum Beispiel von der Jungfrau von Orleans und Maria Stuart wohl gesagt werden könnte. Aber dann hieß es, Schiller habe sich dabei auf die Nachahmung von Tieck's Genoveva verlegt, und dergleichen Dinge mehr. Sie wollten durchaus nicht in Schiller das ursprüngliche Heroenthum seines Genius anerkennen, vermochten aber auch freilich nicht durch diese Abmarktung ihm seine Stelle in der Nationalliteratur zu schmälern, wie denn der Kampf gegen das Genie, würde er auch selbst von genialen Kämpfern geführt, immer als ein unfruchtbarer sich erweist.

Die Romantiker aber wollten selbst nicht an diejenigen Elemente bei Schiller anknüpfen, die ihnen hätten zusagen müssen, und mißachteten sogar die ihnen wahlverwandte philosophirende Sentimentalität und sein Talent, sich romantische und katholische Anflüge zu geben. Und Schiller mag es auch in seiner strengen und abgeschlossenen

Haltung verschmäht haben, die Anknüpfung an sich zu erleichtern. Nichts desto weniger bleibt es ein ruhmschmälernder Vorwurf für die junge Schule, daß sie nicht in Schiller den großartigen Anlauf zu einer im Sinne der Freiheit sich begründenden Nationalpoesie besser erkannte.

Daß sie einen edlen Geist nicht erfaßten, dafür mußten sie in anderer Art durch die Angriffe eines unedlen büßen, die ihnen genug zu schaffen machten und beim großen Publikum mehr Schaden thaten, als sie sich selbst wohl gestehen mochten.

Wir kommen hier auf das Verhältniß der romantischen Schule zu Kotzebue, das wir, sowie diesen letztern selbst, hier nicht unerwähnt lassen dürfen. August von Kotzebue und Garlieb Merkel wirkten gemeinsam in dem Journal: „der Freimüthige“ (in Berlin, seit 1802) mit allen Waffen des Spottes und der Schmähung gegen die romantische Schule, die ihnen zwar in allen Stücken überlegen war, aber doch auch Blößen genug darbot, um namentlich dem populären Verstand des Publikums lächerlich gemacht werden zu können. Mochten die Romantiker immerhin ganz andere Kämpfer auf ihrer Seite haben, und auch in journalistischer Beziehung ein so wohlausgerüstetes und gangbares Organ wie die Zeitung für die elegante Welt, in der selbst so helle und scharfe Köpfe, wie Bernhardi, für die neuen Kunstprinzipien mitfochten: so war und blieb Kotzebue seinerseits nicht minder eine gefährliche Großmacht, darum so gefährlich, weil Naturen dieser Art kein Mittel des Kampfes verschmähen.

Aber auch an sich selbst behauptete er damals im Publikum eine Stellung, die imposant genannt werden kann, und wenn die Schlegel nur immer von europäischen Beziehungen der Literatur und des Schriftstellerthums redeten, so konnte sich dagegen Kotzebue in der

That selbst einen Schriftsteller von europäischem Ruf, von europäischer Wirksamkeit in seiner Art nennen, dessen unglaublich reges Talent von Paris bis Tobolsk und von Stockholm bis Neapel seine Elasticität ausgedehnt hatte, dessen Stücke in alle lebende Sprachen, selbst in's Neugriechische, übertragen wurden. So war Meister Kotzebue schon in seiner eigenen Person und auf die rascheste Weise ein Stück Weltliteratur, zu welcher die Romantiker erst mühsam und theoretisch die Steine zusammentrugen und die später Goethe am liebsten in sich selbst, und in seinem persönlichen Verhältniß zu den übrigen Literaturen, concentrirt sehen mochte. Und allerdings muß ein solcher Schriftsteller in einer Zeit, wo er so allgemein das Publikum an sich geheftet hat, gewissermaßen das gesellige Leben beherrschen und auf den Ton desselben keinen unerheblichen Einfluß äußern, und wenn man bedenkt, daß es eine Periode gab, wo kein Abend verging, an dem nicht wenigstens auf hundert Theatern in ganz Europa Stücke von Kotzebue aufgeführt wurden, und daß die meisten dieser Stücke verfängliche oder Jeden berührende Verhältnisse des bürgerlichen und gegenwärtigen Lebens behandelten, so wird man eingestehen müssen, daß eine solche Wirksamkeit einen nicht ganz so verächtlichen Autor voraussetzt, als die neue Schule in ihm erblickte. Ein guter Schriftsteller und ein wirksamer Schriftsteller sind freilich zwei sehr verschiedenartige Anlagen, die nicht immer in einem literarischen Individuum sich vereinigen. Es giebt ausgezeichnete Talente, denen aber ganz die Gabe fehlt, sich geltend zu machen und einen Ton anzuschlagen, durch den sie allgemein in der Zeit vernommen werden. Kotzebue aber gehörte nicht zu den einsamen, sondern vielmehr zu denen, die selbst ihre Begeisterung aus dem Marktgeräusch des Tages sich holen und nicht ohne den Gedanken auf

die augenblickliche Wirkung etwas erzeugen können. Und diese Aussicht, durch irgend eine Pointe ganz bestimmt und überraschend zu wirken, war es, die ihn eigentlich bei der Ausführung begeisterte, die ihm seine eigene Arbeit interressant machte, und selbst in den trivialsten seiner Stücke ist es noch irgend eine piquante und witzige Situation, der man wenigstens der Anlage nach etwas Eigenthümliches oder Interessantes nicht wird absprechen können. Kotzebue war darum besonders ein glücklicher Bühnendichter, weil er es verstand, als Dichter Schauspieler zu sein. Daß die Hervorbringungen eines solchen Schriftstellers, der mehr als zweihundert Stücke für die Bühne geschrieben, nicht alle gleichen Werth haben können, ist ebenso natürlich als daß ein Schauspieler nicht immer gleich gut spielt, aber es würde ungerecht sein, ihn nur nach seinen mißlungenen Leistungen im Andenken zu behalten.

Kotzebue hat über sich selbst und sein Talent einige Bekenntnisse hinterlassen (abgedruckt in seinen „Nachgelassenen Papieren“ Leipzig 1821, S. 3—64), in denen er sich selbst mit vieler Sicherheit und einem Selbstgefühl, das in mancher Beziehung für ihn spricht, beurtheilt. Wir wollen hier aus diesen Blättern einige Stellen folgen lassen, weil sie zum Einblick in die damaligen Verhältnisse der deutschen Literatur Manches beitragen können. Er sagt darin unter Anderem: „Ich habe einige hundert Schauspiele geschrieben; es ist daher kein Wunder, wenn, wie unter den noch zahlreichern Werken des Lope de Vega, auch manches Mittelmäßige oder gar Schlechte sich befindet. Ich fange damit an, ein Drittel oder wenigstens ein Viertel meiner Schauspiele zu perhorresciren; ich mag sie gar nicht geschrieben haben, wenigstens nicht so, wie sie jetzt sind, und sollt' ich jemals den günstigen Augenblick finden, eine Sammlung meiner dramatischen Werke zu

veranstalten, so würden jene Verstoßenen entweder gar nicht, oder doch in einer ganz andern Gestalt in derselben erscheinen. Allein mich dünkt, wenn die übrigbleibenden dies Verdammungs-Urtheil nicht zu theilen verdienen, so sei dies noch immer genug, um mir eine Ehrenstelle unter Deutschland's dramatischen Dichtern zu bewahren. Welche Eigenschaften Anspruch auf diesen Titel geben, will ich, nach meiner Ansicht, entwickeln. Die erste ist eine lebhafte Einbildungskraft. Diese besitze ist, oder habe sie doch besessen. Durch sie muß die Einbildungskraft des Zuschauers erregt werden, ohne welche Erregung kein Stück sich auf der Bühne erhalten kann. Man nehme z. B. Goethe's natürliche Tochter (deren Vortrefflichkeit in anderer Hinsicht ich übrigens nicht bezweifeln will), sie ermangelt des Zaubers der Einbildungskraft und wird nie auf der Bühne gefallen. Jener Zauber ist es, durch den besonders Shakspeare noch jetzt herrscht und, bei veränderter Form, ewig herrschen wird."

Dieser naiven Kunstansicht des populären Theaterdichters sollte nun durch die höhere ästhetische Bildung und Anforderung der neuen Schule wenigstens ihr Behagen, wenn auch nicht ihr Selbstvertrauen, verkümmert werden. Sie nannten die Namen Kotzebue und Iffland nur, um damit, wie Kotzebue selbst sagt, Dichter einer gewissen sehr beschränkten Gattung zu bezeichnen. Die idealen Reformen, welche sich die Gebrüder Schlegel mit dem deutschen Theater vorgesteckt, hatten freilich einen schlechten Erfolg gehabt, und es war keineswegs gelungen, durch den erhabenen griechischen Rhythmenschwung in Schlegel's Ion, der wirklich auf der Bühne erschienen war, die wässerige Prosa der Iffländerei, wie sie es nannten, und die deutschbürgerliche Misère der Kotzebue'schen Welt zu verdrängen. Ein Triumph für Kotzebue, dem die Schle-

gel'sche Schule, wie er sagte, immer das Wort Theater-Coup in den Bart warf, „wenn eines von Kotzebue's Stücken so unhöflich war, dem Publikum zu gefallen." — Wenn aber die neuen Kritiker nur mit einem verächtlichen Hinblick auf Theater-Coups von Kotzebue sprachen, so bot er dagegen seinen Witz auf, um sie zu persifliren, daß sich ihre eigenen Stücke nicht zur Aufführung eigneten. Von A. W. Schlegel sagte er in dieser Hinsicht in seinen Selbstbekenntnissen: „Dieser Mann hat allerdings Dichtungen geliefert, deren Werth ich freilich gern anerkenne. Aber sie haben kein dramatisches Leben, sie verursachen auf der Bühne Kälte und Langeweile. Da ergrimmte Schlegel, und ließ (ich glaube im Athenäum) Shakespeare's Geist auftreten, der in einer langen Rede sich sehr bitter über den Beifall beklagte, welcher mir zu Theil wurde. Der ehrwürdige Geist sprach sehr wegwerfend von mir; das nahm ich übel und schrieb den hyperboreischen Esel. Dieses launige Product macht mir keine Schande, aber in Einer Hinsicht wünscht' ich doch, ich hätt' es nicht geschrieben. Denn hätte ich, wie Goethe und Schiller, es über mich gewinnen können, Angriffe nie zu erwiedern, so würden diese Angriffe kaum bemerkt worden sein." —

Die Verachtung, welche Kotzebue jetzt hergebrachtermaßen in der Literaturgeschichte genießt, mag ihn in sittlicher und ästhetischer Hinsicht als eine gerechte Nemesis treffen, aber sie erscheint, wenn man seine so lange andauernde Unentbehrlichkeit auf dem deutschen Theater und die Mehrzahl der ihm nachfolgenden Bühnendichter betrachtet, welche bei vornehmeren Prätensionen ihn doch lange nicht erreichen, als eine übertriebene. Die französische Frivolität, mit der er oft die deutsche Bürgerlichkeit in seinen Stücken versetzt, die innerliche Hohlheit seiner Rührungen

und seine gauklerische Sentimentalität machen ihn zwar allerdings in den meisten Fällen zu einem widerwärtigen und den Geschmack verderbenden Schriftsteller. Aber zur eigentlichen Unsittlichkeit ist er im Grunde zu feig, oder er ist nicht so sehr von moralischem Gewissen und literarischer Ehre entblößt, als seine Gegner behaupten. Ueber seinen Rehbock, welches vielleicht das beste und zugleich das verschrieenste seiner Lustspiele ist, hat er sich selbst nicht ganz unhaltbar gerechtfertigt, und sich auf den Beifall und Schutz Goethe's hinsichtlich dieser Production berufen. Seine Eulalia aber in „Menschenhaß und Reue,“ in welcher ihm die Ehebrecherin zu liebenswürdig gerathen war, läßt er in der Fortsetzung dieses Stückes, welche unter dem Titel der edeln Lüge folgte, ihre Buße vor unsern Augen abspielen. Die dramatische und theatralische Lebendigkeit, ein naiver Instinct für die Details des wirklichen Lebens und der menschlichen Charactere, Situationenwitz und eine ergreifende Natürlichkeit des Dialogs, sind ihm aber in den meisten seiner Stücke nicht abzusprechen. In der Alles übertreffenden Leichtigkeit seines Hervorbringungstalents, das ihn fast in allen literarischen Fächern thätig sein ließ, gaukelte er sich in der That zu einer gewissen Literaturpotenz empor, und man sah ihn sogar als Geschichtschreiber mit einer Geschichte Preußens in vier Bänden hervortreten, welche die Anerkennung Johannes von Müller's gewann und nicht ohne Quellenstudium gearbeitet ist. In seinen Romanen zeigte er sich besonders einer schlechten Gefühlsweichlichkeit des Lesepublikums dienstbar, und half darin die Nerven, welche die Zeit gewaltsam angespannt hatte, noch auf diese Art erschlaffen. Kotzebue hat im Ganzen 98 Schauspiele geschrieben, welche gesammelt erschienen zuerst in 28 Bänden,

Leipzig 1797—1823, neue Auflage in 24 Bänden, Leipzig 1827—29.

Sehen wir die literarische Universalität, welche die romantische Schule anstrebte, durch ein industrielles Talent, wie Kotzebue, gewissermaßen parodirt und von ihm mit bei weitem populärerem Erfolge in eine Art von Allerweltspoesie verkehrt, so blicken wir mit größerer Erhebung auf einen andern Dichter hin, der, unabhängig von allen literarischen Genossenschaften und Parteien, um dieselbe Zeit in einem merkwürdigen Ringen, den modernen Geist in einem natürlichen Einklang mit den hohen Ueberlieferungen des Alterthums darzustellen, begriffen war. Dies ist Friedrich Hölderlin, welchen Ludwig Achim von Arnim mit Recht den größten aller elegischen Dichter der Deutschen genannt hat, und den wir deshalb an dieser Stelle erwähnen, weil er an der Gränzscheide unseres Jahrhunderts als eine tiefsinnige Hieroglyphe der modernen Bildung dasteht, und, im innern Kampf mit den Elementen der Zeit, eine romantische Erscheinung auf der Grundlage eines antiken classischen Geistes abgiebt. Es traf indeß diesen mächtig begabten Dichter ein unseliges Loos, und während er seinen Geist auf die Verwirklichung einer großen innerlichen Weltharmonie gerichtet, und in dithyrambischer Begeisterung von dem Gedanken taumelte, daß die höchste Bildung zugleich die höchste Natur sei und in diese wieder zurückgehen müsse, umfing ihn selbst der düsterste Zwiespalt zwischen Natur und Geist, der ihn in einen länger als vierzig Jahre andauernden Wahnsinn versinken ließ. In seinen oft durch eine seltene Formvollendung ausgezeichneten lyrischen Gedichten, die Gustav Schwab und Ludwig Uhland gesammelt (Stuttgart, 1826) hat er uns die Sehnsucht, die Klagen und die Verzweiflung seines Geistes ausgeschüttet und sich als den

Seher einer großen und glücklichen Einheit des Menschengeistes, eines Paradieses der Zukunft, in wunderbaren Andeutungen gezeigt. Doch ist in seiner Lyrik, durch das Streben nach Abrundung und Harmonie, die Milde vorherrschend geworden, und wehmüthig spinnt sich der Dichter in die geheimnißvollen Dämmerungen seines Geistes ein.

Wilder und fesselloser tritt er dagegen in seinem Roman „Hyperion, oder der Eremit in Griechenland" auf (Stuttgart 1797—99, 2 Bände), in welchem er die titanenhaften Regungen und Gelüste seines Innern oft in einer maßlosen Geistigkeit niedergelegt hat. Dieser Roman enthält die merkwürdigsten Gedanken und Gesichte; eine Schmerzgeburt des unglücklichen und verlassenen Gemüths, ist er zugleich ein Mysterium ursprünglicher Anschauungen über das Leben des Individuums und der Völker, über Natur und Civilisation, über Freiheit und Nothwendigkeit, kurz, über das Ideal der Menschengeschichte, das in den Zuständen der Wirklichkeit zerstückelt umherliegt und von dem nach der göttlichen und gottähnlichen Harmonie entbrannten Geist zu einer Einheitsgestalt zusammengefügt werden möchte. Bemerkenswerth zeigt sich auch im Hyperion, die Verzweiflung über Deutschland, welche Hölderlin damals (1799) darin niedergelegt hat. So heißt es im zweiten Bande (S. 112): „So kam ich unter die Deutschen. Ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre, als die Deutschen. Handwerker siehst Du, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt unter einander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt. Ein Jeder treibt das Seine, wirst Du sagen, und ich sage es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht mit dieser kalten Angst buchstäblich heuchlerisch Das,

was er heißt, nur scheinen; mit Ernst, mit Liebe muß er Das sein, was er ist, so lebt ein Geist in seinem Thun. Und ist er in ein Fach gedrückt, wo der Geist nicht leben darf, so stoß' er's mit Verachtung weg und lerne pflügen. Es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behuf herabgewürdigt ist bei diesem Volke. — Herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten! Sie leben in der Welt, wie Fremdlinge im eignen Hause, sie sind so recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlergestalt an seiner Thür saß, indessen die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten: wer hat uns den Landläufer gebracht? Voll Liebe, Geist und Hoffnung wachsen seine Musen-Jünglinge dem deutschen Volk heran, Du siehst sie sieben Jahre später und sie wandeln wie die Schatten still und kalt, sind wie ein Boden, den der Feind mit Gift besäete, daß er nimmer einen Grashalm trägt. Es ist auf Erden Alles unvollkommen! — ist das alte Wort der Deutschen. Wenn doch Einer diesen Gottverlassenen sagte, daß bei ihnen nur so unvollkommen Alles ist, weil sie nichts Reines unverdorben, nichts Heiliges unbetastet lassen mit den plumpen Händen, daß bei ihnen nichts gedeiht, weil sie die Wurzel des Gedeihens, die göttliche Natur, nicht achten, daß bei ihnen eigentlich das Leben schaal und sorgenschwer und überall voll Zwietracht ist, weil sie den Genius verschmähen, der Kraft und Adel in ein menschlich Thun und Heiterkeit in's Leiden, und Liebe, Brüderschaft den Städten und den Häusern bringt. Wo ein Volk den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht wie Lebensluft ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimath aller Menschen ist bei solchem

Volk, gern mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künstler, ach, da ist des Lebens beste Lust hinweg und jeder andere Stern ist besser, denn die Erde. Wüster, immer öder werden da die Menschen, der Leichtsinn wächst, mit ihm der grobe Muth, der Rausch wächst mit den Sorgen und mit der Ueppigkeit der Jungen, und die Nahrungsangst, zum Fluche wird der Segen jedes Jahres und alle Götter fliehn." —

Diese Stelle spricht die Erkenntniß einer Nationalzerfallenheit aus, wie sie in Deutschland seit der französischen Revolution so viele Gemüther überkam und ihnen den Boden der eigenen Heimath entfremdete. Auch Hölderlin konnte dies Mißverhältniß des innern Menschen zu seinem Volke, das ihn in Deutschland quälte, nicht ertragen, und begab sich nach Frankreich, wo er den Grund zur Zerrüttung seines Lebens legte. Als Bettler, halb schon mit gelähmter Geisteskraft, erschien er in Deutschland wieder und sammelte sich nur mühsam noch einmal zu einer Arbeit, die er gleichwohl mit mächtigem Anlauf und einer hohen Bedeutsamkeit unternahm. Es war die Uebersetzung des Sophokles, von der zwei Stücke (Frankfurt 1804) erschienen, und an welche er seine eigenen gewaltigen Anschauungen vom Tragischen knüpfte, die er in Anhängen tiefsinnig, aber schon mit den Spuren der ihn ereilenden Geistesverwirrung, entwickelte. Es ist überhaupt merkwürdig, daß sein Wahnsinn an dieser Beschäftigung mit dem großen tragischen Dichter des Alterthums zum Ausbruch kam und aus denjenigen Untiefen des Geistes in ihm hervorstieg, in denen er sich die erschütterndste und zerstörendste Ansicht vom Tragischen zu begründen gesucht. Dies Tragische, oder „das Ungeheure, wie der Gott und Mensch sich paart," ist ihm besonders die zermalmende Niederlage der menschlichen Kraft, die zwischen ihrem sinnlichen Interesse und

der ewigen himmlischen Bestimmung in die Mitte geworfen und aus der Einheit der gränzenlosen göttlichen Harmonie, die durch ihre That zu erreichen sie sich vermessen, sich wieder herausgeschleudert sieht in die gränzenlose Trennung und Vernichtung. Solche Tragödie vollbrachte sich ihm auch in seinem eigenen Geschick, und dies war derselbe Zwiespalt, an welchem Hölderlin's Geist scheiterte und der Vernichtung anheimfiel. Auf dieselbe Anschauung gründete er auch das wunderbare poetische Fragment: Empedokles, das sich in seiner Gedichtsammlung findet. Hier sehen wir einen titanischen Geist, einen Abkömmling der Götter, welcher durch zu hohes Streben einen großen Untergang erleidet. Besonders hat er sich dadurch hingeopfert, daß er dem Volke zuviel vom Olymp verrathen. „Und schon ist er gefallen, die Seele warf er vor das Volk, verrieth der Götter Gunst gutmüthig den Gemeinen.“ So sehen wir den Volkspropheten, welchen die Irrungen der armen Sterblichen zu sehr erbarmt haben, am Schlusse ausgestoßen, verlassen und geschändet, sein Antlitz ist ihm zerschlagen und der eigene Bruder hat ihn verflucht.

Vielleicht hat kaum ein Dichter das wahre Bedürfniß des modernen Geistes so tief empfunden und erkannt, als Hölderlin. Je mehr er sich an die Formen der Antike und an ihr plastisches Harmonieleben hingegeben hat, desto entschiedener gelangt er auch im Innern zu dem Gegensatz des antiken Geistes, nämlich der wahrhaft modernen Weltanschauung, die er in seinen Anmerkungen zum Sophokles an einer sehr merkwürdigen Stelle auf das Vaterländische begründet, indem er sagt: „Für uns, die wir unter dem eigentlichen Zeus stehen, der nicht nur zwischen dieser Erde und der wilden Welt der Todten inne hält, sondern den ewig menschenfeindlichen Naturgang auf seinem Wege in die andere Welt entschiedener zur Erde

zwinget, und da dies die wesentlichen und vaterländischen Vorstellungen groß ändert und unsere Dichtung vaterländisch sein muß, so daß ihre Stoffe nach unserer Weltansicht gewählt sind und ihre Vorstellungen vaterländisch, verändern sich die griechischen Vorstellungen insofern, als ihre Haupttendenz ist, sich fassen zu können, weil darin ihre Schwäche lag, da hingegen die Haupttendenz in den Vorstellungen unserer Zeit ist, etwas treffen zu können, ein Geschick zu haben, da das Schicksallose unsere Schwäche ist!"

Hölderlin deutet hier in seiner Weise den Uebergang aus der classischen Bildung in ein nationales Literaturleben an und bezeichnet damit denselben Wendepunct, welchen auch die romantische Schule zu ihrem Ausgang genommen. Doch würde dieser Dichter, wäre er seines Geistes und seiner Richtungen Herr geblieben, vielleicht zu einer thatsächlicheren Gestaltung des modernen Geistes gediehen sein, als die innerhalb des Reflexionsstandpunctes verbliebenen Romantiker. Wenigstens suchte sich Hölderlin mit Gewalt von der Reflexion zur Thatgestaltung loszuringen, wobei ihn aber die Wirklichkeit, der er sich hingab, zerschmetterte und auf sich selbst zurückwarf, daß er in seinen eigenen Geist hinein vergehen mußte.

Heiterer und beglückender ist die Erscheinung eines andern Dichters, der um dieselbe Zeit unter den gleichen Einflüssen des Jahrhunderts sich zu einer harmonischen und versöhnlichen Weltanschauung hindurchzuringen suchte, und, von allen Elementen der Zeit etwas an sich tragend, eine eigenthümliche Mittelstellung sich gründete, die zwischen der

classischen Bildung und der Romantik hindurch ihren selbstständigen Weg zu finden strebte.

Jean Paul Friedrich Richter hatte eine solche unabhängige Stellung, die in der großen und umfassenden Subjectivität dieses Dichters, in seiner warmen menschlichen Brust, welche Alles zur Einheit eines wahren Menschheitsgefühls in sich verarbeitete, ihren Grund hatte. Man kann ihn daher ebenso sehr romantisch und in die Natursymbolik der Phantasie versunken nennen, als er auch wieder auf der andern Seite durch des Gedankens Kraft sich einen darüberstehenden, die feste Wirklichkeit zur Geltung bringenden Standpunct zu wahren suchte. Diese Gedankenkraft in Jean Paul, die eine entschiedene philosophische Grundlage hatte, war die vornehmliche Stütze seines Humors, welcher gewöhnlich als die hervorstechendste und glänzendste Seite seines literarischen Naturells und als der wahre Stempel seiner Manier angesehen wird. In Jean Pauls Individualität selbst traf allerdings eine besonders glückliche Constellation für die humoristische Poesie zusammen. Philosophisch-reflectirend, wie Hippel, scharf und schlagend in seinen Combinationen wie Swift, zartsinnig und naiv wie Yorik, besaß er zugleich mehr dichterische Kraft und Productivität als alle diese, aber dennoch hinderten ihn oft seine Manierirtheiten und Formlosigkeiten, ein Höchstes und Vollendetes in der humoristischen Gestaltung zu leisten. Jean Paul's Humor und Ironie waren nicht so tendenzmäßig zugespitzt, wie es der romantischen Schule eigen war. Jean Paul ließ mit seinem Humor noch alle Paradiese der Erde bestehen und schuf deren neue, wo er sie verblichen fand. Sein Humor war eine Art von Unschuldszustand der Natur und Menschheit, und hatte etwas Jungfräuliches, dessen reiner Schimmer sich ihm über alle Gebilde der Welt ergoß und sie verschönte. Insofern

kann man allerdings Jean Paul's Weltansicht überhaupt als eine humoristische bezeichnen, denn dieser Humor, welcher Alles idealisirte, war doch der Grundzug seiner Lebensdarstellungen und stand in der innigsten Wechselwirkung mit seinem Gegensatz, der Sentimentalität, welche oft ihre zerschmelzendsten Accorde unmittelbar in den Humor überschlagen läßt. Man hat die gelehrte und wissenschaftliche Folie dieses Humors oft unbequem und genußhindernd gefunden, aber diese seine Art und Weise gehört wesentlich mit zu ihm, es ist dies ein humoristischer Pantheismus, könnte man sagen, in welchem der Humor auf alle Gegenstände der bestehenden Wirklichkeit sein Recht in Anspruch nimmt und sein Ideal, das er zusammensetzen will, in jeglicher Realität sich herausfindet. Darum ist soviel freie Gottesfeier und Himmelsandacht selbst in denjenigen Jean Paul'schen Humoresken, die auf dem künstlichsten Wege, durch gelehrte Combinationen und Anspielungen aller Art, zu entstehen scheinen. Der Geist aber, der wie eine Biene ausgeflogen war, hat den schärfsten Stachel des Humors doch nur dazu gebraucht, um das Süßeste zu bereiten, und indem er auch an der entlegensten Einzelnheit sein Eigenthum geltend gemacht, bereitet er sich in dem daraus zusammengefügten Ganzen ein jubelndes Volksfest. Diese Manier Jean Paul's, Alles, auch das Fremdartigste, zu benutzen, um Humor und Poesie daraus zu machen, ist eine sehr characteristische Eigenthümlichkeit seines literarischen, wie menschlichen Wesens. Man kann von Jean Paul sagen, daß er das Höchste, wie das Kleinste, mit derselben Wichtigkeit und Bedeutsamkeit zu behandeln versteht, und in dieser unendlichen Liebeshingebung seiner Natur, für welche es nichts Unwerthes und Beziehungsloses auf der ganzen Erde giebt, zeigt er sich doch zugleich als den Dichter und Menschen, welcher sich in den abgegränz-

ten Kreis seiner eigenen Persönlichkeit gänzlich eingesponnen und gewissermaßen kleinstädtisch darin verloren hat. Mit einem Wort, wir sehen in Jean Paul gerade in den Momenten seiner höchsten und weitesten Welthingebung zugleich den Dichter der kleinen deutschen Stadt, und wollen darüber noch eine Bemerkung hinzufügen.

Frau von Staël hat in ihrem Buche über Deutschland zuerst den Umstand zur Sprache gebracht, daß man in Jean Paul überall den kleinstädtischen Autor gewahre, wogegen er sich selbst komischer Weise gerechtfertigt, indem er nachgewiesen, daß er die meisten seiner Werke in großen Städten, z. B. in Berlin, erdacht und angelegt. In dem Sinne der Staël, daß diesem Autor die Kenntniß der großen Welt und der vornehmen Gesellschaft mangele, wollen wir auch nicht von Jean Paul's Kleinstädterei reden. Es ist möglich, daß ein großweltlicheres äußeres Leben ihm mehr Takt und Enthaltsamkeit in manchen Stükken der Darstellung gegeben und ihn dadurch vor denjenigen Ueberschwänglichkeiten im Ernst, wie im Scherz bewahrt hätte, die den Weltleuten und Verstandesmenschen so leicht als Trivialität erscheinen wollen. Die kleine Stadt in Jean Paul's Dichtungswelt ist das nur innerhalb seiner eigenen Rücksichten sich bewegende Menschenherz, das nur die Gränzen, die es sich selbst gezogen, als Gränzen anerkennt und für die Ideale schwärmt, die es sich selbst geschaffen und in denen es mit phantastischem Stolz seine Unabhängigkeit von der Herrschaft der Wirklichkeit feiert. Es ist daher natürlich, einen solchen Dichter mehr mit den Kleinen, denn mit den Großen, mehr mit den Armen, denn mit den Reichen, mehr mit den Hütten, denn mit den Palästen, sich beschäftigen zu sehn, und wenn er in seliger Traumlust durch die Gassen der kleinen Stadt hinwandelt, durch welche der Abendwind die Blumendüfte der Gärten

auf und nieder wallen läßt, so umspielen ihn die jauchzenden Kinder, die jungen Bräute winden ihm als ihrem Lieblingsdichter den Kranz, und das heimliche Unglück segnet seine trostreichen Spuren.

Ein Dichter des deutschen Volksherzens, ist Jean Paul zugleich der Dichter der Freiheit und zeigt sich als ein natürlicher Anwalt derselben, da er seine Begeisterung für sie und ihr Recht aus dem unmittelbaren Umgang mit der Natur und dem Volke schöpft. Was er in der Stille der Wälder und im lustigen bunten Volksgedränge von der Freiheit geträumt, ist er dann auch muthig genug, in Bezug auf die Völkerverhältnisse draußen mit gewaltig tönenden Worten geltend zu machen, und die großen politischen Begebenheiten der Zeit haben Jean Paul's Stimme mehrfach zu einer erschütternden Beredsamkeit erweckt. Deutschland hat in ihm einen Freiheitsdichter, einen demokratischen Autor gesehen, der mit dieser Richtung von dem einfachsten und ursprünglichsten Grundwesen der Menschheit ausgeht und wie ein milder versöhnlicher Prophet, wenn auch mit strafenden Worten, doch immer auf einer idealen Höhe des Gesichtspunctes, und nie mit falschen Mitteln der Aufregung, die höchsten Rechte der Völker verficht; wie er dies besonders in seinen „Dämmerungen für Deutschland" (1809), in den „Politischen Fastenpredigten, während Deutschlands Marterwoche gehalten" (1817) und in einigen andern die Zeit mächtig ergreifenden Aufsätzen gethan. So kann man Jean Paul wohl einen gigantischen und colossalen Geist nennen, denn bei all seinem Hängen am Kleinen und bei seiner Vorliebe, das Unscheinbare und Verborgene in das glänzendste Licht zu stellen, ist er doch zugleich dem Gewaltigsten gewachsen und hat in seiner eigensten Natur den Maßstab für jede große That, sie zu begreifen und zu vertreten.

Wie Jean Paul in allen Dingen einen idealen Standpunct nimmt, von dem aus sich ihm das ganze Leben beleuchtet und verklärt, so neigt er sich auch in der Schilderung seiner einzelnen Menschen gewöhnlich einem poetischen Optimismus zu, der reich an Herrlichkeiten der Phantasie und des Gemüths ausfällt, aber die Wirklichkeit oft mit einem zu reizenden Firniß überpinselt. So hat er von sich selbst bekannt: „Früher war ich unfähig, Männer für unwahr, Weiber für unkeusch zu halten." (Wahrheit aus Jean Paul's Leben, II. S. 63). In diesem Sinne zeigen sich uns denn auch seine Vults und Walts, seine Victors, Albano's, Siebenkees und Leibgeber, seine Lianen, Klotilden, Wina's u. s. w. Selbst Roquairol im Titan, wie tiefe Blicke auch Jean Paul bei dieser Gestalt in ein verhärtetes und verdorbenes Leben gethan, zerfließt uns doch wieder in weiche und versöhnliche Linien. Die Körperlosigkeit der Jean Paul'schen Frauen, die gänzliche Verblichenheit ihres sinnlichen Lebens, auf dessen Kosten sich das Geistige erhöht, entspringt ebenfalls aus diesem Optimismus der Lebensansicht, der keine Mischung von Schatten und Licht dulden mag, wo er sich seine Glanzgebilde in einer glückseligen Einheit hervorzaubert. Dieser Ueberfluß an Tugend, der es dann oft nur zu leuchtenden Nebelgestalten, anstatt des warmen concreten Lebens, bringt, würde häufig noch wenigstens ein interessant ausgemaltes Phänomen bleiben, wenn sich nicht leicht dazu eine Affectation mit der Zurücksetzung des Körpers, ja ein Schönthun mit dem körperlichen Schmerz, mit Krankheit und Schwächlichkeit, gesellte. So gehören namentlich die Blinden und die Augen-Operationen zu den Lieblingsstükken der Jean Paul'schen Phantasie, und es wird darin mit allem Aufwand der poetischen Farbenpracht eine wahre

Seelenfeier, ein Fest geistiger und idealer Erhebung begangen.

Dies Uebergewicht der Seele gegen den Körper, das die Jean Paul'schen Personen charakterisirt, ist zugleich der entschiedene Mangel seiner Kunstform, in welcher er sich zur Darstellung bringt, und wie jener geistige Ueberschwang keineswegs eine Harmonie in der Zeichnung der Individualitäten selbst zuläßt, sondern bei allem Streben nach idealer Einheit doch gerade die Zerfallenheit fühlbar macht, so zerbröckelt auch der ganze Jean Paul'sche Roman an diesem innerlichsten Mißverhältniß des Geistigen und Körperlichen, und gebricht aller künstlerischen Harmonie seiner Theile. Auf die Jean Paul'schen Kunstformen ist mir immer der merkwürdige Umstand anwendbar erschienen, welchen der Dichter einmal von einer Gewohnheit an seiner eigenen Person anführt. Jean Paul trug nämlich keine Hosenträger, und legte deren, laut seiner Selbstbiographie, zuerst in seinem einundvierzigsten Jahre an. Nun läßt sich ohne große Paradoxie behaupten, daß, bei der eigenthümlichen Bewandniß der modernen Kleidung, ein Mensch, der ohne jene Träger sich zu behelfen vermag, keinen Sinn für Kunstformen, wenigstens nicht für die eigene plastische Hervorbildung derselben haben kann. Es setzt dies einen schlampigen Zustand voraus, der die innere Fähigkeit, etwas Kunstmäßiges zu gliedern, nothwendig beeinträchtigen muß.

Wir besitzen aber in allem Großen wie Mangelhaften, das uns an Jean Paul entgegentritt, die Darlegung eines ächt deutschen Autors, welcher den nationalen Charakter in seiner herrlichsten Fülle und in seiner eigenthümlichsten Beschränkung in sich abgeprägt hat. In dieser Eingränzung in das kleinste Sichselbstleben, das zugleich in seinem Bewußtsein die höchsten Weltdinge trägt und

bewegt, haben wir den Widerspruch des ganzen deutschen Wesens, der sich so schneidend in unser Nationalleben eingefressen hat. Dies Mißverhältniß von Körper und Geist in der Jean-Paul'schen Dichtung ist das Mißverhältniß der gesammten Nationalität, welche in dieselben organischen Grundelemente haltungslos aus einander gefallen ist. In Jean Paul haben wir das wahre Paradies des deutschen Charakters, die in sich selbst webende und schaffende Gemüthseligkeit, die an dem Kleinsten sich zum Höchsten aufschwingt, aber auch wiederum, dem Höchsten gegenüber, sich mit dem Kleinsten begnügt. Und dies Behagen an der Beschränkung, das als eine wichtige Herzenssache, als eine geistesgroße Idyllik gefeiert wird, ist die verlockende Schlange in diesem deutschen Paradies, welche um so verführerischer zur Einfriedigung auf dem kleinsten Gebiete einladet, je entschiedener das Bewußtsein sich schmeichelt, doch alle Weiten und Fernen der Welt fest in sich zu tragen. So kommt es im deutschen Geist so leicht zu der Genüge, daß es ausreiche, die Freiheit in seinem Bewußtsein zu tragen, persönlich aber in beschränkten und gefesselten Formen zu leben. So sehen wir gerade zu der Zeit, in welcher die französische Revolution aus den Formen des öffentlichen und persönlichen Lebens eine so gewaltige, die ganze Menschheit erschütternde Frage erhoben, in unserm Deutschland einen Dichter erstanden, der, ein erschöpfender Ausdruck aller Geistestiefen und Gemüthsherrlichkeiten des deutschen Nationalcharakters, mit dem ächt deutschen Talent einer Himmel und Hölle zerwühlenden Innerlichkeit begabt, als das Höchste und Liebste doch nur die Idylle der Beschränkung uns vor Augen führt. —

---

10. Die nationalen und reactionnairen Bewegungen in Deutschland. 1806—1816.

In den Rückwirkungen der französischen Revolution auf Deutschland zeigt sich ein vielfach schillerndes und getrübtes Bild des deutschen Nationalzustandes. Die Begeisterung für diese großen erschütternden Begebenheiten wechselte mit dem entschiedensten Abwenden von ihnen, und während die Einen noch die göttliche Bestimmung der Geschichte darin erkennen wollten, fanden sich die Andern, in dem sie anwandelnden Grausen vor den Wendungen der Revolution, schon wieder bereit, die einheimische Beschränkung im knappsten Maßstabe jeder weltgeschichtlichen Bewegung vorzuziehen. Diese zwiespältigen Stimmungen, welche alle Kreise des Lebens berührten, drückten sich namentlich auch in den deutschen Dichtern und Schriftstellern aus, und viele wurden mit sich selbst uneins und zerworfen.

Mit der Zersprengung der äußern und öffentlichen Nationalverhältnisse in Deutschland, mit der Errichtung des Rheinbundes, mit den Schlachten bei Ulm, Austerlitz und Jena, war auch in das innere Leben der Deutschen eine Zerfahrenheit und Gebrochenheit eingetreten, welche alle geistigen Bewegungen dieses Zeitraums auf dem düstersten Grunde erscheinen läßt. Die Entwickelung der Ereignisse von der Revolution bis zu den Wiener Tractaten, die Coalitionen der europäischen Mächte gegen Frankreich, die Eroberungen Napoleons, welche nicht nur die Ländergebiete, sondern auch die Nationalitäten und Institutionen durcheinanderschüttelten, endlich der Widerstand zu dem das moderne Völkerthum gegen eine Universalherrschaft im altgeschichtlichen Sinne sich herausgefordert fühlen mußte, und

wobei namentlich die nationale Kraft der Deutschen sich auf einem Punct lebendig zu concentriren hatte, alle diese Anforderungen der öffentlichen Geschichte an das Bewußtsein erzeugten die verschiedenartigsten Richtungen unter den strebenden Geistern. Wenige haben sich in solcher Zeit eine ungetrübte Stellung, eine feste Haltung des Charakters bewahren können. Diejenigen, welche nach einer wahrhaft geschichtlichen Erlösung des Vaterlandes und der Zeit von ganzem Herzen trachteten, mußten sich in ihrem eigensten Lebensbewußtsein gelähmt finden und vergingen in der Stickluft der Verhältnisse, die besonders seit dem unglücklichen Jahre 1806 keinen Ausweg für eine gesunde Thatkraft mehr offen zu lassen schienen, wie es dem edlen Dichter Heinrich von Kleist geschah. Andere, nicht minder Begabte, das Märtyrerschicksal scheuend, sich von den öffentlichen Verhältnissen zerreiben zu lassen, suchten ihre Person zu retten, nnd ließen sich deshalb mit den Ereignissen in eine gefährliche, oft sehr zweideutige Dialektik ein, welches die erste Quelle der katholisch-reactionnairen Tendenzen in der deutschen Literatur wurde. Es ist dies die Seite der Convertiten, politischen Ueberläufer und theuer bezahlten Staatsprotokollisten, welche wir hier bezeichnen wollen. Die Ausläufe und Entartungen der romantischen Schule erblicken wir zum Theil auf dieser Seite, und lernen hier überhaupt eine zweite Gruppe der deutschen Romantiker in einer neuen Beleuchtung und mit manchem Zuwachs kennen.

Unberührt und ungebeugt von den Schwankungen dieser Zeit sehen wir fast nur Goethe dastehen, aber es gelang ihm nur deshalb, die öffentlichen Einflüsse von seinem ruhigen Bildungsgange abzuhalten, weil er ihre historische Allmacht anzuerkennen sich weigerte. Wenn man es ihm einerseits vielfach zum Vorwurf gemacht hat, daß er

in der Revolution und ihren Folgeereignissen die waltende Idee der Geschichte nicht begriffen, sondern nur menschliche Verknüpfungen und Berechnungen darin ersah, so wußte er sich auch andererseits wieder in dieser seiner Gleichgültigkeit und Unerschütterlichkeit nach seiner Art mit Würde zu verhalten. Machte ihn die Geschichte nicht größer als er war, so machte sie ihn auch wieder nicht kleiner, wie es so vielen andern erging. Die zwiespältige Dialektik des Zeitalters, welche die Gegensätze gegen einander herausforderte, ließ ihn unangefochten in seinen innersten Entwickelungen, und er blieb gesund bei den Schwankungen, an welchen alle mehr oder weniger erkrankten. Es ist dies der Egoismus einer großen Natur, die nichts brauchen kann, als was sie in sich selbst verarbeitet und überwunden. In der Gewalt der historischen Ereignisse hätte Goethe ein Höheres über aller Individualität erkennen müssen, aber ihm lag mehr daran, die Unumschränktheit der Individualität aufrecht zu erhalten, in welcher die Höhe seiner künstlerischen Herausbildung lag.

Unter allen Deutschen der damaligen Zeit hatte wohl Georg Forster den Gedanken der Revolution mit dem tiefsten historischen Bewußtsein ergriffen, und wir müssen ihn unter denen, welche daran vergangen sind und eine hohe Begabung in diesem Conflict zerschellen ließen, zuerst anführen. Was das weiche Herz der Dichter, wie Klopstock und Wieland, nach kurzer Schwärmerei von der Revolution wieder zurückgeschreckt hatte, das konnte eine hartgestählte, für das praktische Weltleben geschaffene Natur, wie Georg Forster, nicht irre machen. Auf großen Weltplätzen Europa's, wie London und Petersburg, in seiner Jugend gebildet, dann auf seiner Reise um die Welt die mannigfachsten Betrachtungen und Erfahrungen gewinnend, schon im Jahre 1777 in den bedeutendsten Verbin-

dungen zu Paris anwesend, hatte er Gelegenheit genug gehabt, den höheren Weltsinn in sich auszubilden und das beschränkungslustige deutsche Naturell zur Aufnahme eines geschichtlichen Lebens, im Großen und aus dem Vollen, zu erweitern. Nach Deutschland zurückgekehrt und wie ein anderer solider Mann von Professur und Bibliothekarstelle in Mainz lebend, konnte er doch seinem Schicksal nicht entgehen, das ihn mitten in die Revolution hineintreiben und dort die Tiefe des deutschen Urtheils mit den rollenden Ereignissen selbst in eine unmittelbare Verbindung bringen wollte. Er ward einer der Abgesandten der Mainzer an den Convent in Paris, welcher die Einverleibung dieser leidenschaftlich aufgeregten Stadt an Frankreich betreiben sollte. Bald rissen ihn aber die Wogen der Revolution noch mehr zu persönlichem und thatsächlichem Antheil fort, aber wie sehr er sich auch mitten in die Ereignisse hineinstürzte, so verlor er doch nie die Besinnung und das Bewußtsein über dieselben, und das giebt gerade dem Standpunct Forster's in der Revolution diese merkwürdige Bedeutung. Forster zeigte eben im Wirbel der Ereignisse, denen er anheimgefallen war, das große staatsmännische Genie, das ihm innewohnte und welches ihm, während er mit Feuerkraft an der äußern Bewegung der Dinge sich betheiligte, den kalten Ueberblick, die Ruhe, in sich selbst still zu halten und in das Geschehene das innere Maß des Gedankens hineinzubringen, vergönnte. Wie sehr ist es zu beklagen, daß das Leben eines solchen Mannes, welches auf eine große Ganzheit angelegt war, nur ein Bruchstück bleiben sollte, verloren gehende Trümmer eines Daseins, das im deutschen Naturell die seltenste Vereinigung des politischen Talents mit der philosophischen Innerlichkeit hätte darstellen können. Forster's Schriften und Briefe, welche letzteren seine geschiedene Gattin, die bekannte Therese

Huber, herausgegeben *), enthalten die schärfsten und eindringendsten Bezeichnungen der Verhältnisse, an welchen er lebendig mitwirkte, und in einer Darstellung und Sprache, deren Klarheit, Abrundung und feine Vollendung nicht genugsam anzuerkennen sind. Die weltmännische Freiheit, ein leichtes Sichdehnen uud Sichbewegen, bei allem Maßhalten, zeichnet auch seinen Stil aus. Aber alle diese Vorzüge konnten in Deutschland keine Stätte finden, und für Frankreich waren sie nicht thatmächtig genug, um dort zu zählen, weshalb er denn zu denen geworfen wurde, welche die Revolution spurlos verschlang. Wurde aber Forster lange in Deutschland verkannt und gehöhnt, so ist es um so mehr Pflicht, ihn in seinen Verdiensten und seiner ausgezeichneten Begabung im Gedächtniß zu behalten. Schon durch seine Reise um die Welt unter Cook, von der er eine in vielen Beziehungen wichtige Beschreibung gegeben (London 1777 und Berlin 1784), hatte er zu den Erweiterungen beigetragen, welche das Weltbewußtsein auch in Deutschland durch jene Unternehmungen erhielt. Er war überhaupt eine tüchtige, gesunde, kraftvolle Natur, Vorurtheilen jeder Art überlegen und in allen Dingen auf die Oeffnung und Ausbreitung des deutschen Horizonts bedacht. Voll von praktischer Kraft, durchdringender Einsicht, thatsächlichem Geschick, mußte er dennoch verloren gehen. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erscheint (Leipzig 1844) in 9 Bänden, besorgt von seiner Tochter, und mit einer für den letzten Band verheißenen Charakteristik Forster's, von Gervinus.

Eine deutsche Gestalt inmitten der Stürme der französischen Revolution, ist hier auch der Graf Gustav von

*) J. G. Forster's Briefwechsel, nebst Nachrichten von seinem Leben, 2 Bände, Leipzig 1829.

Schlabrendorf, der einen bedeutenden geistigen Antheil an den Ereignissen hatte, zu erwähnen. Man kann Schlabrendorf ein beobachtendes Genie nennen, denn auf die Betrachtung der Dinge sich scheinbar beschränkend, übte er durch die Macht des Gedankens zugleich die entschiedenste Rückwirkung auf das Geschehende selber aus. Er war der deutsche Einsiedler in Paris, der aber in seiner philosophischen Klause, welche er daselbst aufgeschlagen, die wichtigsten Männer des Tages zu Gespräch und Berathung um sich versammelte. Seine sibyllinischen Aussprüche, die er hier im Stillen that, drangen mitten in das Herz der Ereignisse ein, und wurden draußen, wo Andere sie anwandten und benutzten, oft von der wesentlichsten, thatsächlichen Wirkung. Varnhagen von Ense hat in seiner meisterhaften Skizze, die er von Schlabrendorf gegeben, schon durch den Titel: „Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm," diesen außerordentlichen Charakter und sein Wirken sehr treffend bezeichnet. Für manche historische Verhältnisse und Charaktere jener Zeit hat Schlabrendorf Gedankenbezeichnungen gefunden, die blitzartig die tiefinnersten Zusammenhänge erhellen und als Momente der Geschichtserkenntniß festgehalten werden müssen. So hat er zur innern und äußern Geschichte Napoleons die wichtigsten Beiträge geliefert, namentlich in der berühmten Schrift: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate" (1804), welche der Kapellmeister J. Fr. Reichardt, zum Theil zu mancherlei Verlegenheiten und Beunruhigungen für sich, herausgegeben, die aber wesentlich Schlabrendorf angehört. Aber auch an ihm muß die Wehmuth über Zerstückelung so gewaltiger Lebenskräfte ausbrechen. Auf der Höhe des überlegensten Gedankenstandpuncts, zugleich eine glänzende Herrschaft über die

Sprache behauptend, die innere Ruhe des Einsiedlers, die Unabhängigkeit des Sonderlings mit den kühnsten in den Gang der Ereignisse einschneidenden Combinationen und mit staatsmännischem Takt vereinigend, stellte er doch diejenige Größe, auf welche ihm die Natur das Anrecht gegeben, nur in gebrochenen Lichtstrahlen dar. Der Einfluß seiner genialen Bethätigungsweise reichte weit, und wandte sich auch zur Zeit des beginnnenden deutschen Befreiungskampfes seinem preußischen Vaterlande zu, dem er, obwohl in Paris zurückgehalten, aus der Ferne den bedeutendsten Antheil bewies. Aber es war dies Alles nicht diejenige volle Entfaltung, nicht diejenige Befriedigung im Ganzen und Großen, zu der es eine so mächtige Anlage für sich, wie für die Welt hätte bringen müssen. Es war wieder das Mißgeschick der deutschen Naturen, die beständig mit ihrer Bestimmung zerfallen müssen, wo es sich um eine äußerliche Darlegung derselben im öffentlichen Staatsleben, um ein dem innern Drang zu bereitendes thatsächliches Genüge, handelt. So bleibt uns auch vom Grafen von Schlabrendorf, wie glänzend ausgerüstet er war für ein öffentliches Wirken, doch nur der Eindruck einer verkümmerten und zerbröckelten Gestalt zurück.

Gerade in solchen Zeiten, wo die aufgeregten und gespannten Zustände zu ihrer Lösung bedeutender persönlicher Kräfte bedürfen, ist in Deutschland der Untergang der Begabtesten am häufigsten gewesen. Diese Betrachtung führt uns jetzt zunächst auf Heinrich von Kleist, welchen wir in mancher Beziehung den politischen Werther seiner Zeit nennen möchten. Er besaß hohe und eigenthümliche Dichtergaben und vielleicht mehr ursprüngliches schaffendes Talent, als sämmtliche Romantiker, zu denen er sich theils unabhängig, theils in unwillführlicher Verwandtschaft mit manchen einzelnen Richtungen des romantischen

Geistes, verhielt. Das hauptsächlichste Pathos Kleist's war aber das Vaterland, dessen Erniedrigung seit den Ereignissen von 1806 er so tief in sein Gemüth geschlossen hatte, daß er sich daran verzehren mußte. Seine Vaterlandsliebe war eine um so leidenschaftlichere und heftigere, als diese Braut, die er sich erkoren und an welche er sein ganzes ungestümes Herz hingegeben, eine unglückliche war. Die Zerspaltung seines Gemüths, welche eine Folge dieser Verhältnisse sein mußte, trieb ihn zu verschiedenartigen Auswegen im Leben, wie in der Production, die ihn aber alle wieder auf den einen Punct eines unlösbaren Schmerzes zurückbrachten. Wie Werther, so suchte auch Kleist die unmittelbare lebendige Natur, um persönliche Linderung in der Freiheit des Alls, in dieser von aller menschlichen Qual und Zerworfenheit unberührten Objectivität, zu finden. Kleist trug sich einmal mit dem Gedanken, ganz in den alten patriarchalischen Zustand des Naturlebens zurückzukehren, den Acker zu pflügen, und in dieser friedlichen Umgränzung, durch welche keine Civilisationszerwürfnisse mehr hindurchdringen sollten, mit den Wäldern und Feldern alt und gesund zu werden. Dort hoffte er auch die modernen Völkerverhältnisse und die Schmach seiner Nation, die formlos und rechtlos geworden war, zu vergessen. Anstalten zur Ausführung dieses Plans waren gemacht, aber es blieb dabei, denn solche Schmerzen, wie Kleist sie in sich trug, würden sich auch in der Hingebung an den Naturfrieden nicht haben beschwichtigen lassen. Merkwürdig ist aber dieser Zug zur Natur, welchen wir früher bei französischen Geistern aus den Zerfallenheiten der Revolution entstehen sahen, und der auch in Kleist bei dem politischen Zusammensturz seines Vaterlandes rege wurde. Seine dichterischen Productionen, wie mächtig und thatkräftig auch Vieles darin ist, waren auch größtentheils

mehr Beschwichtigungen seiner innern großen Mißstimmung, als daß er sich voll und frei darin ausgeströmt und diejenige Befreiung seiner selbst darin gefunden hätte, welche der Segen einer künstlerischen Schöpfung zu sein pflegt. Wenn man an das innerlich tiefbewegte, subjective Leben Kleist's denkt, wie es uns Tieck in den Nachrichten vor des Dichters gesammelten Werken (Berlin 1821, 2 Bände) erzählt hat, so ist es zum Erschrecken, welche Kälte, welche starre Plastik sich in seinen Dichtungen selbst zeigt, wie alle Linderung des eigenen Innern durch subjectiven Erguß zurückgedrängt ist und der Dichter sich fast gewaltsam an die Bilder und Formen der Welt hingiebt, um in seinem Product sich selbst zu vergessen.

Ein außerordentlicher Reichthum an Erfindung in Stoff und Anlage belebt seine Erzählungen (Berlin 1810, 2 Bände); aber das, was an ihnen als objective Ruhe erscheint, ist nicht die behagliche göttliche Ruhe des Künstlers, der in Harmonie mit sich und dem Leben, und aus einer gesicherten Subjectivität heraus producirt. Diese Ruhe, welche in den Novellen zu dem düstern und unheimlichen Colorit derselben Vieles beiträgt, erscheint an dem Dichter wie ein gleichgültiges Aufgeben seiner selbst, er versenkt sich rastlos in die Bilder einer ihm äußerlichen Welt, unter deren bunter Hülle er den eigenen Schmerz innerlich verbluten läßt. Daher in Kleist's Novellen die Ueberdrängtheit des Stoffs, das unruhige und unermüdliche Herbeiziehen immer neuer Gestalten und Verhältnisse, die mit kaltem Fleiß, mit einer arbeitsamen Plastik durchgebildet und hingestellt erscheinen. Hier verräth sich schon im Dichten der Lebensüberdruß, welcher nachher den Dichter selbst überwältigte. Es ist dies ein verschlossenes Brüten über den Formen des Lebens, wo der Geist sich hinter die Form versteckt hat, um vor sich selber Ruhe zu haben.

Dabei kommt es doch zu so großartigen Gemälden, wie Michael Kohlhaas ohne Zweifel eines ist, wo freilich der Stoff selbst mit dieser zurückhaltenden, düster umschlossenen, und nur hier und da unheimlich aufflackernden Behandlung übereinstimmt.

Daß Kleist in seinen Productionen es nicht über sich gewinnen mochte, sein eigenstes subjectives Gefühl aus dieser dunklen Verschlossenheit zu entlassen, sieht man auch in seiner Lyrik, die freilich nur in wenigen Bruchstücken besteht, welche man hinter der Tieck'schen Ausgabe von Kleist's Schriften gesammelt findet. Aber diese Gedichte spiegeln gerade in ihrer Einsylbigkeit, mit der sie die Empfindungen mehr verhalten, als ausdrücken, den innern Zustand des Dichters am grellsten ab.

In seinen Dramen nahm Heinrich von Kleist die gewaltigsten Anläufe zu Gestaltung und Charakteristik, und zu dieser Kunstform scheint ihn auch seine eigenste Begabung am meisten getrieben zu haben. Die „Familie Schroffenstein" (1803) hat zu viele äußerliche Herbheiten, um gewinnen zu können. Seine „Penthesilea" (1808) ist reich an barocken Widersprüchen und absichtlich gemischten Contrasten, denen sich aber der Dichter mit sichtbarer Lust an dem Fremdartigen und Ungewöhnlichen, das er zu zeichnen unternahm, hingegeben. Eine harmonische, im Gedanken und in der Ausführung übereinstimmende Darstellung gelang ihm im „Käthchen von Heilbronn" (1810), in welchem er alle süße Innigkeit und Zartheit, welche seiner Dichterseele auf ihrem verborgensten Grunde innewohnen mochte, ausgehaucht hat. Dies Stück ist eins der besten deutschen Dramen, welche unsere Literatur aufzuweisen hat, indem es die Anforderungen ächter dramatischer Poesie mit den Theaterbedürfnissen in Eins zu gestalten vermocht hat. Der Anlage nach steht der „Prinz von

Homburg" vielleicht bedeutender da, denn hier tritt uns ein höherer dramatischer Stil und eine großartigere Haltung der Charakteristik entgegen, aber in der Ausführung haben sich dem Dichter unversehens fremdartige Elemente hineingeschoben, welche die Einheit stören. In dem Somnambulen und Visionairen, das im Käthchen von Heilbronn weniger den Eindruck beeinträchtigt, im Prinzen von Homburg aber den Stil der Darstellung verdirbt, hat Kleist seinen Tribut auch an die Verirrungen der Romantik abgetragen. Doch zeigen beide Stücke auch den gesunden romantischen Geist ächt deutscher Dichtung auf, welchen productiv und wahrhaft plastisch zu gestalten, in dieser Zeit der Literatur kein Anderer so sehr wie Heinrich von Kleist berufen war. Er wäre überhaupt, unter weniger hindernden Verhältnissen, und wenn ihn die Erhebung des deutschen Vaterlandes dazu begeistert hätte, der wahrhaft nationale Theaterdichter Deutschlands geworden, denn der vaterländische Stoff galt ihm als das Höchste der Dichtung, und in seinem Sinn, ihn zu behandeln, lag vorherrschend die Richtung auf das Freie, Thatkräftige, das nationale Bewußtsein Erweckende. So aber, wie die deutschen Dinge damals standen, konnte er nur aus seinem Schmerz, seinem Zorn und seinem Spott eine nationale deutsche Dichtung zusammenweben, wie wir sie denn in seiner „Hermannsschlacht" in der That von ihm erhalten haben. In diesem merkwürdigen Drama hat sich Heinrich von Kleist gewissermaßen sein politisches Testament geschrieben, denn hier hat er die historische, moralische und rechtliche Verfinsterung seiner eigenen Zeit gemalt und in großen Zügen denjenigen Verfall angedeutet, aus welchem er sich selbst ein Recht herleiten mußte, zu verzweifeln und zu sterben. Die Hermannsschlacht ist ein politisches Strafgedicht von der erhabensten Bedeutung, indeß die Genugthuung,

welche sich der Dichter darin gegeben, konnte ihn nicht mit der Wirklichkeit versöhnen. Der im Jahr 1809 ausbrechende Krieg zwischen Frankreich und Oestreich, der im letzteren Lande sich offenbarende Aufschwung des Volkes, erfüllten ihn einen Augenblick lang mit neuen Lebenshoffnungen, welche sich eben durch den Wiener Frieden im selben Jahre wieder zerstört sehen mußten. Das Jahr 1811, dieser Zustand der vollkommenen Trostlosigkeit und Abspannung, ließ auch Kleist von seiner eigenen Hand fallen, indem er einem Todesverlangen Gehör gab, das sonst schwerlich die Kraft gehabt hätte ihn niederzuwerfen. Die Natur hatte ihn von Haus aus sehr gesund und keineswegs einseitig begabt. Dies zeigt sich darin, daß sie ihm zugleich mit dem hohen tragischen Pathos seiner Seele auch Humor und Ironie verliehen, wie er denn diese Eigenschaften gerade och in einem seiner letzten Stücke, dem Lustspiel „der zerbrochene Krug“ (1811), fast überschwänglich dargethan.

Heinrich von Kleist's Tod war doch mehr ein körperliches Erliegen, welches zugleich ein Befreien seines sich selbst treu gebliebenen Geistes gewesen, und manche seiner Zeitgenossen, welche mit ihrem Geist und ihrer Gesinnung dieser Periode erlagen, hätten ihn darum zu beneiden gehabt. Wir wollen unter den Sinnesänderungen und Geistesschwankungen, welche aus dieser Zeit hervorgingen, zuerst den Uebertritt Friedrich Schlegel's zum Katholizismus anführen, der schon im Jahre 1805 thatsächlich erfolgte, und allmählig durch seine Rückwirkung auf die neuen literarischen Bestrebungen, indem die Romantik sich jetzt mit der Reaction vermählen mußte, bedeutend genug sich entwickelte. Hauptsächlich durch Friedrich Schlegel begann nun diejenige katholisch-literarische Geistesrichtung sich auszubreiten, die auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, wie im Leben selber, nur Verwirrung und Verkümmerung

anzurichten vermocht hat. Fragen wir aber, wie Friedrich Schlegel, dieser ursprünglich mit Geistesstärke und großem historischen Sinn ausgerüstete Mann, solche Umwandelungen erleiden konnte, so müssen wir eine Rathlosigkeit seines Geistes und seiner Thatkraft annehmen, die ihn mitten in seiner Laufbahn, nachdem die Richtungen der Lucinde ausgelebt und die Vermischung der Antike mit der Romantik im Alarkos mißglückt war, beschlich. Auf dieser unsichern Lebensstufe finden wir ihn während seines Aufenthalts in Paris, wohin er sich im Jahre 1803 mit seiner nachmaligen Gattin Dorothea, gebornen Mendelssohn, einer geistreichen Jüdin, die ihm aus Berlin gefolgt war, begeben. Er brachte die Jahre 1803 und 1804 in einem sichtlichen Umhersuchen nach neuen Richtungen und Beschäftigungen in der französischen Hauptstadt zu, deren großes historisches Weltgetriebe ihn jedoch mehr auf sich selbst und sein Innerstes zurückdrängte, als daß es ihn durch eine gesunde Ableitung auf die äußern Thatsachen der Geschichte von diesem Insichkränkeln befreit hätte. Wir sehen hier wieder einen bedeutenden Deutschen in Paris, der aber seiner schweren deutschen Natur gar nichts vergeben mochte und konnte, und deshalb weit entfernt davon blieb, dort eine Stellung wie Schlabrendorf, oder einen Antheil an den Ereignissen wie Georg Forster, zu nehmen. Zu einer Hingebung an einen Charakter wie Napoleon konnte er sich innerlich nicht überwinden, und äußerlich war er nicht angesehen und berühmt genug, um, wie so manche andere ausländische Notabilität, in dem Glanzkreise des großen Gewalthabers eine Stelle zu finden. Kotzebue tanzte dem Romantiker auch in dieser Beziehung mit Meistersprüngen vor der Nase herum. Zu einer geistigen Opposition aber gegen Napoleon, wie sie Schlabrendorf unterhielt, fehlte ihm der frische Geistesmuth und der practische

Lebenssinn gleicherweise. So verfiel er in dieser Periode den Apostasieen, welche zu dieser Zeit, wo die nationalen Bewegungen in den deutschen Geistern keine glückliche Form hatten finden können, ihren Anfang nahm, und die uns den eigentlichen Sündenfall in Literatur und Wissenschaft darstellt. Diese Apostasie hatte in ihrer äußeren Richtung zwei Hauptstraßen einzuschlagen, welche gewissermaßen ihre geographische Bewegung in jener Zeit darstellen. Die eine Straße führte nach Wien, die andere nach Rom. Bedeutende Unterwegsstationen waren Berlin und Paris. Diese Marschroute der Apostasie trat Friedrich Schlegel von Paris aus an, wo ihn der historische Geist der neuen Zeit, mit dem er sich nicht verständigen konnte, in sich selbst zurückwarf, und er in der hier entstandenen Rathlosigkeit seines Geistes und seiner Thatkraft nach neuen Auswegen umhergriff. Für Friedrich Schlegel ging die Bewegungslinie von Paris aus nur nach Wien, und dies mußte dann zugleich eine retrograde Bewegung sein. Den deutschen Schriftstellern jener Zeit sind die vier großen Hauptstädte, Paris, Wien, Berlin und Rom von der wesentlichsten Bedeutung, und wir sehen alle bedeutendern Geister mehr oder weniger nach diesen Richtungen hin angezogen.

Unmittelbar nach Zersprengung des literarischen und philosophischen Kreises in Jena hatte schon Berlin begonnen, der Mittelpunct der Literatur zu werden. Schon Fichte, nachdem er wegen der ihm erhobenen Anschuldigung des Atheismus Jena verlassen, hatte seinen Weg zuerst nach Berlin genommen und war dort sogar von oben her begünstigt worden. Berlin, diese wundersame Stadt, in welcher sich von jeher die Gegensätze angezogen und herausgefordert haben, hatte auch mehrere der Romantiker selbst zur Welt gebracht, die denn auch, der rationalistischen Auf-

klärerei zum Trotz, gegen welche sie zu kämpfen berufen waren, hier eine Zeitlang ihr Hauptquartier aufschlugen. Tieck war in Berlin geboren, ebenso seine Freunde und Genossen Wackenroder, Bernhardi, Wilhelm von Schütz, auch Adam Müller, von dem wir später zu sprechen haben. August Wilhelm Schlegel hielt 1802 literarische und kunstgeschichtliche Vorlesungen in Berlin. Er und Friedrich Schlegel verbrachten hier abwechselnd manche Zeit und verstärkten den hier sich zusammen findenden Kreis ihrer Prinzipgenossen. Zacharias Werner, der dem Bunde der Romantiker schon aus der Ferne zugestrebt hatte und mit der neuen poetischen Richtung die Tendenzen der Freimaurerei und einer Art von religiöser Geheimlehre zu verbinden trachtete, ward in Berlin zu einem Amt berufen. Bezeichnete Berlin damals den Concentrationsversuch eines neuen Geisteslebens, das sich in Jena nur erst in seinen einzelnen Richtungen angedeutet und in diesen daselbst wieder rasch zerstoben war, so erschien dagegen Paris als die historische Stadt der neuen Zeit, welche diejenigen deutschen Geister, in denen der weltgeschichtliche Sinn aufgegangen war, mächtig zu sich hinüberlockte. In dem Hinstreben nach Wien aber verrieth sich schon die Reaction, welche des neuen Geistes- und Geschichtslebens wieder mächtig zu werden und es in einem andern Gedankenkreise einzufangen suchte. Dies Hinstreben war ein Zurückstreben aus der Fortentwickelungslinie der neuen Geschichte in den mittelalterlichen Geistesfrieden, der die vor der Zeit matt gewordenen Gemüther beschirmend umfangen sollte. So sehen wir Friedrich Schlegel in Paris auf dem Wege nach Wien, wo auch Adam Müller, Friedrich Gentz, Zacharias Werner richtig anlangten. Rom und Wien waren dasselbe Mekka für diesen künstlichen Geistesfrieden, sie waren gewissermaßen wie Abrahams Schooß, in

welchen sich diese Ueberläufer aus der Bewegung der Weltgeschichte zurücktretteten. In dieser Weise ging in Erfüllung, was Friedrich Schlegel vom Geschichtsschreiber gesagt hatte, daß er ein rückwärts gekehrter Prophet sei. Es ist aber immer ein lächerliches Unglück, à tout prix in Abrahams Schooß zu gelangen, und dies lächerliche Unglück ist den Apostasieen aller Zeiten eigen. In jener Zeit, welche zwischen die französische Revolution und den Wiener Congreß fällt, war jedoch die Apostasie ein gesuchterer Artikel, als dies heutzutage noch der Fall ist, ein Beweis von der fortschreitenden, Alles durchleuchtenden Oeffentlichkeit und Ehrlichkeit unserer Lebensformen. Die Regierungen, wenn sie ihren Vortheil verstehen, können heutzutage keine Apostaten mehr brauchen, denn diese geschickten Geisteskniffe, zu welchen Apostaten und Convertiten immer besonders tauglich gewesen, helfen, wie die Dinge jetzt stehen, den Machthabern und Völkern nichts mehr. Das Werk der geschichtlichen Entwickelung ist bei uns einfacher, natürlicher, und darum heiliger und geistesgetreuer geworden. Die Apostasie, als diese Untreue gegen den Geist, ist namentlich in Deutschland immer nahrungsloser geworden, und kann nur noch in sehr untergeordneten Beziehungen umherspuken. Eine Art von Apostasie ist freilich in unserer Zeit am mächtigsten geworden, dies ist die göttliche Apostasie der geschichtlichen Entwickelung selbst, die unaufhörlich sich selbst berichtigen und umgestalten muß. Die lebendige Fortentwickelung der eigenen Natur, diese Tapferkeit des Geistes, die auch sich selbst überwinden kann, muß heutzutage über alle abgeschlossenen Systeme hinausdringen, ihr gehört die freie und unendliche Zukunft, in die sich hineinbildend sie ein System nach dem andern hinter sich abwerfen muß. Der ist gewiß kein ehrlicher Mann, der seine Meinung und Entwickelungsstufe um zeitlicher und endlicher Vortheile willen preis-

giebt, aber nur der ist der wahre ehrliche Mann, der sich lebendig fortentwickelt, werde auch äußerlich daraus was da wolle!

Der Uebertritt Friedrich Schlegel's zum Katholizismus muß uns etwas ausführlicher beschäftigen, da wir daran gewissermaßen ein Musterbild dieser neu eintretenden, reactionnairen Geistesbewegungen vor uns haben. Zweierlei war es, mit dem sich Schlegel in Paris in seinen Gedanken und Studien vorzugsweise beschäftigte, einmal die Kunst und namentlich die mittelalterliche Architektur, und dann die Sprache und Literatur der Indier. Das Studium des Sanskrit erschloß ihm eine neue Welt von Vorstellungen, die nicht an ihrem Stoff haften blieben, sondern auf eine merkwürdige Art sich seiner Subjectivität bemeisterten. Die indischen Büßer, mit ihren Marterstellungen und beispiellosen Qualen, bemächtigten sich seiner Phantasie und bald auch seines Geistes, der das höchste Ideal eines wahren und durchdrungenen Gottesbewußtseins darin finden wollte. Schlegel erhielt hier ohne Zweifel den ersten Anstoß zu einer ascetischen Richtung, die in der indischen Welt mit einer so colossalen Poesie auftritt, und Alles, was das Christenthum darin erzeugt hat, weit an Erstaunlichkeiten aller Art überbietet. Diese indische Mystik, die sich nun mit christlichen Ideen zu erfüllen hatte, wo sollte sie aber in der bestehenden Wirklichkeit eine Form, und durch diese eine Verbindung mit dem Leben finden? Wo anders, als in dem großen System der katholischen Kirche, welches, indem es den Geist sicher umschließt, daß er nicht mehr durch gefährliche Selbstbewegung aus seinem Frieden gerüttelt werden kann, zugleich der Phantasie einen so freien und genußvollen Spielraum übrig läßt! Die Kirche und der Papst drangen sich dem Bewußtsein Schlegel's allmählig als diejenigen Formen auf, in denen die ganze

Weltlichkeit ihre geistige Concentration und ihr wahres Aufgehen in dem Gedanken Gottes gefunden. Persönliche Anregungen durch rheinische Freunde traten hinzu, um die große und weltumfassende Idee, welche in Schlegel von der katholischen Kirche und dem Papstthum plötzlich fertig geworden, zu einer äußern That zu treiben. Er verließ Paris, um in Cöln, Angesichts eines der größten und poesiereichsten Bauwerke, in welchem sich die alte Idee der Kirche verherrlicht, seinen Uebertritt zum Katholizismus öffentlich zu begehen. Der Gedanke, auf diesem neuen Wege einen Wirkungskreis zu finden, welchen er früher nirgend hatte erlangen können, lag dabei ohne Zweifel entschieden in ihm ausgesprochen. Doch ward Schlegel erst mehrere Jahre später, 1809, in Wien angestellt und seitdem, durch das Vertrauen des Fürsten Metternich, in mehrfachen Dienstangelegenheiten verwendet. Sein Charakter als Schriftsteller mußte demgemäß auch bald die wesentlichsten Veränderungen aufzeigen. Seine Ansicht der Geschichte und der Philosophie wurde davon zunächst und am schärfsten betroffen, in seiner Behandlung der Literatur aber verrieth sich nur theilweise der nachtheilige und zu falschen Beleuchtungen nöthigende Einfluß. Die erste Ausgabe seiner Vorlesungen über die „Geschichte der alten und neuen Literatur" (1815), stellte noch fast durchgängig eine reine und unverfälschte Betrachtung der literarischen Entwickelung dar. Dasselbe ließ sich nicht mehr von den Zusätzen und Umänderungen sagen, welche diese Literaturgeschichte bei ihrem neuen Erscheinen in seinen gesammelten Schriften (1822) erfuhr. So war auch die lehrreiche Schrift Schlegel's: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" (1808), eigentlich in einem durchaus gesunden und geistig verarbeitenden Sinne abgefaßt, und sie verräth nur hier und da die Aufregung einer schwankenden Denkweise, welche sich,

in einem bitteren Trotz gegen die construirende Vernunft, an eine übernatürliche Offenbarung anklammert, deren Quelle in den Ueberlieferungen der heiligen Schriften als ausschließlich festgestellt wird.

Als den allgemeinen Grundgedanken dieser neuen Schlegel'schen Bestrebungen aber können wir überhaupt den bezeichnen, eine vorzugsweis katholische Literatur zu begründen, in welcher Philosophie, Geschichte und Poesie aus den Quellen der biblischen und christlichen Tradition hergeleitet und auf diese zurückgeführt werden sollten. Dieser Grundgedanke aber war ein falscher und unhaltbarer, da sich eine ausschließlich katholische Literatur in diesem Sinne weder eigens begründen noch als jemals dagewesen behaupten ließ. Verderblich wurde diese Richtung, indem sie gegen den Ausgang aller modernen Bildung und Wissenschaft, gegen die Reformation, sich kehren mußte, um sich in ihren Consequenzen zu verbreiten. Die legitimistische Construction der Weltgeschichte, zu welcher es Friedrich Schlegel mit allem Anschein von philosophischem Tiefsinn zu bringen suchte, ermangelte doch jeder philosophischen und systematischen Begründung, und man blieb dabei über die wesentlichen Prinzipien selbst, welche die Geschichte bewegen sollen, im Unklaren. Seine beiden Hauptwerke, in welchen sich dies sein neues Verhalten zu Geschichte und Philosophie in einer Art von wissenschaftlichem Zusammenhang dargelegt hat, sind die „Philosophie des Lebens" (Wien, 1827) und die „Philosophie der Geschichte" (Wien, 1828). Obwohl diese der spätesten und letzten Zeit seines Lebens angehören, so müssen wir sie doch hier in den Faden unserer Betrachtung aufnehmen. Bei der Ueberlegenheit und Sicherheit, mit welcher sich diese Vorstellungen geben, bezeichnen sich doch zugleich diejenige Ernüchterung des Geistes, welche als der Niederschlag solcher Be-

wegungen, wie sie Schlegel durchlebt, zurück zu bleiben pflegt. Nur selten ereignet sich noch in ihm der poetische Aufschwung, welcher ihn sonst getragen, und die Glanzlichter seiner Phantasie sind fast alle verblichen. Seine Philosophie der Geschichte ist nach seiner eigenen Bestimmung Religion der Geschichte, in welcher die Thatsachen doch nur zu den Traditionen der christlichen Kirche sich in ein künstliches Licht rücken lassen müssen und von diesen überhaupt den Maßstab ihrer Gültigkeit oder Statthaftigkeit empfangen. Die Geschichte ist, nach Friedrich von Schlegel, nicht Das geworden, was sie hätte sein können, da sie nicht in Gott verblieben, aus dessen Hand eben der Mensch durch die Geschichte gefallen, welche somit keineswegs die Entwickelung des göttlichen Willens, sondern vielmehr die Entartung des natürlichen Willens der Menschheit darstellt. Wie aber Schlegel in seiner Geschichtsphilosophie die in ihrem eigenen Gesetz frei sich bewegende Geschichte gewissermaßen als etwas Nichtiges und als ein Unglück darstellte, so suchte er auch in seiner Philosophie des Lebens den sich selbst bewegenden philosophischen Geist, der nach einer absoluten Erkenntniß trachtet, zu vernichten. Diese Vorlesungen über die Philosophie des Lebens, welche mit den oft angewandten Worten des Prinzen Hamlet beginnen: „es giebt viele Dinge im Himmel und auf Erden, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt," enthalten die erste zusammenhängende Polemik gegen die absolute Begriffsphilosophie der Zeit, doch von einem Standpunct aus, der hier nicht siegreich werden konnte. Die Philosophie des Lebens soll dann, zum Unterschied von der Philosophie der Schule, eine solche sein, welche „das innere geistige Leben und zwar in seiner ganzen Fülle" zum Gegenstand habe, indeß wollte sich diese vage Bestimmung doch nicht mit Erfolg in Kraft setzen lassen. Das dialek-

tische Begriffssystem Hegel's muß denn hier schon den Vorwurf des Atheismus hören oder es wird vielmehr als „die höchste und gewiß auch die letzte Stufe des wissenschaftlichen Atheismus" preisgegeben. Das Wesen des Menschen selbst wird in dieser Philosophie des Lebens als ein dreifaches festgesetzt, insofern er aus Geist, Seele und Leib besteht, und dieses dreifache Prinzip wird dann die „einfache Grundlage der gesammten Philosophie," und die Philosophie, welche auf diesem Prinzip beruht, ist dann eben die „Philosophie des Lebens." Die weiteren Bestimmungen dieser Philosophie, welche sich selbst, dem Materialismus und Idealismus gegenüber, als Spiritualismus getauft hatte, können wir hier nicht angeben, doch darf ihre moralische Seite nicht unerwähnt bleiben, die auf eine merkwürdige Art daran hervorgetreten ist. In der Philosophie des Lebens gelangt die Ehe zu ihrer höchsten Verherrlichung und wird in ihrer Heiligkeit als die vollendetste Form des sittlichen Lebens erkannt. Die sinnliche Weltanschauung in der Lucinde ist nunmehr der sittlichen Weltordnung gewichen, und so hat sich das Gleichgewicht, das in der früheren Poesie des Genusses in der Harmonie der Geistigkeit und Leiblichkeit, jedoch vergebens erstrebt wurde, zuguterletzt in der Philosophie des Lebens auf einer ganz gewöhnlichen moralischen Basis wieder hergestellt. —

Freier erhielt sich sein Bruder August Wilhelm Schlegel in seinen Richtungen, und er ist fast der Einzige aus jenem romantischen Kreise, welchen wir fern von jeder katholischen und reactionnairen Propaganda erblicken, obwohl auch er den Vorwurf, daß er Katholik geworden und einem mysticistischen Geheimbunde sich zugewandt, nicht entgangen ist. Namentlich hat ihn Johann Heinrich Voß in seiner Anti-Symbolik dessen beschuldigt, wo er in seiner Weise von dem „Nachtsonnenthum" spricht, als dessen

„sündhafte Mitbündner“ er vor Allen die Brüder Schlegel namhaft macht. August Wilhelm Schlegel hat sich eigentlich erst im Jahre 1828 gegen diesen Vorwurf vertheidigt, wo er in einem kleinen Büchlein seine „Berichtigung einiger Mißdeutungen“ (Berlin) in dieser Angelegenheit herausgegeben, zunächst durch einen Artikel des Baron Eckstein in Paris, in dessen Zeitschrift Le Catholique, dazu veranlaßt. Eckstein hatte darin von den „bedeutenden protestantischen Intelligenzen“ in Deutschland gesprochen, welche zum Katholizismus übergetreten waren, und darunter Stolberg, Friedrich Schlegel, Werner, Adam Müller, Schelling, Tieck, Schlosser namhaft gemacht, von A. W. Schlegel aber behauptet, daß er de moitié catholique sei. August Wilhelm hebt in jener Rechtfertigungsschrift, welche in einem durchweg liberalen und protestantischen Geiste geschrieben ist, seine und seines Bruders rege nationale Wirksamkeit zur Zeit der Erniedrigung des deutschen Vaterlandes mit Recht hervor. Denn auch Friedrich Schlegel, als er schon Katholik geworden und in österreichische Dienste getreten war, erwarb sich, namentlich im Jahre 1809, die entschiedensten Verdienste um die Erhebung des deutschen Nationalgeistes, worauf auch beide Brüder selbst in ihren Verherrlichungen des deutschen Mittelalters, mit Bewußtsein hinzielten. Die Brüder Schlegel gehörten in dieser Zeit des Falles Deutschlands ohne Zweifel zu denjenigen Männern, welche eine deutsche nationale Freisinnigkeit der französischen Eroberungspolitik gegenüber zu erwecken trachteten. Wenn aber August Wilhelm Schlegel dabei in der That rein und frei von aller Verwirrung blieb, welche andere Geister in den Consequenzen ihres anfänglich treu gemeinten Beginnens gefangen nahm, so hatte er diesen Umstand auch seinem einfacheren, mit der Innerlichkeit der Richtungen we-

niger verwachsenen, überall auf unbefangene Wissenschaftlichkeit sich anweisenden Naturell zu danken. —

Von Ludwig Tieck's Uebertritt zur katholischen Kirche ist niemals etwas Bestimmtes bekannt geworden, doch scheint die Thatsache selber festzustehen. Nach den Ereignissen von 1806 entzieht sich überhaupt Tieck mehr und mehr der öffentlichen Aufmerksamkeit, bis er auf längere Zeit in der Literatur wie verschwunden ist. Ein irgendwie lebendiger Antheil an den nationalen Bewegungen Deutschlands läßt sich von ihm nicht nachweisen. In seiner dichterischen Natur fing sich der Uebergang zu einer neuen Epoche zu bilden an, welche sich später in den Novellen als eine eigenthümliche Stufe seines Hervorbringungstalents entschied. Doch fällt in jene Zeit des Uebergangs und der Zwischenpause noch eine seiner anmuthigsten und formvollendetsten Productionen, nämlich der Fortunat, in welchem die meisterhaft gehaltene strenge dramatische Form, wie sie sonst diesem Dichter kaum gelungen ist, mit der mährchenhaften epischen Breite des Stoffes und der bunten Leichtfertigkeit der Phantasie sonderbar contrastirt. Es war die abenteuerreiche Welt des Zufalls, in welche sich Tieck spielerisch während einer Zeit versenken konnte, wo es sich um Weltgeschicke und Völker-Existenzen im höchsten Sinne handelte. Tieck fiel durch diese Absonderung, in welche er sich zu den öffentlichen Verhältnissen stellte, freilich nicht jenen Zerrissenheiten und Ausschweifungen anheim, durch die sich Andere gerade in diesem Zeitraum verflüchtigten und zerstörten, sondern er rettete sich, allerdings nur durch ein egoistisches Verhalten, den productiven Kern seiner Dichternatur.

Diesen verpuffte im eigentlichsten Sinne des Wortes Zacharias Werner unter diesen zerreibenden Einflüssen der damaligen Weltlage. Er war von Haus aus ein gewaltig begabter Mensch, der aber durch seinen Lebensgang

zeigte, wie die höchste Kraft in der tiefsten Schwäche endigen müsse. Das verzehrende Feuer, das ihn trieb, ließ sich bald wie ein erhabenes Sternenfeuer an, bald glich es dem tanzenden Irrwisch, der sich doch zuletzt im Sumpfe verlieren mußte. Zacharias Werner war ein Romantiker mit Leib und Seele, ein verzückter Thyrsusschwinger der Romantik, deren begeisterungsvollsten Schwung er ebenso sehr wie ihre größte Verwilderung in sich darstellte. Zum Bündniß mit der neuen Schule trieb ihn die innere Verwandtschaft und die hochgespannte Erwartung, welche er von einer Wirkung der Poesie auf die allgemeinen Zeitverhältnisse in sich trug. Er hatte sich eine Theodicee der Poesie zurecht geträumt, in welcher die ganze Wirklichkeit gewissermaßen wie in lodernden Opferflammen aufgehen sollte. Darum strebte er dem geheimnißreichen Element der Dichtung zu, und er hätte gern einen poetischen Geheimdienst gegründet, in welchem im Sinne der alten griechischen Mysterien ein religiöser Cultus dem Innerlichsten aller Lebensbeziehungen eingesetzt würde. Anknüpfungen dazu glaubte er in der romantischen Schule und ihren Bestrebungen schon vorzufinden, obwohl er sich sehr bald, nach seiner ersten Begegnung mit den Romantikern in Berlin, getäuscht fand und ihnen die eigentliche Weihe zu seinem Plan absprechen mußte. Die Freimaurerei, welche er in einer idealischen Bedeutung erfaßt hatte, gab seinem Gedanken eines umfassenden poetisch-religiösen Cultus der Menschheit eine eigenthümliche Nahrung und Form. In jener Zeit seines Beginnens war Werner noch von hoher und reiner Kraft erfüllt, an welche sich noch nichts von dem Schmutz seines spätern Lebens angesetzt hatte. Auf diesem seinem Gipfel erblickt man ihn in den „Söhnen des Thals" (1800), einem romantischen Drama halb im Schiller'schen Stil, halb im Schwung und Ungestüm der Tieck'schen Genoveva,

höchst bemerkenswerth aber durch die innerliche Anlage, in welcher der Dichter jenes sein großes Project, welches wir angedeutet, in symbolischer Gestaltung und klar genug zu organisiren gesucht. Die Söhne des Thals führen zum Theil dieselbe Polemik gegen die rationalistische und kritizistische Entnüchterung des Jahrhunderts, wie sie Tieck und die Schlegel geführt, aber nicht bloß im allgemeinen Interesse der Poesie, sondern in der bestimmten Absicht, durch einen geschlossenen Bund eine Idealform des Lebens mitten in der Wirklichkeit zu construiren. Diese Idealform mußte aus der Durchdringung maurerischer, romantischer und katholischer Elemente sich erzeugen, und war doch am Ende nur der Katholizismus selbst, der freilich hier noch unabhängig von der kirchlichen Tradition, vielmehr in einer ganz freien, der religiösen Idee gemäß neu herzustellenden Gestalt, angestrebt wurde.

Dies Stück erregte zuerst die große Erwartung und Gunst, mit welcher man eine Zeitlang die dramatische Poesie Werner's in Deutschland betrachtete. Aber wie bald fiel er selbst von dieser Höhe ab, und ließ sich in die peinlichste Unnatur und Verschrobenheit versinken, die nicht mehr in der Verworrenheit eines irre gegangenen Gedankens, sondern in einem wüsten Lebensrausch selber ihren Grund hatten. In Zacharias Werner blieb das Genußprinzip der romantischen Schule nicht bei der Theorie stehen, sondern wurde auf allen möglichen Märkten des Lebens practisch und verschmähte keine Gelegenheit, um sich auszustürmen und abzunutzen. Die Rückwirkungen einer fanatischen Liederlichkeit, welcher sich Werner ergeben, auf seine poetischen Productionen zeigten sich sowohl in deren Form wie in ihrem Inhalt auf eine gleich abschreckende Weise. Das buntscheckige Gemisch in der Form seiner Dramen, dies ruhelose Sichüberstürzen mit musikalischen und

melodramatischen Effecten, die Alles wie in glänzende und abenteuerlich geformte Nebel einhüllen, alle diese halb komischen halb bizarren Transfigurationen der phantasieverdorbensten Mystik, entspringen nur aus der innerlichen Zerstörung des Gemüths, welche sich Werner aus dem gewissenlosen Verbrauch des Lebens selbst geholt hatte. Die beste unter diesen Productionen ist noch das „Kreuz an der Ostsee," zu welcher E. T. A. Hoffmann Musik geschrieben. Die übrigen, „Weihe der Kraft," „Attila," „Wenda," „Kunegunde," „die Mutter der Makkabäer," überbieten sich in gesteigerter Verworrenheit, und zeigen, oft bei hohen einzelnen Schönheiten, eine wahrhaft unsinnige Durcheinandermischung von allen möglichen Tonarten, Farben und Formen. Nur ein dermaßen in sich zerbrochenes Gemüth konnte den kernhaftesten Mann deutscher Nation, Luther, in einer solchen nichtsnutzigen und nebelhaften Verschwommenheit hinzeichnen, wie es Werner in der „Weihe der Kraft" gethan. Werner wurde im Jahre 1811 katholisch, und zwar in Rom, nachdem er früher fast in aller Herren Länder sich umhergetrieben und Anknüpfungen gesucht, besonders aber in Paris den materiellen Genuß des irdischen Daseins erschöpft hatte. Im Jahre 1814 erschien er in Wien, wenn nicht als Prediger in der Wüste, doch als Prediger in der Zeit des Wiener Congresses, und suchte zu lehren und zu bekehren, Kraft der höchsten Inspiration, die er auf übernatürlichem Wege empfangen zu haben glaubte. Dies war aber jetzt nicht mehr der Katholizismus, zu welchem er früher die Romantik hatte veredeln wollen und der in den Söhnen des Thals eine ideale Gestalt anzunehmen gestrebt. Der Katholizismus, in dem Zacharias Werner endigte und in welchem er sich dem eigensten Sinne des Wortes gemäß zu Tode predigte, indem er an den Folgen seines fanatischen Kanzeleifers starb, dieser hatte

seine Taufe mit aller Gültigkeit in Rom empfangen und gefiel sich bis zur Verzückung in diesem ihm aufgedrückten Stempel der alten Kirche. Wie aber eine solche Geistesrichtung das ganze Leben bis in seine innersten Gründe hinein der Unfreiheit überliefern mußte, davon hat Zacharias Werner das schlagendste Beispiel durch seinen „Vierundzwanzigsten Februar“ gegeben, in welchem ein blindes Schicksalselement, das noch dazu auf die schlechtesten Kleinlichkeiten erpicht ist, alle Vernunft überwindet, ja am Ende als das höchste Vernunft- und Sittengesetz anerkannt wird. Um wie Vieles erhabener war doch die geheimnißvolle Maschinerie in den Söhnen des Thals, als diese materielle Schicksalstragik, die gar kein höheres und ideales Aufstreben des Menschengeistes mehr übrig ließ. Die Sammlung „Zacharias Werner's Theater“ (Wien 1817—18, 6 Bände) enthält seine dramatischen Dichtungen, mit Ausnahme der Makkabäer. Seine Predigten, deren er fünfundzwanzig hinterlassen, erschienen Wien 1836. —

Ein verwandtes Lebensbild stellt uns E. T. A. Hoffmann dar, dessen Charakteristik wir deshalb gleich hier anschließen wollen. Hoffmann wurde zwar nicht, wie Werner, römisch-katholisch, aber dafür ward er diabolisch und gab sich an die Elementargeister gefangen, wie Werner an die Kirche. Dieselbe Unfreiheit des Geistes, welche in dem letzteren durch seine Hingebung an die blinde Schicksalsmacht sich bewies, begründete bei Hoffmann das phantastische Mährchenleben, aus dessen Gestalten er nicht nur seine originellen Dichtungen zusammenwob, sondern an die er auch gewissermaßen glaubte und mit ihnen persönlich einszuwerden strebte. Sein eigenes Leben hatte er in die Gewalt aller der Nachtkobolde und Spukgeister gegeben, von denen er dichtete, und mit ihnen tummelte er sich herum, mit ihnen zechte, würfelte und buhlte er, bis sie ihm

das Mark aus seinem Leibe gesogen hatten. Die Romantik nahm in **Hoffmann** diese entschiedene diabolische Gestaltung an, die sich geradewegs dem Teufel verschrieb, und um den Genuß des Leibes die ewigen Rechte des Geistes verwettete. Die Musik und der Wein mußten zum Cultus dieser dämonischen Romantik dienen. In der Musik selbst, von welcher **Hoffmann** eigentlich ausging, hatte er schon früher jenes übernatürliche Element gefunden, das ihn in einen geheimen Geisterbund emporhob. Der Wein mußte seine gestaltenzaubernden Phantasieen hinzufügen, und den Dunstkreis hergeben, in welchem diese neue romantische Mythologie sich aufbaute. Daraus, aus Musikschwärmerei und Weingenüssen, machte **Hoffmann** zuerst seine Poesie. Der „**Kapellmeister Kreißler**" ist somit das Grundideal und die Normalfigur dieser Darstellungen. In dem Weinkeller aber, diesem Olymp der **Hoffmann**'schen Mythologie, wird ihm die dämonische Gewalt des Elementargeistigen erst recht klar, und das Ueberirdische selbst scheint in dem brausenden Getränk thätig, ja aus den blinkenden Fluthen des Spiritus will es ihn grauenhaft locken. Wenn er nun das köstliche Getränk mit wahrer Andacht in sich hinunterstürzt — doch wehe dem, der es nicht in dem rechten begeisterten Moment thut, oder thun kann, denn für den Philister ist kein Wein gewachsen und was den Dämonischen zum Gott macht, macht ihn zum Thier und giebt ihn in die Dienstbarkeit der tückischen Elementargeister! — aber wenn nun der schäumende Trank in ihn übergeht, dann wird er zugleich der überirdischen Gewalt selber voll und es brechen aus ihm hervor wie Strahlen allerlei Bilder, Gestalten, Figuren und Erscheinungen, welche in schrecklicher Schaar den Umkreis des Zimmers bevölkern, aber er ist ihr Herr und Meister, er bannt sie und sie gehorchen ihm, und in diesem begeisterungsvollen Moment beginnt

das Schaffen und Dichten. Wer könnte in solchem erhabenen Augenblick noch wissen und sagen, ob er ist oder nicht ist, ob er noch in sich existirt oder ob er in einer andern Gestalt, die außer ihm herumschwankt, eine Existenz gefunden hat, und so zugleich Er selbst und doch auch wieder jener Andere ist, denn in solchem Augenblick, wenn er ihn wahrhaft erleben kann, ist jeder Mensch ein Doppelgänger!

Indem wir uns die Doppelgängerei, die in den Erzählungen Hoffmann's und seiner Nachahmer eine so große Rolle spielt, aus natürlichen Ursachen am liebsten so erklären, wie ein Berauschter Alles doppelt zu sehen glaubt, also auch sich selbst, so müssen wir doch auch ein eigenthümliches Krankheitsphänomen darin erblicken, das ein bis zum Springen überreiztes und abgespanntes Nervenleben zu seiner Ursache hat. In einem durch und durch gesunden und durch die naturgemäßen Auswege gereinigten Nationalleben würde schwerlich eine solche Poesie der Krankhaftigkeit, der Verzerrung und des Wahnsinns in einem so begabten Geist, wie Hoffmann, sich erzeugt haben. Hoffmann war einer von jenen verlorenen Söhnen der Poesie, die, wie alle verlorenen Söhne, eigentlich zum Höchsten berufen sind, und wir treffen fast in allen seinen Darstellungen Einzelpartieen, die des größten Meisters würdig wären. Aber noch gewaltiger ist das Gelüst, die eigene hochangelegte Natur selbst zu vernichten, und wie der Leser durch den Sprung vom Erhabensten auf das Gemeinste sich gefoppt sehen muß, so fühlt sich auch der Dichter selbst in seinen edelsten Kräften allmählig dadurch gelähmt und untergraben. Die Hoffmann'sche Poesie endigte in nüchternster Ermattung und Erschöpfung, wie der Dichter selbst in körperlicher Verzehrung. Eine Sammlung von Hoffmann's Schriften erschien zuerst in einer Auswahl (Ber-

lin 1827—1828 in zehn Bänden); eine andere Ausgabe wurde durch seine Wittwe Micheline, geborne Rorer (Stuttgart 1827 folgd.) besorgt.

Eine ähnliche, nur zur Selbstzerstörung mit so großem Talent begabte Natur war Clemens Brentano, der ebenfalls eine von jenen irrwischartigen und in sich zerflatternden Existenzen war, von denen wir um diese Zeit eine ganze Reihe in Deutschland erblicken. Seinen Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter," welcher im Jahre 1801 erschien, hat er selbst auf dem Titel einen „verwilderten Roman" genannt und dadurch überhaupt seine, allen Gränzen entspringende und mit Bewußtsein sich verliederlichende Richtung bezeichnet. Die Romantik ward in ihm zu einem Blocksberg, auf dem er selbst die prächtigsten Geistesfarcen vollführte, aber unter dem wüsten Getümmel, dessen er bedurfte um sich überhaupt als Poet zu fühlen, konnte nichts rein und würdig aus ihm hervortreten. Seine Poesie erscheint oft nur wie eine Maske, die er sich, als wolle er nur eben einen tollen Streich damit vollführen, vor das Gesicht gehalten; was hinter der Maske eigentlich steckte, ein Engel oder Teufel, ein gotterfülltes Gemüth oder ein leeres und windiges Wesen, ließ sich nicht mit einiger Zuversicht annehmen. Zuletzt trat aus der Maske des Dichters der Mönch bei ihm hervor, und er entsagte in einem Kloster der Welt, in der er den höheren Zusammenhang nicht hatte finden können und die nur ein wildgewachsenes und verstandloses Vielerlei für ihn gewesen war. Sein schönstes und reinstes Thun war noch das Sammeln und Erneuern deutscher Volkslieder gewesen, die er unter dem Titel: „des Knaben Wunderhorn" mit Achim von Arnim herausgegeben. Unter seinen dramatischen Dichtungen ist besonders „Ponce de Leon," ein Lustspiel (Göttingen 1804), „die Gründung Prags," und „Vic-

toria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte," ein klingendes Spiel (1817) zu nennen. Diese Dichtungen tragen, bei manchen einzelnen Schönheiten, doch nur ein geringes lebendiges Dasein in sich. Unter Brentano's kleinen Novellen giebt es dagegen einige, die einen wahrhaft poetischen Eindruck machen, z. B. die „mehreren Wehmüller" und die rührende Geschichte „vom schönen Annerl und braven Kasperl," deren einfacher Ton künstlerisch gehalten ist. In seinem späteren Alter versuchte Brentano noch einmal, den alten romantischen Spaß zu einem satirischen Feldzug gegen neuere Zeiterscheinungen zu benutzen, wie er in seinem „Hinkel, Gokkel und Gockeleya" (Frankfurt 1838) that, worin aber Gesinnung und Darstellung gleich matt und wirkungslos erscheinen. Sein Briefwechsel mit seiner Schwester Bettina von Arnim erschien, von der letzteren herausgegeben, Berlin 1844. —

Achim von Arnim war ohne Zweifel eine würdigere und gehaltenere Natur, auch vielseitiger und mannigfaltiger begabt, auf einer mehr positiven Grundlage der Lebensansicht und des Schaffens ruhend, aber die höhere Klarheit des Dichters und Künstlers wollte auch ihn nicht beglücken. Er hatte den Geist der romantischen Schule lebendig und mit eigenthümlichen Gaben des Humors und der Phantasie in sich aufgenommen, aber er war zugleich darin verschwommen, ohne eine freie plastische Herausbildung aus diesem Element über sich gewinnen zu können. Er ist eigentlich der unpopulairste aller dieser Dichter geblieben, und das Zarte, Tiefe und Verschwiegene, das in Achim von Arnim lebte, und das sich mehr züchtig einhüllte als dreist entfaltete, schien sich immer der größeren Lesewelt zu entziehen. Die Herabwürdigung Deutschlands während der Jahre 1806 bis 1812 hatte einen großen Ein-

fluß auf sein Wesen und seine Bestrebungen, diese Periode erweckte in ihm die wahre innere Kraft deutscher Volksthümlichkeit. Es wurde ein religiöses und großartig sittliches Element in ihm mächtig, das in seinen schönsten Aeußerungen patriotisch war, und das Vaterland zunächst von Innen heraus in der Wurzel des Nationallebens wieder zu kräftigen und zu erheben trachtete. Naturphilosophie und Mystik, Goethe und Jacob Böhme hatten dem sich heranbildenden Dichter Nahrung gegeben. Das volksthümliche deutsche Alterthum erfüllte ihn mit ursprünglichen Anschauungen, und überhaupt gab ihm sein Sinn für Nationalpoesieen, in welche er sich innerlichst zu versenken verstand, den frischen, naiven und gemüthskräftigen Ton, welchen er in seinen eigenen Dichtungen so meisterlich angeschlagen. Vielleicht hat es kaum einen andern deutschen Dichter gegeben, der einen solchen Tact für das einfach Volksmäßige und Nationelle besessen wie Achim von Arnim, was er in vielen seiner kleinen Erzählungen und in seinen Puppenspielen dargethan. Das Volkspoetische, das er so tief in sich aufgenommen, erschloß ihm zugleich den höchsten Sinn für das Historische, und beide Elemente durchdringen sich oft in seinen Dichtungen auf das Eigenthümlichste. Doch bleibt alles Schöne, was dieses glücklich begabte Naturell vermag, größtentheils in der Reflexion gefangen und kann dieselbe nicht gestaltkräftig durchbrechen. Sein „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabentheuer," (Heidelberg 1811), zu wie frischem Leben es auch ansetzt, besteht doch nur aus humoristischen Reflexionen, die sich zum Theil in denselben Gegensätzen rationeller Wirklichkeit und poetischer Vergangenheit bewegen, wie Tieck's Zerbino. Dazu beruht der Humor vielfältig nur auf literarischen Anspielungen und Reminiscenzen, welche Manier sich schon in Tieck und den Schlegeln erschöpfte und die hier doch nur in

einem zweiten Aufguß erscheint. Die Gräfin Dolores (Berlin 1810, zwei Theile) ist eine sinnige und gefühlvolle Composition, die einen außerordentlichen Reichthum inneren Lebens anfänglich in begränzten und einfachen Formen zu verarbeiten strebt, aber in dem Naturgemäßen und Einheitlichen, das sie sich vorgenommen, nicht auszudauern vermag, sondern wieder mit der größten Zerfahrenheit in das Bunte und Mannigfaltige endigen muß. In seiner Isabella von Aegypten (Heidelberg 1811) und in den Kronenwächtern (Berlin 1817) hatte es Arnim ohne Zweifel auf die tiefsten und umfassendsten Enthüllungen seines Dichterwesens abgesehen, besonders in den Kronenwächtern aber eine historisch-romantische Dichtung im höchsten Stil zu liefern gesucht. In diesem merkwürdigen Roman tritt uns die wahre innerliche Poesie der Geschichte entgegen, die als solche noch reiner wirken würde, wenn sie sich nicht in eine ihr zu ihrer Größe nichts helfende Mystik der Anschauungs- und Darstellungsweise geworfen hätte. Die Zeit Kaiser Maximilians wird in den Kronenwächtern in einem sehr tiefsinnigen Zusammenhange mit den menschheitlichen und nationalen Interessen lebendig, die Zukunft der deutschen Volksentwickelung deutet sich in großen und kräftigen Zügen an, und über dem Ganzen schwebt eine Innigkeit, Zartheit, Liebe und Hingebung, wie man sie nur bei dem ächten Dichter findet. Es wäre zu verwundern, daß so bedeutende Bestrebungen nicht mehr in die Nation eingedrungen, wenn nicht Achim von Arnim durch die mystische Verhüllung, in welche er sich eingesponnen, selbst es gehindert hätte. Es war eine Zeitlang aufgekommen, von Achim von Arnim im Verhältniß zu seiner Gattin, Bettina, als von einem untergeordneten Geist zu sprechen, der gewissermaßen nur der mit Ironie geduldete Ehemann zur Seiten des genialen Kindes gewesen. Diese Ansicht

ist aber in jeder Beziehung unwahr, und eher könnte auf Bettina der Vorwurf lasten, daß sie nichts gethan, um dieselbe zu entkräften, und dem Genius ihres Gatten zur Anerkennung seiner selbstständigen Würde zu verhelfen *). Doch verdanken wir ihr neuerdings eine wohlgeordnete würdige Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften (Berlin 1841 folgd.).

*) Helmina von Chezy sagt in einem Aufsatz im Freihafen (1840, IV. bei Gelegenheit der meisterhaften Schilderung, welche sie dort von Friedrich's und Dorothea's Schlegel Aufenthalt in Paris gegeben) sehr treffend: „Achim von Arnim, derselbe, der in den Lobpreisungen über Bettina, seine Gemahlin, so übel wegkommt, als sei er ihrer nie werth gewesen, habe nie ihre Höhe erreicht, dies muß allen lächerlich dünken, die in den ersten Jahren ihrer Verbindung, oder gar in ihrer Liebezeit, dies junge Paar gekannt, und Bettina für Achim von Arnim südlich glühen und jungfräulich schwärmen gesehen. Wie das mit ihrem Briefwechsel mit Goethe zusammengeht, mag uns Bettina selbst sagen, wenn sie will, und wenn es frommt. — Achim von Arnim, Schlegel's zugethanster Freund und Hörer, war damals (zur Zeit seiner Begegnung mit Schlegel in Paris) kaum zwanzig Jahre alt, eine der edelsten und anmuthigsten Erscheinungen, voll Sitte, Geist, innerer und äußerer Schönheit. Seine Jugend war frisch und unentweiht, seine Seele heiter. Er reizte zum Scherz; seine Schalkhaftigkeit war geistiger Art, nie anmuthlos, und stets von Bosheit frei. In seinen ersten Dichtungen hatte er der Form und dem Farbenspiel der neuen Schule zu sehr gehuldigt, später schloß er sich inniger an das Leben, und ging freimüthig zu Werke. Er gab mir 1803 Aloys und Rose für meine französischen Miscellen, und lud mich in wenigstens dreißig Stanzen ein, die Gedichte der Clotylde de Vallon-Chalys zu übersetzen. Unbarmherzig sprach ihm Henriette Mendelssohn alles poetische Talent ab, auch Friedrich Schlegel glaubte in diesen Gedichten keine eigentliche Weihe zu bemerken, doch sie täuschten sich, Achim von Arnim ist ein Dichter der Nation geworden, seine Werke werden immer tiefer in das Volksgemüth dringen."

Wir haben bisher eine bunte Reihe von Geistern an uns vorübergeführt, welche den Druck, die verwirrende und bezaubernde Gewalt der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland, seit der Revolution bis zu dem nationalen Kampf gegen Napoleon, mehr in ihrem Gemüth erlitten, als daß sie selbst Träger des sich bewegenden öffentlichen Geistes, an dem Fortschreiten desselben praktisch Betheiligte, mitten im Strudel Handanlegende, gewesen wären. Solche Naturen, in denen der Geist unmittelbar praktisch zu werden gestrebt hätte, gab es auch von jeher nur wenige in Deutschland. Mit der Erkenntniß selber wurden Viele fertig, aber diese trennte sie oft mehr vom Leben und der That, als daß sie die Grundlage eines unmittelbaren Handelns geworden wäre. Eine große Ausnahme-Natur, in welcher die deutsche Trennung zwischen Erkenntniß und That nicht vorhanden war, müssen wir jetzt in Joseph Görres umständlicher zeichnen. Dieser Mann, von einer beispiellosen Begabung und unerhörten Ausdauer des Geistes, zeigt uns das seltene Beispiel einer Entwickelung, in welcher die Erkenntniß immer sogleich in Handlung, der Geist in That sich umzusetzen getrachtet. Er wird deshalb in den wichtigsten Phasen der deutschen Nationalgeschichte seit der französischen Revolution auf dem entscheidenden Höhepunct erblickt, auf dem er sich wenn auch nicht immer zum Heil des Ganzen und einer freien und gesunden Fortentwickelung, so doch stets zur Anerkenntniß der ihm verliehenen Geistesmacht und innern Unbezwinglichkeit geltend gemacht hat. Die Natur hatte fast alle Eigenschaften in ihm gleichmäßig groß ausgebildet, und darum stürmten sie, sich bekämpfenden Titanen gleich, alle gegen einander, und richteten diese colossale Verwirrung an, welche bei Görres in ihrem mildesten Entarten noch immer ein Schauspiel für Götter ist. In Görres bekriegte eine riesenhafte Phan-

tasie einen unerschütterlichen Verstand; ein unersättliches deutsches Gemüth, das von Liebe, Poesie und Gottesfrieden glühte, ward von der Geschicklichkeit und der Lust an den Welthändeln der Völker, an ihrem Kampf für Freiheit und würdige Vertretung gekreuzt. Die zarteste lyrische Innerlichkeit balgte sich in ihm mit den aufflackernden Irrlichtern des Spottes, der schneidendsten Ironie herum. Die Grille tritt hinzu, um ihn auf dem Wege zum Höchsten und Erhabensten in die zufälligsten Wunderlichkeiten sich einspinnen zu lassen. So kommt es, daß er oft, indem er großen Gedanken nachgeht, sich Fledermäuse einfängt, mit denen er sich im Nachtdunkel seiner Phantasie herumgejagt hat. Bei einem großartigen Schönheitssinn ist das Talent der Carikatur ebenso mächtig in ihm, aber die Travestie, welche seinem burlesken Humor so meisterlich gelingt, verstrikt ihn oft selbst in die eignen Bande und spiegelt seine Person in dieser lächerlichen Beleuchtung zurück. So war Görres eine Erscheinung, in welcher sich fast alle Richtungen der Zeit zusammenschlangen, und die doch beständig einzeln für sich dagestanden, die man auch nur dann gerecht beurtheilt, wenn man sie vereinzelt von den Parteiinteressen, mit denen sie sich theilweise verbündet hat, im Zusammenhang ihrer eignen Natur aufzufassen sucht.

Die französische Revolution lokte diesen ungeheuern Genius zuerst in ihre Bahnen. Die Freiheit der Völker trieb den gährenden Most in dem Jüngling auf, und er schäumte mit solcher Feuerkraft und solchem Muthwillen über, wie wir ihn, kaum in seinem zwanzigsten Jahr, in seiner Vaterstadt Coblenz schon als Volksredner und Publizisten wirken sehn. Hier schrieb er „das rothe Blatt," das, wegen einer den Kurfürsten von Hessen darin zugefügten Beleidigung, unterdrückt würde, und in einen „Rübezahl im blauen Gewande" sich umwandeln mußte.

In diesen Blättern feierte der junge Revolutionnair seine ersten Orgien, die gewaltsamen Entladungen eines ungestümen aber edeln Herzens schütteten sich darin aus. Die politischen Verhältnisse der Rheinlande im Jahre 1799 konnten seinem Streben nach öffentlicher Wirksamkeit die entschiedensten Gelegenheiten bieten. Görres führte die Abgesandten des linken Rheinufers an, welche in Paris die Einverleibung dieser Landestheile an Frankreich betreiben sollten, aber bekanntlich unverrichteter Sache wieder zurückkehren mußten. Hier begann schon eine Enttäuschung für seinen begeisterten Sinn; was er in Paris gesehen, schien bereits eine leise Lähmung in seinen Schwung gebracht zu haben.

In die Heimath zurückgekommen, trat er aus der Revolution eine Art von Rückzug in die deutsche Wissenschaft und Philosophie an. Eine Anwendung des Schelling'schen Identitätssystem auf die ihn umgebenden Verhältnisse der Zeit führte ihn zu träumerischen Speculationen über die Versöhnung der Wirklichkeit. Die Naturphilosophie schlug in Görres unversehens zu einer mittelalterlichen Richtung um. Das Verbindungsglied der Naturphilosophie mit dem Mittelalter wurde die Romantik, an welche sich Görres jetzt mit seinem heißen poetischen Geist hingab. Es war zugleich eine zornige und verachtungsvolle Abwendung von der thatlosen Wirklichkeit, die seinen ersten Rückweg in die mittelalterliche Romantik, jetzt noch ohne alle katholische Tendenzabsichtlichkeit, ihm bahnte. Nach einigen wissenschaftlichen und kunstphilosophischen Abhandlungen schrieb er in Heidelberg mit Achim von Arnim und Clemens Brentano zusammen die „Einsiedlerzeitung," in der viel romantischer Scherz und Schimpf getrieben wurde. Wie aber Görres in allen seinen Richtungen nicht lassen konnte, nach der innersten und tiefsten

Wurzel hin zu graben, so stieg er auch jetzt aus dem lokkern Schaum und Duft des romantischen Wesens sogleich auf einen kernhaften Grund nieder, indem er sich mit den deutschen Volksbüchern beschäftigte.

Gleichzeitig regte Creuzer die mythologische Richtung in ihm an, die seinem Hang zu phantasievollen Grübeleien eine so erhabene Grundlage lieh, wie sie Görres bald darauf in seiner „Asiatischen Mythengeschichte" an den Tag legte. Die mittelalterliche Dichtung ließ ihn jedoch sobald nicht los und machte auch seinen gelehrten Forschersinn weiterhin rege. Ueber die deutsche Heldensage wurden tiefsinnige Untersuchungen angestellt. Hier berührte Görres seinerseits, und mit nicht geringen Erfolgen, ein Gebiet, auf welchem die mittelalterlichen Tendenzen dieser Zeit uns am würdigsten entgegentreten. Es ist die aus dem Zurückschauen auf das Mittelalter sich erhebende Gestaltung einer nationalen deutschen Wissenschaft, wie sie besonders durch Jacob und Wilhelm Grimm, Büsching, Docen, von der Hagen, Lachmann, Graff und Andere ihre Ausbildung erhielt. In dieser wissenschaftlichen Erforschung des deutschen Mittelalters machte sich der gesunde Niederschlag der Romantik geltend, und trug herrliche Früchte, die für die Erkräftigung unseres ganzen Nationallebens nicht ohne Bedeutung blieben. Wir wurden dadurch an die Quelle unserer nationalen Einrichtungen und Gesittung zurückgeführt, deutsches Recht und deutsches Staatsleben erschien uns daraus in seiner ursprünglichen Hoheit und Ganzheit, und der deutsche Volksgeist umfing uns mit seiner Fülle an gesunder Lebenskraft und Freiheitsbegeisterung, daß in trüben und verfinsterten Tagen deshalb nie ganz an einer solchen Nation verzweifelt werden mochte. —

Bald nach dem Tilsiter Frieden trat die nationale Reactionskraft in Deutschland immer mächtiger hervor. Die

Nationalkraft konnte sich aber nur im Geheimen langsam organisiren, und dieses geheime Organisiren fand zum Theil seinen Ausdruck in dem sogenannten Tugendbund, der vorzugsweise die Wiedererhebung des preußischen Nationallebens zu seinem Zweck hatte. Dieser Tugendbund, welcher sich als ein „sittlich wissenschaftlicher Verein" begründete und durch diesen Namen zugleich die Mittel seiner Wirksamkeit anzeigte, wurde nicht bloß von oben her begünstigt, sondern sogar durch eine Kabinetsordre des Königs eingerichtet. Der großsinnige Minister von Stein, ein Mann von ächt deutschem Charakter und hohem Bewußtsein über die Würde eines wahrhaften National- und Staatslebens, konnte die Seele des preußischen Tugendbundes genannt werden. Schill's kühne Unternehmung kann nicht ohne Rückhalt an einem solchen, mit der innersten Volkskraft sich verzweigenden Bunde gedacht werden, obwohl von Andern selbst seine Sympathien für denselben in Zweifel gestellt sind. Nur der Geheime Rath Schmalz zu Berlin unsterblichen Andenkens wies sich als einen Gegner des Tugendbundes aus, stellte dessen volksthümliche Wirksamkeit als eine gefährliche, den Thron und das höchste Ansehen des Königs untergrabende dar, und lehnte die ihm angetragene Theilnahme daran ab. Diesen großen Zeitbewegungen in's Angesicht, hatte Theodor Schmalz, der als juristischer und staatswissenschaftlicher Professor und Schriftsteller ein gewisses Ansehen beanspruchen durfte, zu behaupten gewagt: daß das Volk im Jahr 1813 nicht aus innerer Begeisterung sich erhoben, sondern lediglich auf den Aufruf des Königs aufgestanden sei. Seine berüchtigte Schrift „über politische Vereine", die er im Jahr 1815 herausgab, enthält diese für alle Zeiten merkwürdig gewordene Stelle, in welcher er dem Volksgeist seine innere treibende Begeisterung abspricht, und diese ganze geschicht-

14*

liche Bewegung auf das ruhige Pflichtgefühl, welches die königlichen Befehle erweckt hätten, zurückführt. Alles sei zu den Waffen geeilt, sagt Schmalz, sowie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eile. Diese mit dem unvergänglichen Stempel der Infamie bezeichnete Schrift, gegen welche auch Schleiermacher und sogar Niebuhr das Wort zu nehmen sich gedrungen fühlten, sie ist wichtig geworden, denn sie enthält den ersten Keim aller politischen Verdächtigungstheorien, die später in Deutschland eine so große Rolle gespielt haben, sie ist der erste unheilkrächzende Rabe, welcher die heraufziehende Reaction gegen den Volksgeist in Deutschland vorhersagte. Der Tugendbund und andere daraus hergeleitete geheime Gesellschaften, die Schmalz jetzt aller Orten in Deutschland witterte, sie dienten ihm zur Anschwärzung des lebendig gewordenen Volksgeistes, dessen historische Thätigkeit er nur auf jenes Spritzen aus Bürgerpflicht beschränkt wissen wollte. Ein Muster aller jener politischen Verdächtigungsmaximen hat aber Schmalz darin aufgestellt, daß er den Tugendbund und die geheimen Leiter der Volksbewegung beschuldigte, sie predigten gar klärlich Nothzucht, wo sich aber nachher ergab, daß diese gewaltige Beschuldigung sich nur auf eine Stelle von Ernst Moritz Arndt beziehen könne, der in dem Entwurf einer Proclamation die Krieger aufgefordert hatte, „der Weiber und Kinder christlich und menschlich zu brauchen.“ Der Geheime Rath Schmalz hat selbst eingestehen müssen, daß er mit seiner Beschuldigung der Nothzucht nur diese Worte von Arndt, welche zum Schutz der Waffenlosen auffordern sollten, wirklich gemeint habe. Dies ist der Prototyp aller derjenigen Mißverständnisse, die auf diesem Gebiet oft so verderblich geworden sind. Schleiermacher nannte deshalb in einem Flugblatt, das er hier gegen

Schmalz richtete, die Schmalzische Schrift sehr treffend als aus einem Mangel an Ehrerbietung gegen die Polizei hervorgegangen, da Schmalz dieser Behörde billigerweise das Werk hätte überlassen sollen, das er hier auszuführen gesucht. Die Polemik Schleiermachers gegen Schmalz *) gehört zu den glänzendsten Kraftstücken seines epigrammatischen Witzes, der theilweise einen furchtbaren Ernst in seinen Mienen zeigte. Später hat Schleiermacher nur in seinem Glückwünschungsschreiben an die liturgische Commission, und in seinem Schreiben an den Bischoff Ritschl über das berliner Gesangbuch, Aehnliches von durchbohrender Schärfe geliefert. Schleiermacher hatte aber in seinen Aeußerungen gegen Schmalz seine eigenen politischen Ansichten so entschieden ausgesprochen, daß er darauf mit großer Kälte behandelt zu werden anfing und zum Rücktritt aus seiner Geschäftsthätigkeit bei der Ministerialbehörde in Berlin veranlaßt wurde, wie Varnhagen von Ense in seinen „Denkwürdigkeiten" erzählt. Den Beruf, in diesen Dingen mitzusprechen, entnahm Schleiermacher aus dem Satz, daß die Kirche nicht außer der Welt liege. Von ihm selbst war behauptet worden, daß er sich tief in die geheimen Verbindungen der Zeit eingelassen habe, und diese Meinung über Schleiermacher war eine sehr weitverbreitete gewesen. Mit einer zermalmenden Ueberlegenheit sucht Schleiermacher aber an Schmalz diejenige Ansicht zu strafen, welche alle historische Entwickelung der Zeit nur als Geheimbündnerei zu verdächtigen trachtet. Schmalz empfing hier durch Schleiermacher eine brandmarkende Niederlage, wie sie Leute seiner Art immer früher oder später ereilt. Aus einer uns

---

*) F. Schleiermacher an den Herrn Geheimen Rath Schmalz. Auch eine Recension. Berlin, in der Realschulbuchhandlung, im November 1815.

vorliegenden Schrift von B. G. Niebuhr „über geheime Verbindungen im preußischen Staat und deren Denunciation“ (Berlin 1815), die selten geworden zu sein scheint, lassen wir hier einige Stellen zur Charakteristik der damaligen Zeitstimmung folgen: — „So ist denn auch die Sage von geheimen Verbindungen, die in unserm Vaterlande und durch ganz Deutschland bestehen sollen, umhergetragen worden: bei uns bisher nur noch im mündlichen Geschwätz, im Auslande aber schon eine geraume Zeit in Schriften: an deren Spitze die Billigkeit erfordert, den Bericht Regnaulds de St. Jean d'Angely an den französischen Senat im März 1813 zu stellen, worin die furchtbaren revolutionnairen Gesellschaften in Preußen als Urheber des undankbaren und unnatürlichen Kriegs gegen Frankreich nach Gebühr geschildert sind, namentlich über die hiesige naturforschende Gesellschaft (oder die Naturphilosophen — denn darüber ließe sich streiten) als die schlimmste der schlimmen denunciirt wird.“ — „Noch seltsamer ist es indessen, daß unter uns selbst, — obgleich der Unterrichtete wußte, und der Unbefangene wahrnehmen mußte, daß von jenem glücklichen Augenblick an, wo der Instinkt für Befreiung und Rache mit einer vom Könige geleiteten und gebotenen Nationalbewegung handeln durfte, alles, was man früher Verbindungen nennen konnte, in diese verflossen war, — das Gerede von geheimen Gesellschaften, welche gewöhnlich mit dem Namen Tugendbund bezeichnet, und denen jene, von den Franzosen bezeugte, empörerische Absichten zugeschrieben würden, sehr allgemein geworden ist.“ — „Der Tugendbund war in Hinsicht seiner Verhältnisse zur Regierung, da er offen und wohlbekannt war, von der Art, daß ein rechtlicher Mann, ohne seine Unterthanspflicht zu verletzen, hineintreten konnte, wenn er sich überredete, Heil davon zu erwarten. Er war wohlgemeint entworfen;

nach dunkeln Gefühlen, die, halb und schief aufgefaßt, zu einem widersinnigen Machwerk verarbeitet waren, welches, weil unsere Nation treu und nicht phantastisch ist, in sich vergehen mußte, wohl aber, wenn es in dieser Hinsicht anders beschaffen gewesen wäre, zu sehr gefährlichen Dingen hätte führen können. Deswegen würde ich selbst, wenn ich auch nicht bei seiner Errichtung außerhalb Landes gewesen wäre, auf keinen Fall Mitglied desselben geworden sein: indem die Statuten, ohne daß die Urheber etwas Böses gedacht, entweder zum Aergsten oder zum Erbärmlichsten führen mußten. Es war ein Staat im Staat entworfen, der, wenn er zum Leben gekommen wäre, die Regierung, sobald er gewollt, hätte abstreifen können, und daß eine so gefährliche Constitution so schlechterdings harmlos blieb, wie es notorisch der Fall war, das sollte unsre Allarmisten etwas beruhigen!" —

Auch Görres war Mitglied des Tugendbundes geworden, und der Umschwung der öffentlichen Verhältnisse seit 1812 trieb ihn wieder zu einer nationalen Wirksamkeit in der Gegenwart, welche er im Februar 1814 mit der Herausgabe des „Rheinischen Merkur" begann. Wenn man jemals ein Journal mit Recht eine Macht genannt hat, so war es der „Rheinische Merkur" von Görres, der die Gewalt von Geist und Wort als die erschütterndste Kriegsmacht in's Feld stellte. Görres befindet sich im Rheinischen Merkur ohne Zweifel auf der Höhe und dem Glanzpunct seines Wirkens, und hat nachmals nie wieder eine solche Einheitlichkeit des Standpunctes, eine solche innere Uebereinstimmung mit seiner äußern That, gezeigt. Auf diesem Höhepunct fühlt er sich aber auch alsbald im Innersten seines Wesens entzweigebrochen, da er in diesem Bestreben durch ein Verbot unwirksam gemacht wurde, und überhaupt auf diesem Punct ein Abbiegen der Zeit von

ihrem geraden und wahren Ziel erleben mußte. Görres wurde nun an seiner Zeit und an sich selbst im nämlichen Moment irre, und es fraß sich hier zuerst mit nicht wieder auszurottender Schärfe jener Widerspruch in ihn hinein, in welchem er seitdem beständig seine Zeit angesehen und behandelt hat. Dies war der Widerspruch zwischen der modernen Entwickelung und dem alten Gesetz, zwischen der Freiheit der selbsteigenen Fortbewegung und der Heiligkeit des in sich selbst beschlossenen Bestehenden. Diese Widersprüche der Zeit überall gegeneinander zu treiben, machte sich Görres fortan den ironischen Spaß, aber diese Ironie, mit der er sich nun über seine Zeit zu stellen suchte, ließ ihn selber nicht frei bleiben von der Zerrissenheit und Befangenheit in dem nämlichen Widerspruch. Nach der Unterdrückung des Rheinischen Merkurs ließ er einige Jahre später „Deutschland und die Revolution" (1819) folgen, in welcher es sich bei ihm zum ersten Mal, und zwar zum entschiedensten Nachtheil der weltlichen Gewalt, um den Gegensatz von Staat und Kirche handelt. Nicht aus Kampfesmüdigkeit, sondern vor Unmuth der abgeprallten Thatenkraft, läßt sich dieser Geistesrecke nun mit aller Wucht seiner Natur unter dem friedensäuselnden Schatten der Kirche nieder, wo er sich ein Asyl für seine zurückgewiesenen Kräfte, ein gedankenvolles Ausruhen von der nichtssagenden Farce des Tages, ein Einspinnen in die große Vergangenheit zu Schutz und Trutz gegen alle Unbill und Zerfahrenheit der Gegenwart, erstrebt. In der Schrift: „Europa und die Revolution" (1821), begab er sich darauf noch weiter in die retrogarden Tendenzen hinein. Hier wird schon in der Reformation der zweite Sündenfall der Menschheit erblickt, und die antigeschichtlichen und religiösen Richtungen wirren sich in einem krausen Gemenge durcheinander. Die

ganze Lebens- und Zeitanschauung in diesem Buche ruht auf einer gewissen Zornesbegeisterung, die in der Verachtung gegen das neugestaltete politische Deutschland sich begründet. Mit der größten Entschiedenheit tritt auch die Richtung gegen Preußen heraus. Die alte Religion, welches der Katholizismus ist, gewährt lediglich das Heil, die Wahrheit, die Freiheit. Ohne die allein seligmachende Kirche keine Geschichte, alle Geschichte geht in sie zurück und kommt von ihr her. Was Görres vom Staate will, eine hierarchisch-volksthümlich-monarchische Gliederung, ist ein so verhülltes und widersprechendes Ding, daß ihm schwer ins Gesicht zu blicken. Die ganze Ansicht scheint aber auch nicht aufgestellt, um verwirklicht zu werden, sondern lediglich um die Gegensätze zu reizen, die bestehendeu Richtungen zu entzweien und an der Verwirrung, in der eine organisch zerbrochene Zeit sich durcheinanderstürzt, in einsamer Geistesüberlegenheit sich zu laben. Dies ist der dämonische Standpunct, auf welchem die Görres'sche Geistesmacht sich hin- und herschaukelt, und man kann den höchsten Endzwecken dieses Standpunctes nichts mehr als die Zersetzung und Auflockerung der Gegenwart zutrauen. In dem genannten Buch hat Görres den Weg aus der revolutionnairen in die katholische Weltanschauung als einen Weg der politischen Reaction zuerst am offensten betreten, aber die verworrene, in dunkler Bilderpracht strotzende Darstellung scheint darzuthun, daß ihm noch nicht wohl und leicht zu Muthe ist auf diesem nachtdämmernden Rückzuge, auf den ihn doch am Ende nur die Schuld der öffentlichen Verhältnisse getrieben.

Zur selben Zeit legte er in der Schrift: „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" manches merkwürdige Bekenntniß über seine persönliche Entwickelung ab, und läßt uns in einen so mannigfach verwobenen Ge-

müthszustand, als der seinige ist, wie in eine Camera obscura hineinschauen, wobei wir doch die Ueberzeugung gewinnen, es mit einem nur an der Größe seines Wollens gescheiterten, durchweg edlen Naturell zu thun zu haben. In der darauf folgenden Schrift: „die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse zu Verona" wirft sich Görres mit aller Gewalt seiner Dialektik auf die politischen Parteirichtungen der Zeit, die er aufzuwühlen, mit sich selbst zu überwerfen und an einander zu zerreiben sucht. Es sind dies besonders diejenigen Gegensätze der Zeit, welche als das demokratische Prinzip auf der einen und als das monarchisch-absolutistische auf der andern durch das Lebensgeäder der Gegenwart in den entscheidendsten Linien sich hinziehen. Ueber beiden Prinzipien sucht sich Görres in unabhängiger Höhe zu behaupten, aber er benutzt ihre Feindschaft und Spannung, die er noch künstlich in ihnen zu steigern versteht, lediglich zum Besten des hierarchischen Systems und der Kirche, oder auch Dessen, was er seine „Idee" nennt. Und hierbei ist Görres stehen geblieben. In diesem künstlich zurechtgemachten Darüberstehen über den Parteien hat er sich aber zu dem ungeschichtlichen Standpunct verurtheilt, der zugleich ein durchaus unwirksamer sein mußte. Er fing sich selbst in dem Netz, das er seiner Zeit gestellt. Und doch stand er selbst in dieser Fesselung seines Geistes immer so nahe dem Rechten und Wahren, daß ein Mausezahn hätte hinreichen müssen, um den gefangenen Löwen aus seinem Netz wieder herauszubeißen. Hier, wo Görres mit Allem, was er war und ist, völlig im katholischen Ultraismus aufgegangen, und wo zugleich seine Berufung nach Baiern erfolgt, haben wir ihn für jetzt zu verlassen, um in einem späteren Conflict des deutschen Lebens seine Gestalt wieder aufzunehmen. Nur über die Sprachdarstellung von Gör-

res wollen wir noch bemerken, daß sich darin auf eine wunderbare und fast beispiellose Weise das wissenschaftliche Element mit dem poetischen und phantastischen Geist begegnet, was denn die seltsamste Prosa von der Welt hervorgebracht hat. Die größten Kraftwirkungen des Görres'schen Geistes bestehen aber gerade auch in seiner Sprache, deren barocke Contraste ebenso magisch zu fesseln wissen, als sie oft, wie mit einer Gewaltthat der Rede, den Gegenstand, um welchen es sich handelt, überrumpeln.

Welche Umwandlungen und Zweideutigkeiten aber auch Görres an sich zeigen mag, so muß man ihm doch den in solchen Zeiten sehr hoch anzuschlagenden Ruhm lassen, daß er in seinen Metamorphosen niemals durch Rücksichten auf äußere Vortheile und Erwerbungen bestimmt worden, daß überhaupt Geld und Gut dieser Erde für ihn keinen Namen gehabt und es sich stets bei ihm um nichts Anderes gehandelt, als um die Herrschaft des Gedankens, welcher ihm in den verschiedenen Phasen seines Geistes jedesmal als der höchste erschienen. Es war ein hoher Stoicismus der Idee in Görres, der zwar auch oft in einen grellen Cynismus umschlagen konnte, aber dieser Cynismus, der sich in einem frivolen Gegenüberstellen von Contrasten gehen ließ, blieb noch jedesmal von derjenigen Charaktergemeinheit entfernt, in welche wir Andere bei ähnlichen widerspruchsvollen Stellungen verfallen sehn.

Keine so geringe Bedeutung hatte das Geld für Friedrich von Gentz, dessen Charakteristik wir hier an passender Stelle anreihen können, da er dieselben Stadien der Zeit wie Görres durchlaufen, und ein Apostat der Revolution aus derselben den Absolutismus und Legitimismus entwickelte, und sich dadurch um die Zeit des Wiener Congresses herum eine Art von europäischer Unentbehrlichkeit verschaffte. In dieser Kunst, aus der Revolution den

Legitimismus zu destiliren, hatte er es denn weit gebracht, wobei er sich aber keineswegs, wie Friedrich Schlegel, Görres u. A., in die geistliche Ascetik und der Kirche frommen Dienst verwickelte, sondern er ließ es sich bei dieser Arbeit bis an sein seliges oder unseliges Ende weltlich sehr wohl sein und besonders vortrefflich schmecken, ja diese letztere Tendenz war denn eigentlich die wahrhaft positive und unerschütterliche an Friedrich Gentz. Friedrich Schlegel war auch ein bedeutender Esser gewesen, und seine Gegner waren boshaft genug, seinen Tod den Folgen einer in Dresden verzehrten Gänseleberpastete zuzuschreiben. Aber er betrieb das Essen doch mehr wie ein lediglich dem Körper angehörendes Vergnügen, während für Gentz am Ende der Magen das höchste Sittengesetz und das wahre politische und religiöse System wurde.

Was bei Görres die dämonische Sophistik des Geistes war, durch welche er sich aus einem Gegensatz in den andern hineinbewegte, das war in Gentz der Stil, in dessen meisterhafter Handhabung er eine solche Springkraft und eigenthümliche Scheidekunst bewies, daß er damit aus Allem machen konnte, was er gerade machen wollte. Dieser Gentzische Stil, welcher an sich in seiner Vortrefflichkeit durchaus anzuerkennen ist, und gewissermaßen einzig dasteht, durch welchen die Prosa der Kabinette eine künstlerische und ideale Höhe erstieg, ist in Bezug auf das Innerliche und Prinzipielle gewissermaßen ein Seelenverkäuferstil zu nennen. An dieser regelrechten und schönen Form, wo sie auf Täuschung in den heiligsten Dingen berechnet war, mußten dann selbst die anmuthigsten Bewegungen wie giftige Schlangen erscheinen.

Gentz war wie Görres aus dem revolutionnairen Blut des Jahrhunderts gezeugt, und diese Säfte steigen auch ihm bedeutend genug zu Kopfe. Die Natur hatte

in ihm von Hause aus einen Mann geschaffen, welcher der Entwickelung der Zeit zu freien und öffentlichen Nationalformen eine große Stütze, vielleicht ein hoher Held dieser Richtung, werden sollte. Aber es ist eine merkwürdige Thatsache, daß diejenigen Talente des Liberalismus, welche als solche geboren werden und beginnen, in Deutschland so selten in diesem Dienst ausharren, sondern ihre Fähigkeiten, die sie im liberalen Feldlager entwickelt und gestählt, nachher der feindlichen Partei zugutkommen lassen. Es ist dies um so trauriger, da gewöhnlich nicht blos die individuelle Schwäche der menschlichen Natur solchem Umschlagen zum Grunde liegt, sondern der corrumpirende Einfluß der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland dabei anzuklagen ist.

Gentz begann seine Laufbahn als Liberaler auf eine sehr glänzende und hochherzige Wese. Dahin gehört besonders sein freimüthiges „Sendschreiben an den König Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung" (1797). Friedrich Wilhelm III. hatte seine Regierung damit begonnen, das Vollmann'sche Religionsedict und die Examinationscommission aufzuheben, und Gentz suchte in seiner Adresse die freie und gesunde Gesinnung des Königs auch der Angelegenheit der unterdrückten Presse, die eine Sperre zwischen Thron und Volk geschaffen hatte, zuzulenken. Indeß war Gentz bald nach der andern Richtung hin getrieben, nach der Richtung des Legitimismus, oder derjenigen Denkart, in welcher der Geist eine außer ihm stehende Macht, mit der ihn nur der Glauben verbindet, als das einzig Beherrschende und Gestaltende seiner Lebensformen anerkennt. In dieser legitimen Richtung, in welcher von jeher die Fleischtöpfe Aegyptens zu finden waren, lohnte es sich für einen genußsüchtigen Geist besser zu leben, als in dem unstäten Bivouac des Liberalismus,

der nie gewußt hat, wo er morgen sein Haupt hinlegen solle. Der Legitimismus konnte ja auf seidenen Polstern schlafen, und unter Baldachinen ruhen, während der Liberalismus, auf offener Straße hingelehnt an den Eckstein des Völkerlebens, welcher die Freiheit ist, als der wahre Lazzarone der Geschichte noch um Almosen für die neue Zeit bettelt.

Es war aber schon gewissermaßen fatalistisch gewesen, daß sich Gentz so früh auch mit Burke, dem größten und consequentesten Gegner der französischen Revolution, beschäftigte und dessen „Reflexions“ in's Deutsche übertrug. Die Verhältnisse hatten es auch darauf angelegt, aus ihm selbst einen deutschen Burke erwachsen zu lassen, und wenn Gentz auch kein Parlament zu seiner Wirksamkeit hatte, so war er doch gerade im entscheidendsten Wendepunct der europäischen Zustände auf einen noch umfassenderen Schauplatz des Wirkens gestellt. Den preußischen Staatsdienst hatte er schon frühe mit dem österreichischen vertauscht, welcher ihm die so berühmt gewordene Stelle in der Hof- und Staatskanzlei zu Wien gab. Von diesem Punct aus streckte er nun seine diplomatischen Scheeren fast in alle europäischen Kabinette hinein, er ward der Protokollist aller Congresse, und die Elastizität seiner Feder war so anerkannt, daß sich die verschiedensten Mächte bei ihm Memoires und Auseinandersetzungen bestellten. Von mehreren Kabinetten, namentlich auch von dem russischen, bezog er die ansehnlichsten Pensionen, deren ihm freilich nie genug werden konnte, da er bei den ungeheuersten Summen, mit denen jemals Dienste eines deutschen Publizisten bezahlt wurden, doch nicht zur Befriedigung seiner Genüsse und Bedürfnisse ausreichte. So ward Gentz die „Frau Baubo“ der europäischen Politik, und wenn uns Goethe im Faust diese Frau Baubo als das „Mutterschwein“

definirt hat, so mögen wir dabei zugleich an das Prinzip der Genußsucht denken, von dem neuere Kritiker zu so bittern Verdammungsurtheilen gegen Gentz Anlaß genommen. Es gehört keine sonderliche Geistesschärfe dazu, um die moralischen Gebrechen eines Charakters, wie Gentz, sichtbar zu machen, da Gentz selbst wenigstens kein Heuchler war und seine eigene Sündhaftigkeit oft mit großer Naivetät zu bekennen pflegte. Man muß aber, um oberflächliche und triviale Verdammungen zu vermeiden, zugleich den innern Zusammenhang eines solchen Charakters bedenken, in welchem das Höchste neben dem Gemeinsten liegt, eine Mischung darstellend, die gewissen Zeitläufen der Gesellschaft so eigenthümlich ist, daß gerade diejenigen Persönlichkeiten, welche der Mikrokosmus ihrer Zeit zu sein pflegen, aus diesen Widersprüchen zusammengesetzt erscheinen. Varnhagen von Ense, welcher in der neueren Zeit die Kenntnißnahme von Gentz und seinen Schriften zuerst wieder angeregt, hat in seiner biographischen Characteristik von Gentz (in der Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang I.) dargethan, wie die grundthümlich in Gentz vorhandenen Widersprüche organisch in seinem Wesen zusammenhingen und ihn im Guten wie im Schlimmen zu der ausgezeichneten und einzigen Erscheinung gemacht haben, die nur Einmal in solcher Art existirte. Dieser Artikel Varnhagen's verdient aber keineswegs den Vorwurf, daß er das Gentzische Wesen zu idealisiren und in einem erhöhtern Licht darzustellen gesucht, wenn er auch selbst am Schluß desselben zugesteht, daß es eine noch ausgeschriebenere und greller gefärbte Darstellung von Gentz geben könne. Unter den Aeußerungen des Grafen Schlabrendorf, welcher so manchen genialen Ausdruck zur Bezeichnung seiner Zeit erfunden, treffen wir auch den Ausdruck: „dogmatisirende Schelme.“ Dieser fällt uns

jedesmal ein, wo von denjenigen Verdrehungen und Zurückschraubungen des geschichtlichen Geistes der Völker die Rede kommt, an denen auch Gentz seiner Zeit mitgearbeitet, und durch welche gerade auf dem Punct, wo die neuere Geschichte sich zu ihrer historischen Freisprechung erheben wollte, so viele Apostaten und Convertiten entstanden sind. Aber ein Schelm, welcher „dogmatisirt," verräth eben dadurch, daß er noch ein Gewissen hat, und ein Gewissen in Welt und Geschichte anerkennt, mit dem sich abzufinden und auszugleichen, oft vielleicht nur aus einer Art von moralischem Anstand, versucht wird. So wollen wir auch annehmen, daß Gentz nicht völlig ohne Gewissen gewesen sei. Dieser Annahme gemäß ist auch die zum Theil als Sage umherlaufende Behauptung, daß er sich gerade in den letzten Tagen seines Lebens liberaleren Ansichten der Völkerverhältnisse wieder genähert, daß er für die Wiederherstellung Polens gewesen und sich mit der Julirevolution übereinstimmend erklärt habe. Auch ist bemerkenswerth, daß er noch zuletzt ein begeisterter Verehrer von H. Heine's Reisebildern wurde. Mit der romantischen Schule kann man sich ihn nur etwa durch das Prinzip der Genußsucht in einer weitläuftigen Vetterschaft verwandt denken. —

Als ein erfreuliches und gesundes Gegenbild gegen diese Schwankungen und künstlichen Abrichtungen des historischen Lebens steht der reine wissenschaftliche Geist da, wie er sich um diese Zeit vornehmlich in Preußen mächtig zu entwickeln begann. Besonders war es die Universität Halle, auf welcher sich die neuen wissenschaft

lichen Elemente der Zeit schon zu einer bedeutungsvollen Gruppe vereinigt hatten, welche nur augenblicklich durch die hereindringenden Kriegsbewegungen des Jahres 1806 eine Unterbrechung in ihren großen Bestrebungen erfuhr. Hier lehrte Friedrich August Wolf, der nicht nur die unruhig gährenden Elemente des Hellenismus zuerst als Wissenschaft verknüpft und gebunden, und in der wahren Idee der Alterthumswissenschaft auch den höheren Begriff der Volksdichtung und Nationalpoesie enthüllt hatte, sondern der auch außerdem lebenskräftig, heiter und freigesinnt im Geiste der Alten, den historischen Bewegungen seiner Zeit sich anschloß. Heinrich Steffens war als Professor der Mineralogie nach Halle berufen worden, wirkte aber hier vornehmlich für die Ausbreitung der Naturphilosophie, die als ein Symbol des wissenschaftlichen Fortschrittes überhaupt galt, und von Steffens mit der ihm eignen Begeisterung und Macht der Rede vertreten wurde. Der berühmte Arzt Johann Christian Reil, dem Steffens eine eigene Denkschrift gewidmet hat, wirkte durch seine Vorlesungen über Therapie und Augenheilkunde auch in einem allgemeineren Geiste anregend und gab der Medicin durch eingestreute Gedichte von Schiller und Goethe lebendige Beziehungen aller Art.

Gleichzeitig mit Steffens war auch Schleiermacher als Professor nach Halle gekommen. Seine Trennung von der romantischen Schule hatte er durch das Abreißen seines Verhältnisses zu Friedrich Schlegel entschieden vollbracht. Schlegel war in diesem Freundschaftsbunde der herrschende und bestimmende Theil gewesen, und Schleiermacher hatte der neuen socialen Richtung, die durch die Lucinde eröffnet werden sollte, mit seinem Alles von innen her rein und keusch begründenden Geist gewissermaßen die höhere Weihe und Taufe des Gedankens ertheilen sol-

len, wie er denn auch in seinen Vertrauten Briefen über die Lucinde ehrlich gethan, mit einer Begeisterung, die durch jenes widerliche Product selbst allerdings nicht gerechtfertigt erschien, die aber jugendberauscht da schon den ächten Hellenismus zu feiern glaubte, wo nur erst die falsche Anwendung davon auf eine schwankende und gestaltlose Wirklichkeit versucht worden. Steffens versichert in seinen Lebensbekenntnissen, daß die Lucinde damals im Kreise der Verbündeten selbst fast gar kein Aufsehen erregt habe, Schelling aber sei empört dagegen gewesen, denn auch er mußte die daraus hervorgehenden Scandale mit auf seine Richtung nehmen. In der That sehen wir hier durch die zur Einheit aller Lebenselemente drängenden Richtungen der Naturphilosophie und des Hellenismus das erste Bewegen nach einer socialen Reform entstehen, welche später in zusammenhängenden Systemen und Bestrebungen, in Frankreich und Deutschland, sich auszubilden versucht.

Schleiermacher, der sich seit seinem Auftreten in Halle immer entschiedener einer protestantisch-rationalistischen Richtung hingegeben hatte, galt seitdem den Romantikern für einen Abgefallenen, und Schlegel hat sich nie wieder mit dem Jugendfreund versöhnen können, dem er nun alle möglichen Härten und Fehler des Gemüths aufbürdete. Schleiermacher aber hatte sich eine Aneignung und ein Verdienst der romantischen Schule, die Uebersetzungskunst, für sich bewahrt, und am Plato durchzuführen begonnen, bei welcher Arbeit er seine eigene wissenschaftliche Natur und deren dialektische Formen nach dem Vorbilde Plato's immer fester und schöner begründete.

Schleiermacher's theologische Wirksamkeit in Halle hielt sich noch vorherrschend auf dem ethischen und allgemein religiösen Standpunct, und strebte von ihm aus das Leben in allen seinen sittlichen, wissenschaftlichen und

bürgerlichen Beziehungen zu durchdringen. Die Gegensätze des modernen Geistes aber, welche wir in Schriftstellern wie Gentz, Friedrich Schlegel, Görres, als die politischen Gegensätze des Völkerlebens, als die Gegensätze des Liberalismus und Legitimismus, hatten hervortreten sehn, die aber in diesen Geistern keinen heiligen Kampf, sondern meist nur ein knifflisches diplomatisches Spiel mit den Verhältnissen erzeugt hatten, diese Gegensätze stellten sich in Schleiermacher als die Gegensätze zwischen der freien sich selbst bestimmenden Denkkraft des Geistes und den positiven Formen der christlichen Offenbarungswelt dar.

Aus den politischen Umwälzungen des achtzehnten Jahrhunderts waren zuerst der Liberalismus und der Legitimismus als zwei entschiedene Lebensmächte hervorgegangen, in welchen sich die ablaufenden Ströme der Revolution gewissermaßen zertheilten und nun weitgreifend durch das innerste Dasein aller Völker sich vertrieben. Ebenso hatten sich aus den geistigen Umwälzungen dieses Jahrhunderts zuletzt als die verhängnißvollsten Gegensätze, an deren Kampf die wahre Fortentwickelung geknüpft worden, die herausgesondert und in die Mitte gestellt, welche wir als die Autonomie des denkenden Geistes dem orthodoxen Glauben an die Ueberlieferung gegenüber erblicken, und wir stehen hier, nach zwei Seiten hin, nach dem Aeußern und Innern unserer Lebensgestaltung, an den Quellpuncten unserer eigensten heutigen Bildung. Von Schleiermacher ist aber wesentlich zu sagen, daß er sich die hohe Aufgabe gestellt hatte, auf diesem geistigen Gebiet des Völkerlebens das Versöhnungswerk zu übernehmen. Dialektisch wirkend und vermittelnd, und darin zuweilen auf manchen Sprüngen und Schleichwegen der Reflexion betroffen, hat Schleiermacher aber niemals als Schwarzkünstler durch geheime Scheidekünste aus den

Trennungen des Geistes die Einheit zu destilliren gesucht. Sein größter Ruhm ist vielmehr der, als ehrlicher Kämpfer immer sein eigenes Leben eingesetzt zu haben für die allgemeine Sache der Menschheit, die er in der Versöhnung des religiösen Bewußtseins erstrebte. Die Widersprüche, die in ihm waren, erwachsen meist nur aus der Redlichkeit seiner Hingebung an die Sache, die in dem Augenblick, wo sie sich riesenstark fühlt, nun alle Zweifel des Geistes und jede Willkühr der Satzung zu durchbrechen, zugleich wieder schwach wird aus Rücksicht auf die Schwachen, und sich mit einem feinen Zart- und Taktsinn, der oft ein weibliches Element in Schleiermacher's Wesen bildet, hineinempfindet in die Aengsten des gläubigen, um seinen Frieden zagenden Gemüths. Rahel hat von Schleiermacher gesagt, er habe Messer in seinem Kopfe. Doch gehorchte diese schneidende Geisteskraft des Kopfes zugleich den sanften Bewegungen seines Herzens, das Flügel der Dichtung hatte, sowie sein Kopf Messer des Verstandes. Er verblieb jedoch nicht immer in dem Gleichgewicht, auf welches seine innere Natur ursprünglich angelegt war, und dann wurden die Schärfen und Ecken, welche sich in Schleiermacher's äußerer Gestalt zeigten, auch in seinem geistigen Wesen mächtig, und suchten durch den Witz und die Ironie gewaltsam die fehlende Harmonie wieder herzustellen.

Die bestehenden Trennungen des christlichen Lebens zu überwinden und zur Versöhnung zu bringen, hatte sich Schleiermacher nach allen Seiten hin zur Aufgabe gesetzt. In seinen im Jahre 1800 erschienenen „Monologen“ war nur in einer mehr gediegenen wissenschaftlichen Form und mit einigen der Fichte'schen Philosophie angehörigen Entwickelungen Das fortgeführt worden, was Schleiermacher in den Reden über die Religion mehr poetisch und mit romantischen Anflügen begonnen. Ent-

scheidendere praktische Bewegungen führte er aus in seiner 1804 herausgekommenen und zuerst anonym erschienenen Schrift: „Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens zunächst in Beziehung auf den preußischen Staat," worin der Gedanke einer Union der beiden protestantischen Kirchen, der zuerst von Schleiermacher ausgegangen, schon vollkommen ausgesprochen und seinem Grundwesen nach so entwickelt wird, wie er später im preußischen Staat zur Ausführung kam, ohne daß man nachher Schleiermacher's dabei gedacht hätte. Auch diese Wiederherstellung der protestantischen Kirchengemeinschaft suchte Schleiermacher auf die individuelle Freiheit zu begründen. Er entwickelte in dieser Schrift, wie es darauf ankomme, die Kirchengemeinschaft herzustellen, ohne daß die Unterschiede im Lehrbegriff und die Abweichungen im Rituale angetastet werden dürfen, und daß diese Wiederherstellung erfolgen müsse, ohne irgend Jemand in der Freiheit seines Glaubens und seines Thuns zu beschränken. Zugleich erklärte sich hier Schleiermacher entschieden dagegen, das Abendmahl überhaupt als ein dogmatisches Abzeichen zu betrachten, als sollten nur die es zugleich und auf einerlei Weise genießen, welche im Lehrbegriff genau oder im Ganzen übereinstimmten. Weder mit dem Begriff des Abendmahls noch mit der historischen Einsetzung desselben hänge eine solche Forderung irgend zusammen. Und was die Austheilungsworte betrifft, so dürfe man sie ja nur, wie sie in beiden Confessionen gewöhnlich sind, grammatisch betrachten, um sich zu überzeugen, daß keine dadurch ihre unterscheidende Lehrmeinung vom Abendmahle bestimmt ausdrücken und abbilden wollte.

Buchstäblich auf diese Ansicht Schleiermacher's, die zu einer historischen Thatsache in der preußischen Staats-

entwickelung werden sollte, wurde im Jahre 1817 die preußische Union gegründet, die ein heilsames und wohlthätiges Gesetz der Einheit in das öffentliche religiöse Leben brachte, bekämpft als das Gesetz der religiösen Indifferenz nur von den stehengebliebenen Altlutherischen, als deren geistige Vorkämpfer sich Scheibel und Steffens bemerklich machten, letzterer, nachdem er sich, wie er in seiner lutherischen Confessionsschrift *) sagte, ermüdet vom Wissen abgewendet, um sich auf der Ruhebank des Glaubens niederzulassen. Durch die Union hat der preußische Staat offen und thatsächlich das Prinzip der individuellen Freiheit in den Dingen der Religion anerkannt, denn die Union ist nichts Anderes, als ein solches öffentlich abgelegtes Bekenntniß des Staats über diese Freiheit, den Inhalt der Religion so zu denken, wie Jeder vermag nach seinem Innern und nach seinem Bedürfniß.

Es hat etwas Erhebendes, Schleiermacher schon in dieser Zeit, die noch so trübe und gebunden war, als den wissenschaftlichen Helden der protestantischen Freiheit auftreten zu sehen, so wie Luther als Glaubensheld und Lessing als der kritische Held dieser Freiheit vorausgegangen waren. Schleiermacher, der wissenschaftliche Freiheitsheld, er wollte die eigenste Kraft der Wissenschaft nur in der Versöhnung und Vermittelung entfalten, aber bei seinem ruhig durchdringenden, auf den Bahnen des Geistes sich vorsichtig abgränzenden Wirken ergriff ihn doch auch wieder dann und wann jene leidenschaftlichere Macht des protestantischen Geistes, die ihn scharf gewaffnet und mit allem blinkenden Rüstzeug der modernen Opposition versehen zeigte. So sehen wir ihn denn auch auf seinem wis-

*) Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Lutherthum ist. Eine Confession von Heinrich Steffens. Breslau 1831.

senschaftlich religiösen Gebiet, namentlich in dieser Zeit seines Lebens, die wir jetzt betrachten, dem Genius der politischen Freiheit seine Opfer darbringen, und zuweilen auch, wir dürfen es uns nicht abläugnen, sein Theil an der Stimmung bekunden, die aus der revolutionnairen Bewegung des Völkerlebens sich über alle Zeitgenossen verbreitet hatte, wie sich dies namentlich durch mehrere Stellen aus seiner angeführten Schrift über das protestantische Kirchenwesen darthun ließe.

Das klare, gesinnungstüchtige und persönlich freie Leben des Protestantismus war zuerst wieder in seiner ganzen Stärke durch Schleiermacher in Deutschland erweckt und in neue Entwickelung gesetzt worden, und dies Element war aus Schleiermacher's eigenster individueller Natur eigenthümlich hervorgewachsen. Dabei verhielt sich jedoch Schleiermacher tolerant gegen alle die verschiedenen Auffassungsstufen, auf denen das Christenthum im menschlichen Geist erscheinen konnte. So hatte er auch die dichterisch mystische Ansicht des Christenthums, die in Novalis lebendig geworden war, ebenfalls als eine ächte Stufe des christlichen Geistes anerkannt. Er that dies selbst in einer dichterischen Production, die noch seiner Wirksamkeit in Halle angehört, in dem herrlichen Gespräch: die Weihnachtsfeier, das zuerst 1806 erschien. In dieser religiösen Novelle suchte Schleiermacher die wahre Einheit und Freiheit des christlichen Geistes in seinen verschiedensten Ausstrahlungen und Abspiegelungen zu gestalten, und erkannte jeder wahren und ächten Persönlichkeit die ihr eigene Ausdrucksweise des Christenthums als gerechtfertigt zu. Wir haben es in dieser Dichtung mit den verschiedenen Trägern der christlichen Ansichten zu thun, die in ihrer persönlichen Berechtigung einander gegenüber gestellt werden, wobei aber entschiedener, als es Schleier-

macher später je gethan, der Versuch gemacht wird, zwischen dem christlichen Bewußtsein und der Speculation eine Ausgleichung zu geben. Als Gipfelpunct der hier vorgetragenen Ansichten erscheint Christus als der Mensch an sich, als die Einheit des ewigen Seins und Werdens, oder auch als der Geist, in welchem sich das Selbstbewußtsein der Erde gestaltet hat. Der Einzelmensch dagegen ist als das lediglich Werdende dem Abfall und Verderben preisgegeben, und bedarf daher der Erlösung, die dadurch bewerkstelligt wird, daß der Mensch an sich, welches Christus ist, in ihm wiedergeboren wird, und zwar als sein eigenster Gedanke, als wahrer Act seines Selbstbewußtseins selbst. Die Darstellung des Menschen an sich ist die Kirche, die dadurch gewissermaßen das Selbstbewußtsein der Menschheit ist. Wir werden diese Ideen später bei Schleiermacher weiter ausgeführt und entwickelt finden. —

Als eine eigenthümliche wissenschaftliche Persönlichkeit, die mannigfach von den historischen Bewegungen der Zeit angeregt und hin- und hergetrieben wurde, haben wir Adam Müller, einen Freund von Friedrich von Gentz, zu betrachten. In ihm hatte das romantische Prinzip, auf jenem schon früher von uns angedeuteten Durchgang durch den österreichischen Einfluß und verbunden mit dem ebenfalls in Wien erfolgten Uebertritt zum Katholizismus, sich zu einer bestimmten Staatstheorie ausgebildet, und ein System erzeugt, welches als romantische Politik oder politische Romantik sich eigenthümlich genug darstellte. Die romantische Staatswissenschaft war in Görres zu sehr der phan-

tastischen Subjectivität erlegen, als daß es zu einem eigentlichen System hätte kommen sollen. In Gentz aber, obwohl Adam Müller mehrmals in ihm seinen Meister bekannt und gefeiert hat, war die Hingebung an das praktische Bedürfniß des Augenblicks zu groß, und es kümmerte ihn deshalb weder die systematische Verknüpfung des Wissenschaftlichen in der Politik noch der romantische Zauber in der Aufführung einer mittelalterlich gestützten und modern angewandten Staatstheorie. Adam Müller aber war ein ruhig organisirender Kopf, von Hause aus mit einem wissenschaftlichen Geist begabt, und nicht zu unnatürlichen Extremen in der äußern Lebensstellung geneigt, weshalb er sich ohne Leidenschaft der vermittelnden theoretischen und systematisirenden Stellung, in der wir ihn wirken sehn, hingeben konnte. Auch er hatte mit preußischem Staatsdienst begonnen und seine Vaterstadt Berlin hatte ihn nicht zu fesseln und den heimischen Verhältnissen zu erhalten vermocht. Zur romantischen Schule behauptete er im Grunde eine selbstständige Stellung, und suchte als das höhere wissenschaftliche Bewußtsein derselben sie theils zu berichtigen, theils zu ergänzen. Er trug sich mit einem großen vermittelnden und ausgleichenden System, gewissermaßen mit Herstellung einer allgemeinen Nationalwissenschaft, in welcher Staat, Religion, Poesie und Leben einen festgegliederten Bund eingehen sollten. Es fehlte ihm deshalb in der romantischen Schule sowohl wie in den neuen wissenschaftlichen Richtungen und Verzweigungen des absoluten Idealismus die Seite des Saatslebens, die nicht darin ergriffen war. In seinen „Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur" heißt es in dieser Beziehung an einer Stelle: „Die kritische Revolution in Deutschland, in der absolut wissenschaftlichen Einseitigkeit, in der sie sich bisher fast ausschließend gezeigt hat, konnte

überhaupt deshalb keine große unmittelbare Wirkung auf die deutsche Nationalität hervorbringen, weil sie in das Wesen der gleichzeitigen Bewegungen der Gesellschaft sowohl in ihrem öffentlichen als in ihren Privat-Beziehungen thätig und fortgesetzt einzugehen, aus einem gewissen ganz unziemlichen Stolze verschmähte. Den Staat und seine gegenwärtige keineswegs mit Verachtung zu übersehende Gestalt setzte sie mit idealistischer Selbstgenügsamkeit über die Seite. Natürlich mußte sie, anstatt ihre eigene Bedeutung zu erhöhen, durch den unmittelbaren Drang der gesellschaftlichen Noth unserer Zeit überwältigt und dem absoluten Bewußtsein ihres eigenen Daseins überlassen werden!" — Zur Abwehr aber der Einseitigkeiten der romantischen Schule auf dem Literaturgebiete selbst heißt es dort: „Offenbar ward die durch Schlegel bewirkte Revolution, so fruchtbares, so bedeutendes Glied der Entwickelung sie auch ist, auf eine sehr unhistorische und unplatonische Weise geschlossen. Ein neuer, dem Kritiker selbst undurchdringlicher Zauberkreis ist um einzelne Zustände der Menschheit, um gewisse Lieblingsstellen der Kunstgeschichte gezogen. Die Barrieren sind vorgerückt, aber umspannen das größere Gebiet mit um so unerträglicherem Druck. Die engere Gränze um die alten französischen Autoritäten konnte sich eine geraume Zeit hindurch erhalten; die Macht jener konnte übersehen, unterhalten, also concentrirt werden; die neue deutsche Festung ist viel zu groß als daß sie lange widerstehen könnte. Ich gebe euch die französische Literatur mit allen ihren Dependenzen für die Griechen, die Minnesinger, Shakespear, Cervantes und Calderon, so wie ihr sie mir gezeigt habt, hin. Sobald ihr aber von mir verlangt, ich soll jene mit ihren Genossen für absolut und ewig einzige Dichter halten, sobald ihr mir auf einer weiten Wüste einzelne Gärten und Paradiese der Poesie absteckt, und mich

in diese verbannen wollt, so seid ihr mir um nichts weniger lästig, als jene Häupter des neuen Alexandrien. Wenn ich über den einzelnen Dichter, den ich in sich und im Ganzen zu schauen strebe, den größern Dichter, die Menschheit; wenn ich über das kunstreichste Werk des Einzelnen das große Gedicht, die Weltgeschichte, vergessen, wenn ich im Kampf gegen das Unwürdige meiner Zeit den Frieden mit meiner Zeit verlieren soll, so ist mir wenig gedient!" —

Diese Vorlesungen hielt Adam Müller zu Dresden im Jahre 1806, in einer entschiedenen und bedeutsamen Beziehung zu diesem schicksalsvollen Moment des deutschen Lebens, und mit dem bewußtvoll ausgesprochenen Zweck, durch ein zusammenhängendes Gemälde deutscher Geistesbildung auf die Anregung des Nationalgefühls und des Bewußtseins der Nationalgröße hinzuwirken. Zugleich giebt er hier in noch einfachen und zu keiner extremen Spitze ausgebildeten Grundzügen die Andeutung jener umfassenden Wissenschaft, durch welche er alle Richtungen der Gegenwart vermitteln und versöhnen, und das Leben des Staats mit dem Leben des Individuums harmonisch durchdringen, zu einem religiösen Bund ineinsgestalten will. Diese ersten Andeutungen zu der „theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft" tragen noch eine großartige und freie Perspective an sich, die mit den wahrhaft geschichtlichen Lebensentwickelungen des Volkes sich im Einklang zeigen. Zwar wird hier schon in der Reformation nur „der skeptische Geist der alten Welt" erblickt, und Burke als der „größte, tiefsinnigste, mächtigste, menschlichste, kriegerischste Staatsmann aller Zeiten und Völker" gefeiert. Aber es soll doch zugleich eine Wissenschaft der Politik begründet werden, die mit der Geschichte Eins ist, mithin ihre Gesetze aus dem lebendigen Naturgesetz der Entwickelung empfängt. Ein organischer Zusammenhang

von Wissenschaft und Staat soll eintreten, und aus der Wissenschaft des Staats zugleich ein Staat der Wissenschaft sich erheben. So sollen wir hier auf wissenschaftlichem Boden gewissermaßen dasselbe erhalten, was Novalis auf poetischem in seinem Heinrich von Ofterdingen auszuführen gesucht. Nämlich, gewissermaßen eine Verklärung und Vergöttlichung der ganzen Wirklichkeit, die durch jene höchste Concentration erreicht werden soll, in welcher sich alle einzelnen Erscheinungen des Lebens, der Wissenschaft, der Kunst wie in einem Brennpunct sammeln. Diese wissenschaftlich religiöse Vermittelung aller gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, die Adam Müller vorgeschwebt, verblieb jedoch in ihm mehr wie eine mystische Ahnung, und vermochte nicht gestaltig aus ihm herauszutreten. In seinen Anstrebungsversuchen, jene mystische Einheit der Wirklichkeit auszudrücken, erinnert er vielfältig an Ideen von Novalis, den er auch lebhaft verehrte und über alle andern Romantiker erhob. So sind solche Gedanken, wie sie Adam Müller in seinen Vorlesungen über Literatur und Wissenschaft aufstellt: „das Theater ist ächter Vermittler zwischen der Kirche und dem wirklichen Leben," oder: „das ehrwürdige Wort Messe, in seinem deutschen Doppelsinn, deutet auf den uralten Bund des Handels und der Kirche, auf die noch ältere, auf die ewige Einheit des äußeren und inneren Daseins," durchaus im Geist und in der Manier des Novalis. Adam Müller kündigte auch in diesem seinem Sinne der Vermittelung ein Journal für die vermittelnde Kritik an, das aber nicht zur Ausführung kam. Wie er aber die romantische Kritik in ihren Ausschließlichkeiten wieder zu beschränken trachtete, so wandte er sich auch am meisten wieder der vollen und unbedingten Anerkennung Goethe's zu, gegen welchen er jedoch einen neuen Vor-

wurf, seiner Meinung nach den einzigen, welchen man gegen Goethe erheben könne, ins Feld stellte, nämlich den: „die Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte und in allen Formen der Poesie und Philosophie ist selbst Goethen verborgen geblieben." Auch diese Ansicht hatte zuerst Novalis angedeutet.

Diese Richtung erschien vielleicht anfänglich nicht so bedenklich, als sie sich nachher immer mehr herausstellen mußte. Dies Bestreben einer religiösen Concentration aller Lebenserscheinungen, sobald es sich um eine Darstellung derselben in der Wirklichkeit handelte, konnte es wohl am Ende nur zu einer allegorischen Bedeutung bringen. Merkwürdig ist es aber, daß sich selbst für Goethe, der sich seiner Natur nach hier durchaus abhold erklären mußte, Berührungspuncte mit dieser Alles zur Religion erhebenden Mystik einfanden, wo er theilweise seine Uebereinstimmung an den Tag legte. Und zwar geschah dies durch den Maler Philipp Otto Runge, einen sehr begabten Mann von wahrhaft innerlichem Streben, welcher durch den Geist der romantischen Schule gefesselt worden und dadurch bestimmt, in seiner Malerkunst einen höchst eigenthümlichen Weg einzuschlagen suchte. Seine große Conception: die Tageszeiten, die in vier Blättern im Stich erschienen, liefert den Beweis davon, indem er in dieser phantastischen Darstellung aus den Arabesken eines täglichen und zeitlichen Weltlebens eine Religion, Geschichte und Philosophie umfassende Bedeutung, und die christlichen Mysterien selbst, heraustreten lassen wollte. Diese mystische Richtung führte ihn auch auf eine besondere Theorie der Farben, welcher Goethe eine nicht geringe Wichtigkeit beilegte. Doch verließ sie in der Anwendung auf das sittliche und religiöse Gebiet sofort allen wissenschaftlichen Boden, indem sie in der Farbenerscheinung die eigentliche Offenbarung des re

ligiösen Mysteriums erkennen wollte. In einem Briefe, welcher sich in seinen kürzlich gesammelt erschienenen Schriften befindet, sagt Runge in dieser Beziehung: „die Farbe ist die letzte Kunst, und die uns noch immer mystisch ist und bleiben muß, die wir auf eine wunderlich ahnende Weise wieder nur in den Blumen verstehen. Es liegt in ihnen das ganze Symbol der Dreieinigkeit zum Grunde. Licht, oder weiß, und Finsterniß, oder schwarz, sind keine Farben, das Licht ist das Gute, und die Finsterniß ist das Böse (ich beziehe mich wieder auf die Schöpfung); das Licht können wir nicht begreifen und die Finsterniß sollen wir nicht begreifen, da ist dem Menschen die Offenbarung gegeben und die Farben sind in die Welt gekommen, das ist: blau und roth und gelb. Das Licht ist die Sonne, die wir nicht ansehen können, aber wenn sie sich zur Erde, oder zum Menschen neigt, wird der Himmel roth. Blau hält uns in einer gewissen Ehrfurcht, das ist der Vater, und roth ist ordentlich der Mittler zwischen Erde und Himmel; wenn beide verschwinden, so kommt in der Nacht das Feuer, das ist das Gelbe und der Tröster, der uns gesandt wird — auch der Mond ist nur gelb." —

Die religiöse Grundlage der Staatswissenschaft und der Staatswirthschaft blieb aber auch bei Adam Müller nur ein Postulat. Zum Theil gelangte dasselbe zur Ausführung durch die berühmte „Restauration der Staatswissenschaft, von Karl Ludwig von Haller, doch gewann hier die katholische Richtung, welche in Haller ebenfalls vorwaltete, eine mehr praktische Haltbarkeit. Wo der katholisirende Absolutismus und Legitimismus bei den romantischen Politikern sich in transcendentalen Ideen verflüchtigte, da suchte er bei Herrn von Haller vielmehr recht eigens am Erdboden zu haften und die ewigen absoluten Rechte aus dem Grundbesitz, aus den Ter-

ritorialrechten herzuleiten. Dieses vollendete System des Absolutismus, welches sich bei Haller auf dem obersten Prinzip eines an der Besitznahme des Territoriums haftenden ewigen Herrschafts- und Eigenthumsrechts aufbaute, belegte auch gewissermaßen die ganze Wirklichkeit mit einem religiösen Bann, welchen hier der Grundbesitz ausübte. Diese grundherrliche Gewalt, welche auch die Kirche sich zu erwerben hatte, wurde der Ausfluß aller gesetzlichen Verhältnisse, sie heiligte jeden Zwang, welchen absolute Herrschaft und aristokratische Willkühr innerhalb des von ihnen eingenommenen Teritoriums anzuwenden für gut finden möchten. Die bereite Aufnahme, welche das Haller'sche System in Europa fand, und zwar unmittelbar nach einer Zeit (1816), welche einen großen historischen Kampf durchgefochten und noch in allen ihren Adern den wahren Lebensprozeß der Geschichte fühlen mußte, kann uns in vielem Betracht wehmüthig ergreifen und als ein trauriges Zeichen erscheinen. Es tritt aber die Haller'sche Restauration der Staatswissenschaften gerade in dem Moment, wo sie zuerst erschienen, mit ihren das Licht der Völkerkraft wieder verfinsternden Theorieen bedeutsam genug hervor, indem sie den Eintritt der Reaction gegen den freien und selbsteigenen Aufschwung des Völkerlebens anzeigt.

Betrachten wir jetzt den nationalen Aufschwung, welcher sich in Deutschland während der sogenannten Befreiungskriege in den Jahren 1813 bis 1815 zeigte, so müssen wir denselben einen hochherrlichen und von Grund aus belebenden nennen. Es war eine Epoche voll gesunder Thatkraft und frischer Lebensentfaltung, eine neue Zukunft der Nationalität blitzte sonnig über den Häuptern der Kämpfen-

den und Strebenden auf. Die Schönheit dieses Zeitraums schildert am besten die Poesie, welche in stolzer und freudiger Begeisterung aus diesen Bewegungen hervortönte und an ihnen ihren Stoff erkor. Leier und Schwert wurde das Symbol dieser Muse. Theodor Körner zeigte eine edle Begeisterung in einem schönen poetischen Naturell. Die Lyrik der Befreiungskriege hatte in ihm ihre liebenswürdigste Vertretung, sonst war schwerlich ein nachhaltiger poetischer Kern in ihm. Seine dramatischen Arbeiten schwanken zwischen Schiller und Kotzebue, und konnten keine eigenthümliche Form gewinnen. Aber Körner's Gedichte waren das Organ der vaterländischen Jugend dieser Zeit, und sind darum eines ihrer edelsten Monumente geworden. Eine Gesammtausgabe seiner Gedichte besorgte Streckfuß in einem Bande (Berlin 1834).

Ihm verwandt ist Max von Schenkendorf, der das herrliche Landsturmlied: „die Feuer sind entglommen" gedichtet hat. Seine Gedichte erschienen Stuttgart 1815, und wurden durch seinen „Poetischen Nachlaß" (Berlin 1832) reichhaltig vervollständigt.

Mehr geistige Macht und Schwung hatten die patriotischen Gesänge von Friedrich August von Stägemann, aber sie erlangten nicht die populaire Wirkung, wie die von Körner und Schenkendorf. Der Dichter sammelte sie unter dem Titel: „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten" (Berlin 1828.) Auch als Sänger der Liebe hat Stägemann einige ausgezeichnet schöne Sonette gedichtet, welche an seine Gattin gerichtet sind, und die er, nach ihrem Tode, unter dem Titel: „Erinnerungen an Elisabeth," als Handschrift gedruckt (Berlin 1835), erscheinen ließ. —

Friedrich Rückert trat unter dem Namen Freimund Raimar mit seinen poetischen Gedichten und ge-

harnischten Sonetten hervor, die einen kräftigen nationalen Lebensmuth aussprachen. Auch gab er, jedoch erst nach dem Sturze Napoleons, eine politische Komödie, welche den Kaiser der Franzosen behandelte, heraus.

Ein Mann von feuriger Gesinnung und Geisteskraft ist Ernst Moritz Arndt zu nennen, er, der große Franzosenfeind, der deutschen Rheingränze muthiger Wächter, und Verfasser so mancher Philippica gegen Napoleon. Sein Wirken ruhte stets auf einer umfassenden und bedeutenden Grundlage, in der sich wissenschaftlicher Geist mit einer dichterischen Phantasie durchdrangen. Damals dichtete er treffliche Schlachtlieder und Volksgesänge, die Haare auf den Zähnen und tiefe Gluth im Herzen hatten. Sein Lied von Blücher ist klassisch in diesem Genre zu nennen. Besonders aber wirkte durch historische und politische Darstellungen sein „Geist der Zeit," (erster Theil, Altona, 1807, 3. Auflage 1815; zweiter, dritter und vierter Band, Berlin 1813 und 1818), ein Buch voll kühner Freisinnigkeit, das eine ungemeine Verbreitung gewann. Später ist Arndt etwas hinter der Strömung der Zeit zurückgeblieben, und er ist besonders ihren neuesten Bewegungen nur widerwillig und wie mit gelähmten Flügeln gefolgt, was so vielen Männern aus der Zeit von 1813 begegnen mußte. Doch blieb stets seine unverfälschte biedere deutsche Gesinnung gleich hoch zu achten, auch zeigte er sich billig genug, jenen Bewegungen der Neuzeit nicht durchaus ihr Recht abzusprechen, und wenigstens die Existenz mancher modernen Richtungen nicht zu läugnen, wenn er sich auch selbst in eine gewisse Ferne von ihnen stellt. Sein Hauptthema ist bis auf den heutigen Tag die Rheingränze geblieben, deren Deutschheit er immer mit dem alten Eifer und dem alten Franzosenhaß gegen die „schleichenden und schlangenzüngelnden Welschen" verficht. Dies sein Thema

hat sich denn auch als vorhaltend bewährt, indem es in der neuesten Zeit so schwungvoll wieder aufgenommen und zu nationalen Declamationen benutzt wurde, wobei freilich auch manche sehr ehrenhafte deutsche Stimme sich wieder erhob. Von Arndt aber wird man nie behaupten können, daß er sich jemals in einem unfreien Geiste zu seiner Zeit gestellt. Er hat mit besonders starker und gläubiger Hoffnung an der Bedeutsamkeit Preußens für die Zukunft Deutschlands festgehalten, aber auch dies nur in einem freien und der öffentlichen Entwickelung zuträglichen Geist. Die ganze Bedeutsamkeit seines Charakters stellt sich in seinen in der letzten Zeit herausgegebenen Selbstbekenntnissen: „Erinnerungen aus meinem Leben und meiner Zeit" (Leipzig 1841) erschöpfend heraus. Das rege Fortleben seines wissenschaftlichen Geistes legte er zuletzt in seiner „Vergleichenden Völkergeschichte" (Leipzig 1843) an den Tag, worin treffende und geistvoll verbindende Beobachtungen über das innerste Wesen der geschichtlichen Entwickelung aufgestellt sind.

Auch von Ludwig Uhland wollen wir an dieser Stelle sprechen, obwohl er nur theilweise diesem Zeitraum angehört, und der reine poetische Geist, welcher in ihm lebte, sich eine allgemeine Ausbildung und Bedeutung zu gewinnen strebte. Aber wie in seiner Poesie die deutsche Freiheit und die deutsche Gemüthsherrlichkeit den Grundton abgaben, so stimmte sie auch mächtig in jene Jubelklänge der nationalen Erhebung des Vaterlandes ein, welche die deutsche Dichtung zur Zeit der Befreiungskriege so muthberauscht umhertrug. Einem begünstigten deutschen Volksstamme angehörig, welcher sich eben so sehr durch seinen tiefinnern poetischen Kern und eine naturvolle starke Gemüthsinnerlichkeit auszeichnete, als er sich auch schon von Alters her im Besitz freier und volksthümlicher Verfassungsformen befunden, mußte der schwäbische Dichter schon von vorn her-

ein auf den ergiebigsten Voraussetzungen ruhen. Uhland war auch zunächst durchaus der Dichter seines würtembergischen Volksstammes, dessen heiter kräftiges Naturell, dessen landschaftliches Element und ächt volksthümliche Gesittung er überall in seinem Charakter wiederspiegelt und zu schönen Formen erhebt. Das herrliche Naturleben, das in Uhlands Gedichten sich entfaltet, ist immer zugleich der Ausdruck der edelsten, freiesten und kräftigsten Gesinnung, die sich harmonisch und kunstgemäß zu gestalten sucht. Von den rebenbepflanzten Bergen in die volksgedrängten Thäler herab, an den Bächen und in den Wäldern, überall rauscht es von Poesie und Gesang, und die Poesie ist das Volk und der Gesang ist die Freiheit. Und wo die Gegenwart umdüstert ist und keinen Raum hat für all das überschwängliche Liebes- und Freiheitsleben, da kommt die alte Sage mit ihrem Zauberspiegel durch den Wald hergeschwebt und führt an ihrer Hand die Poesie in die alte goldene Zeit, in die Zeit der Minne und der Helden, in das Mittelalter zurück.

Die Verbindung der Poesie der Freiheit mit der Lebensherrlichkeit des Mittelalters erscheint in Uhland als ein eigenthümlicher Zug seines Naturells, und als Ausfluß derjenigen gesunden Romantik, die wir früher in ihrem aus dem Lebensgeist des deutschen Mittelalters sich entwickelnden Begriff anschaulich zu machen gesucht haben. In Uhland haben wir den Dichter, in welchem Romantik und Freiheit nicht als zwei absolute Gegensätze auseinander fallen, sondern sich zur Einheit eines vollen und kräftigen Lebens verbinden, und zwar durch das Vermittelungsglied der wahren Volksthümlichkeit, die, wie wir früher ausführlicher auseinander gesetzt haben, im Mittelalter selbst das romantische Lebensprinzip mit dem Geist der Freiheit durchdrungen. Hatte Uhland hierin mit dem ursprünglichen

besseren Geist der romantischen Schule eine Verwandtschaft, so muß doch sein Bildungsweg ein durchaus eigenthümlicher und selbstständiger genannt werden, der ihn dann auch von allen den Verwirrungen, von welchen wir jene Schule in ihrer Weiterentwickelung betroffen sehn, frei erhielt. Ihm fehlte auch auf der andern Seite zu solchen Verwirrungen jene dialektisch ironische Anlage, die sich unterwühlend auf das Sittliche und Gesellschaftliche wirft und aus gefährlichen Selbstentzweiungen die höchsten poetischen Wirkungen erstrebt. In diesem Sinne war Uhland kein Romantiker. In ihm war Alles harmonisch, einheitlich aus einem Stück, ein festes und unverrückbares Gefüge. In dieser eigenthümlichen gesunden Durchbildung, welche wir an Uhland anerkennen müssen, ist aber der Einfluß Goethe's auf diesen Dichter sehr hoch in Anschlag zu bringen. Ließ sich Uhland von den Romantikern nicht irren, so ließ er sich dagegen durch Goethe zu künstlerischer Klarheit in Geist und Form bestimmen. Es ist merkwürdig, hier die Goethesche Natur mit ihrer heiter bildnerischen Plastik vermittelnd eintreten zu sehen zwischen der mittelalterlich romantischen Richtung und der liberalen historischen Bewegung der Neuzeit. Diese Vermittelung übte sie ohne Zweifel in Uhland aus, welcher den romantischen Ueberschwang des Volksgedichts an der feinen Begränzungskunst Goethe's zügelte. Man hat darin oft Nachahmung der Goethe'schen Form erkennen wollen, was sich, wenn man will, besonders in Uhland's Balladen und Romanzen aufzeigen ließe. Aber man kann im Grunde nicht Nachahmung nennen, was ein aus dem Einfluß des andern Dichters gewonnenes Maaß der Darstellung, was ein abgelauschtes Geheimniß der Form ist. Ebenso viel, als aus Goethe, hat Uhland auch aus der mittelalterlichen deutschen Poesie für seine Formen gewonnen. Die durch die romantische Schule vermittelte

Richtung der Studien auf diese Poesie theilte auch Uhland angelegentlichst, wovon seine Abhandlung über Walther von der Vogelweide (Stuttgart 1822) einen schönen Beweis gab. In seinen Balladen und Romanzen aber begegnen wir dem mittelalterlichen Leben in Hülle und Fülle, und sehen, wie des Dichters Sehnsucht bei diesen Rittern und Königssöhnen, bei Goldschmied's Töchterlein, bei versunkenen Schlössern und verzauberten Wäldern weilt. Die Sage des eigenen Volksstamms aber wird auch hier mit Vorliebe behandelt, wie sich im Eberhard der Rauschebart zeigt. Auch in der dramatischen Form suchte Uhland die vaterländischen Stoffe zu gestalten, („Herzog Ernst von Schwaben" (Heidelberg 1817) und „Ludwig der Baier" (Berlin 1819), doch muß man wohl seinen Beruf zur dramatischen Poesie überhaupt bezweifeln. Es war durchaus keine innere Spannung der Gegensätze in Uhland, und darum fehlt ihm in seinen beiden Stücken das eigentlich dramatische Pathos, an dessen Stelle die leidenschaftslose kalte Verhandlung eintritt. Die erste Sammlung seiner „Gedichte" erschien 1814, und seitdem liegt eine beträchtliche Anzahl von Ausgaben derselben vor uns, die nach und nach immer umfassender und reicher geworden sind.

Hier wollen wir auch des ritterlichen Sängers Baron de la Motte Fouqué in Ehren gedenken, von welchem Uhland singt:

Auch unsers deutschen Liedertempels Pfleger,
Sie sind dem Kriegesgeiste nicht verdorben,
Man hört sie wohl, die freud'gen Telynschläger
Und mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, du, o schwarzer Jäger,
Wohl seid ihr ritterlichen Tod's gestorben!
Und Fouqué, wie du mir das Herz durchdringest!
Du wagtest, kämpftest, — doch du lebst und singest.

In Fouqué verwebte sich das Element der Befreiungskriege mit der Romantik zu einer ritterlichen Gestalt, die sich in den Illusionen, als sei die alte goldene Zeit der Minne und des Ritterthums wirklich zurückgekehrt, behaglich und selbstgefällig umherschaukelte. So besingt er in dem romantischen Heldengedicht: Corona (Berlin 1814) sich selbst und sein treues Roß ganz im Geschmack der alten Heldendichtung. Zugleich war er ein durchweg tugendsamer Ritter, und so erhielten in ihm die Ausschweifungen der romantischen Schule gewissermaßen auf dem eigenen Gebiet ihre sittliche Correctur. Auch das Hoffmann'sche Teufels- und Kobolds-Element ist in der Fouqué'schen Poesie wahrzunehmen, aber auch dies tritt nicht im Extrem, sondern geklärt und gereinigt bei ihm auf. Ein durch und durch poetisches Naturell, ist Fouqué doch zu früh in Manierirtheit untergegangen, um das zu leisten, was er seinen allerdings bedeutenden Kräften nach vermocht hätte. Seine Undine (zuerst Berlin 1813) ist aber wohl als eine vollendete, von einem wahren poetischen Geist durchdrungene Dichtung im Gedächtniß zu behalten. Auch sein Roman „der Zauberring" (Nürnberg 1816, 3 Bände) ist eine der beliebtesten Dichtungen in der deutschen Literatur geworden.

Neben ihm stellt sich uns sein Freund Franz Horn in dieser Reihe dar. Dieser treffliche Mann verdient die Vergessenheit nicht, der ihn das deutsche Publikum anheimgeben zu wollen scheint. Aus der romantischen Schule nicht geradezu hervorgegangen, aber doch an dem Einfluß derselben erwachsen, strebte und rang er, sich eine eigenthümliche Stellung in der Literatur zu gewinnen, und ein ästhetisches Bewußtsein über der romantischen Schule zu behaupten. In allen Dingen dem Extremen abhold, stellte er eine ruhige literaturfromme Mitte dar, die es in man-

chem Betracht zu etwas Ersprießlichem gebracht hat. Seine Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte („Geschichte und Kritik der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luther's Zeit bis zur Gegenwart," vier Bände, Berlin 1822—1829) haben viel Verdienstliches und Lehrreiches, der Stoff der Literatur ist darin oft auf eine eigenthümliche Weise durchdrungen und gewonnen, und wenn auch die Kritik Franz Horn's leicht einseitig wird und sich an Gefühlsmomente hängt, die eigentlich das Urtheil gar nichts angehen sollten, so verbindet er doch mit seinen Fehlern auch die entschiedensten Vorzüge. Sein literarhistorisches Werk ist namentlich für die Literatur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts werthvoll, und man lernt daraus viele Einzelzusammenhänge und individuelle Details kennen, die kein Anderer so zusammengestellt hat. Seine Romane und Novellen, unter denen er „die Dichter" (3 Bände, Berlin 1801, neue Auflage 1817) selbst für sein bestes Werk erklärt hat, sind für ein stilleres andächtiges Publikum geschrieben, und sprechen, bei einer nicht gewöhnlichen plastischen Vollkommenheit und Charakterzeichnung, eine tröstliche Lebensklarheit und einen tiefgebildeten ethischen Sinn aus. Franz Horn ist, wie Fouqué, was den literarischen Ruhm anlangt, einer gewissen Manierirtheit zum Opfer gefallen, die das Verderblichste für einen Schriftsteller ist. Sie entsteht besonders aus einer Art von Selbstverliebtheit des Autors, die dem Geist nicht mehr die freie Fortbewegung läßt, sondern ihn in seinen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten so verfängt, daß eigentlich das Zufällige an ihm die Hauptsache zu werden anfängt. Bei Franz Horn kam auch noch ein gewisses Schönthun mit dem Kranksein hinzu, das er sich bei fortwährenden eigenen Leiden angewöhnt hatte. Dieser poetische Heiligenschein,

welchen er um die Krankheit wob, schreckte aber viele Leser von ihm zurück. —

An dieser Stelle, wo sich in das von uns entworfene Literaturbild dieser Zeit die letzten Fäden der romantischen Schule verweben, ist es auch Zeit, des Freiherrn Joseph von Eichendorff zu gedenken, welcher gewöhnlich der letzte Romantiker genannt wird. Dieser liebenswürdige Dichter, dessen Werke nun in einer kürzlich erschienenen Gesammtausgabe (Berlin, bei Simion) vor uns liegen, hat den romantischen Geist auf die unschuldigste Weise fortgepflanzt. Es ist vorzugsweise die Romantik des Naturlebens, welche in seinen Poesieen, namentlich aber in seinen herrlichen Liedern, ihren Ausdruck findet. Das musikalische Element, sowohl in der Form, wie in der Betrachtungsweise, ist das überwiegende an Eichendorff; Alles muß sich ihm in Melodieen fügen, und das Leben erhält seine schönste Bedeutung in diesem träumerischen Wellenschlag der Gefühle, in diesem Gleichmaaß der sich hin- und herschaukelnden Empfindungen. Dies lyrische Behagen, in das sich Alles bei ihm einspinnt, erscheint dann zugleich als das höchste Lebensideal, und wird in seiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" humoristisch als solches gefeiert, in welchem sehr anerkennungswerthen Taugenichts wir erlaubtermaßen den Dichter selbst in seinen stillen Lebenswünschen belauschen dürfen. Die musikalische Natur Eichendorff's fühlt sich über allen Ideenzwiespalt hinausgehoben, und es geht deshalb bei ihm Alles friedlich ohne alle geistige und sittliche Kämpfe in einem harmonischen Ebenmaaß ab. Was hat auch das reine Dichterblut mit solchen Kämpfen zu schaffen? Diese Singvogelnatur hat ausdauernde Harmlosigkeit genug, um einen ganzen Roman, ein ganzes Leben lyrisch verhallen zu lassen, wie es in dem Roman „Ahnung und Gegenwart" geschieht, welchen zuerst Fouqué einge-

führt. Eichendorff's Dramen, unter welchen sich „Ezzelin von Romano" auszeichnet, haben ebenfalls diesen lyrisch verschwebenden Charakter, der natürlich der wahren dramatischen Körperlichkeit nachtheilig werden muß. Bei diesem Dichter muß selbst das Tragische einen lieblichen Schmelz annehmen, auch alle Schrecknisse sänftigen sich unter seiner melodischen Hand. Auch ihm sind, wie den andern Romantikern, die blitzenden Waffen des Humors und der Ironie gegeben, aber er verwendet die letztere nur zu sehr unschuldigen polemischen Zwecken, wie in „Meyerbeth's Glück und Ende" gegen den sonderbaren Shakspeare-Uebersetzer Meyer, oder er macht im Allgemeinen den Philistern den Krieg im „Krieg den Philistern." —

Hier wollen wir auch Adam Oehlenschläger nicht zu nennen vergessen, dessen poetisches Blut mit den Romantikern verwandt ist, mit denen er sich auch, besonders in dem Kreise der Frau von Staël zu Coppet, mehrfältig begegnete. In seinem dänischen Vaterlande dürfte Oehlenschlägern nach Verhältniß der dortigen Literaturentwickelung noch ein höherer Platz in der Poesie zuzuerkennen sein, als bei uns, obwohl ihm auch in der deutschen Literatur seine Stelle, die er sich mit so vieler Liebe und Ausdauer errungen, nicht geschmälert werden soll. Seine Schriften verdienen als wahlverwandte der deutschen Poesie eine fortwährende achtende Anerkennung. Aus den uns stammverwandten Nordländern sind besonders drei Männer zu uns herübergekommen, welche mit Geist und Liebe in der deutschen Literatur ein zweites Vaterland suchten, indem ihnen die angeborenen heimathlichen Gränzen nicht genügten. In dem seltsamsten Verhältniß zur deutschen Poesie befand sich in dieser Hinsicht der geniale, tief zerrissene Jens Baggesen, indem er die Ausübung der vaterländischen Dichtkunst unbefriedigt aufgab, und doch in Deutsch-

land gerade den bedeutendsten Dichtern, wie Goethe und Tieck, mit einer höchst feindseligen Polemik entgegentrat. In diesem nicht unbegabten aber durchaus verworrenen Dichter zeigt sich ein solcher Mischmasch von poetischen, philosophischen und politischen Richtungen, daß es schwer hält, seiner beständig wechselnden Natur einen bestimmten Charakter nachzusagen. Während Baggesen die romantische Schule anfeindete, war er doch zugleich ihr Nachahmer. Doch ahmte er noch vielen andern deutschen Dichtern nach. Von seinen deutschen Werken sind die „Gedichte" (Hamburg 1803, zwei Bände) und die „Heideblumen" (Amsterdam 1808, zwei Bände) zu erwähnen, außerdem seine wunderlichen epischen Dichtungen: „Parthenais oder die Alpenreise" (1812), und das humoristische Epos „Adam und Eva oder die Geschichte des Sündenfalles" (Leipzig 1826). Einzelne große Anschauungen ringen darin mächtig mit dem Nachtdunkel eines verworrenen Geistes, das häufig durch satirische Blitze, nicht selten auch durch triviale Tändeleien sich zu erhellen sucht. Werthvolle und für die Charakteristik der Jahre 1790 bis 1801 bedeutende Mittheilungen enthält sein „Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi" (Leipzig 1831, zwei Bände). Von einer Sammlung seiner poetischen und prosaischen Schriften in dänischer Sprache erschienen 11 Bände (1827—1831).

Steffens, von dem wir später noch ausführlicher zu reden haben, wurde ganz Deutscher in Wissenschaft, Leben und Kunst. Oehlenschläger dagegen suchte in gemüthlicher Ausgleichung beiden Richtungen zu leben, und sang in befriedigter Selbstgenügsamkeit dänisch und deutsch zugleich seine Lieder. Steffens und Baggesen hatten aus einem leidenschaftlichen verzehrenden Drang nach Bildung, aus einer geistigen Unruhe, die Heimath verlassen und aufgegeben, um in deutscher Philosophie und Poesie

für ein heißes Streben Befriedigung zu finden. Nicht so Oehlenschläger, der nicht durch innere Stürme nach Deutschland verschlagen wurde, sondern friedlicher Weise deutsche Bildung sich aneignete, der mehr mit ämsig schaffendem Fleiß, als mit dem Drang des Genies an deutschen Mustern sein Talent nährte und entwickelte. Das Schönste und Eigenthümlichste an Oehlenschläger ist seine Mährchenphantasie. Besonders hat er im Mährchendrama Ausgezeichnetes geleistet, in welchem er vor seinem Vorgänger und Meister Tieck den Vorzug einer größern Regelmäßigkeit der Darstellung behauptet, wenn er ihm auch freilich in der geistreichen und originellen Auffassung nicht gleichzukommen vermag. Auch die satirischen Nebenblicke und humoristischen Hinblicke auf die Wirklichkeit hat Oehlenschläger in seinem Mährchendrama mit Tieck gemein, wie man besonders in seinem „Alladin" sieht, aber der Eindruck des eigentlich Mährchenhaften und Phantastischen bleibt ihm doch Hauptthema, das er in fleißiger Ausführlichkeit der Form regelrecht durchzuarbeiten sucht. Von allen seinen Arbeiten hat sich in Deutschland sein „Correggio" am längsten in Gunst und Aufnahme erhalten, obwohl man den Geschmack dieses theilweise verdienstvollen Dramas nicht billigen kann. Oehlenschläger ist bis in die letzte Zeit hinein mit Eifer und Erfolg productiv geblieben, obwohl er in seinem Vaterlande durch eine neue Generation, welche zum Theil die Oberflächlichkeit und Seichtigkeit seiner ästhetischen Prinzipien nicht mehr billigt, in dem Genuß seines Ruhmes gestört worden ist. Eine Ausgabe seiner deutschen Schriften erschien in achtzehn Bänden, Breslau 1829—1830.

---

11. Die Restauration und der Romanticismus in Frankreich.

Die seltsame Mittagsstille, welche nach Abschluß der Wiener Traktate sich des Völkerlebens bemächtigte, konnte in gewissem Betracht als günstig für die Beschäftigung mit Poesie und Wissenschaft angesehen werden. In Frankreich zeigte sich auch unmittelbar nach Wiederherstellung der Bourbonen ein sehr reges literarisches und wissenschaftliches Treiben. Man wandte sich einerseits nach den großen geistigen Hervorbringungen der Vergangenheit, nach den Schriftstellern der alten Zeit zurück, und suchte in jeder Weise, besonders durch Veranstaltung von Ausgaben dieser Autoren, den antiquirten Nationalruhm zu erneuern; anderntheils gab man sich mit eben so großer Aufregung an neue Richtungen, Ideen und Systeme hin, welche der Heraufführung der Zukunft, der Begründung einer neuen Culturepoche gewidmet waren. In Deutschland aber trat in dieser Restaurationsperiode ein merkliches Nachlassen der geistigen Spannkraft ein, und namentlich die Literatur verlor wieder den Zusammenhang mit dem öffentlichen Leben, den sie kaum ergriffen hatte. Einerseits begann eine seichte Belletristik vorzuherrschen, welche der schläfrigen und wieder auf nichtsnutzige Privatinteressen gerichteten Stimmung Vorschub leistete. Die Namen Clauren, Theodor Hell, Friedrich Kind, Gustav Schilling (welcher letztere jedoch ein ursprünglich sehr bedeutendes Talent in der Sündfluth seiner Romane ertrinken ließ) gediehen in dieser Zeit.

Bedeutender entwickelte sich jetzt das allgemeine literarische Leben in Frankreich. Die Literatur nahm in den jungen strebenden Geistern seit der Restauration bald eine besondere und eigenthümliche Form an, für welche

auch der Parteiname nicht ausbleiben konnte. Es sind die Romantiker, welche diese neue Bewegung in ihrer Nationalliteratur begannen, und vorzugsweise deshalb Romantiker waren, weil sie nicht mehr Classiker im Sinne jener überlieferten abgeschlossenen Normen der poetischen Darstellung sein wollten. Der französische Romanticismus war somit in seiner ursprünglichen Bedeutung nichts als die Partei der französischen Jugend selbst, deren Streben, die französische Literatur und Sprache zu emancipiren, mit diesem Namen getauft wurde. Und diese Emancipation ging nicht ohne den Einfluß vor sich, welchen die Verbreitung deutscher und englischer Poesie in Frankreich, namentlich aber die unter der französischen Jugend aufgekommene Vorliebe für Schiller, Hoffmann und Lord Byron ausgeübt hatte. Durch diese Elemente wurde die Entwikkelung und Richtung des französischen Romanticismus ohne Zweifel am entschiedensten bestimmt und gefärbt. Auch kann man sagen, daß die deutsche Sprache selbst hierin auf die französische eingewirkt habe, wenigstens in dem allgemeinen Sinne, als in der deutschen Literatur sich vor Allem herausstellte, daß hier die Macht des Gedankens und Gefühls eine geistige Alleinherrschaft über Sprache und Wortbildung sich begründet. So suchten die Romantiker ihr Streben nach einer gleichen geistigen Elasticität in ihrer Nationalsprache zu einem systematischen Widerstande gegen die versteinerten Normen der Classicität auszudehnen. In dem Maße aber, als in dieser Richtung das freie Recht des Gedankens in der Sprache anerkannt werden sollte, hatte auch der Lebensinhalt der Poesie selbst sich zu befreien und auszudehnen. Die Dichtungen der Romantiker sollten zu treuen und schonungslosen Spiegeln des wirklichen Lebens werden, während das prude Manschettenthum der Classicität das wirkliche Leben nicht kannte und deshalb

mit geringer Mühe auf den Stelzen seines Kothurns erhabene Theatertugenden vorüberschreiten lassen konnte. Und hierdurch hat eben der Romanticismus einen culturgeschichtlichen Einfluß in Frankreich gewonnen, daß er nämlich eine tiefere Lebenspoesie zu schaffen bestrebt war, die in den Wurzeln der Wirklichkeit hängt und durch ächt menschliche Motive in das Herz der Nation überzugreifen sucht. Diese jungen Dichter bemächtigten sich dann auch einer der Hauptaufgaben der modernen Poesie, nämlich die Sünde und das Laster darzustellen, mit einer bisher noch nicht gekannten Freiheit der Behandlung, und zogen sich dadurch auch vielfältig den Vorwurf der Unsittlichkeit zu, der in manchem Betracht gegründet, unter einem höheren Gesichtspunct aber auch wieder aufzuheben ist.

Wir haben hiemit die Idee des französischen Romanticismus in ihrem allgemeinsten Umriß angegeben, doch wurde die Wirklichkeit seiner Erscheinung in der Literatur und in der Zeit noch eine mannigfach bedingte und schillernde. Die Romantiker waren eine literarische Bewegungspartei, weil sie die Emancipation der Sprache durch den Gedanken, die Emancipation der Poesie durch das wirkliche Leben erstrebten, aber zugleich waren sie mit Elementen erfüllt und genährt, welche sie ursprünglich keineswegs mit der Partei des Liberalismus zusammenfallen ließen. Vielmehr waren die mittelalterlichen, katholischen, ritterlichen und royalistischen Richtungen, an welchen sich der Romanticismus zunächst heranzubilden hatte, geeignet genug, um die Jünger dieser Partei anfänglich mit dem Liberalismus zu verfeinden. Das stille politische Leben unter der Restauration, das die öffentlichen Gegensätze der Parteien ohnehin zu keiner bedeutenden Demonstration herausforderte, ließ auch diese ursprüngliche politische Färbung der Romantiker im Grunde zu keiner eigentlichen politischen Partei-

stellung heranwachsen. Dagegen suchten die Gegner des Romanticismus selbst, die ihren classischen Widerstand theils sehr schwach, theils mit sehr unklugen Mitteln behaupteten, die junge Partei mit aller Gewalt in die Opposition hineinzutreiben, indem sie zur Unterdrückung der romantischen Bestrebungen sich an die Staatsmacht und den König selbst wandten. Bekannt ist die Bittschrift, welche sieben classische Dichter an Karl X. richteten, um von ihm die Aufrechterhaltung der Classicität des Theatre français zu begehren. Der Satiriker Baour-Lormian war noch der Einzige, welcher den Kampf gegen den Romanticismus mit einigermaßen starken und würdigen Waffen verfocht, doch gehörte auch er zu den Sieben, welche die glücklicherweise abgelehnte Petition an Karl X. unterzeichnet hatten. Als ein Gegner der neuen Schule machte sich auch noch der alte classische Dramatiker Alexander Duval geltend, der heftig eiferte, daß diese jungen Leute einen neuen Weg suchen wollten, während auf dem alten der höchste Ruhm der französischen Nationalpoesie erobert worden. Victor Hugo, welcher in diesen jungen Bestrebungen vorangegangen war, wurde auch zuerst das Opfer des Parteihasses, der sich bei der Aufführung seines Cromwell auf eine vernichtende Weise gegen dieses Stück entlud. Doch dauerte es nicht lange, so verschaffte dieser Dichter der romantischen Schule, und auf dem Theatre français selbst, einen eben so glänzenden und ruhmvollen Sieg, indem sein Hernani den allgemeinsten Beifall davontrug (25. Februar 1830), von welchem Tage man die Herrschaft dieser neuromantischen Poesie in Frankreich herschreiben kann.

Es war interessant, den Bildungsgang des französischen Romanticismus in seinen Einzelnheiten zu beobachten, wie er sie in dem von Dubois herausgegebenen pariser Journal, le Globe, bis zum Jahre 1830 in religiö-

ser, philosophischer und ästhetischer Hinsicht entfaltete. Die jungen, lebensmuthigen Kritiker, welche im Globe ihre neuen Bekenntnisse ablegten, zeichneten sich alle durch ein ernstes, in den tieferen Grund der Erscheinungen eindringendes Streben aus, wie man es bis dahin in Frankreich auf diesem Gebiet noch nicht gekannt hatte. Besonders suchten sie durch eigenthümliche Beurtheilungen der ausländischen Literaturen und der deutschen Philosophie zu wirken, und daran den einheimischen Literaturhorizont zu erweitern und zu vertiefen. Unter diesen Kritikern ist besonders J. J. Ampère mit Bedeutung zu nennen, der ein ausnehmend feines, kritisches Naturell bewährte und mit tiefsinnigem Eindringen eine geschmeidige und glänzende Darstellungskunst verband, mit welcher er literarische Individualitäten reproducirte und neue philosophische Ideen in nationaler Form einzubürgern wußte. Er und Sainte-Beuve, Edgar Quinet, Gustave Planche, X. Marmier und andere, begründeten in dieser Richtung eine neue kritische Literatur, welche ein merkwürdiges Zeugniß ablegt, in wie ernsten Umwandelungen des Charakters und der Bestrebung diese Generation Frankreichs begriffen war. Es ist dies ein Wendepunkt des französischen Nationalcharakters, der in seiner Richtung auf das Ernste, Tiefsinnige und Spekulative die größte Beachtung verdient, und sich auf eine merkwürdige Weise auch in der gegenwärtigen französischen Jugend weitergebildet hat. Namentlich war es Deutschland und deutsche Bildung, welche eine Zeitlang als der Centralpunkt dieser jungen französischen Bestrebungen erschienen, und nach allen Seiten hin erforscht und ausgebeutet wurden. Deutsche Philosophie, Literatur, Elementar-Unterricht, Universitäten-Einrichtung, wurden zum Theil in Deutschland selbst von ausgezeichneten Franzosen studirt, außer den schon genannten Ampère, Quinet, Marmier

besonders von Cousin, Saint-Marc Girardin, Lerminier, Guizot, Carnot, Jourdain, welche tiefer oder oberflächlicher davon ergriffen wurden und zum Fortschritt der eignen Nationalinteressen davon Gebrauch erstrebten. Wir sind keineswegs geneigt, die Bedeutung dieser Bestrebungen für den literarischen und wissenschaftlichen Fortschritt überhaupt zu hoch anzuschlagen; der eigentliche Werth derselben beruht vielmehr nur innerhalb der Gränzen der französischen Nationalität selbst. Sonst muß man wohl sagen, daß namentlich die Entdeckungsreisen der Franzosen auf dem hohen Meere der deutschen Philosophie ziemlich ohne Compaß und Magnetnadel gemacht sind. Die neue philosophische Literatur der Franzosen, wie sie vorzugsweise aus Aneignungen und Nachwirkungen der deutschen Spekulation heraustrat, läßt fast nur die Abirrungen und Wendungen der philosophischen Idee gewahr werden, und man kann deshalb mehr von einem Verschlagensein der deutschen Spekulation nach Frankreich, als von einer dortigen Verpflanzung derselben reden. Jede bestimmte planmäßige Richtung dieser an sich so ehrenwerthen Aneignungsversuche fehlt, besonders im gegenwärtigen Augenblick, wo auch der glückliche Fund, den Victor Cousin mit dem wunderlichen System seines Eklektizismus zu thun gemeint hatte, bereits wieder zu den verschollenen und abgelegten Dingen bei den Franzosen gehört. Dieser Eklektizismus war wie eine grüne Insel gewesen, die Cousin in aller Eil auf einer Spazierfahrt durch die Hegel'sche Philosophie entdeckt hatte; er rief: Land! und stieg aus; aber der Eklektizismus, der auf eine so bodenlose Geschichts-Ansicht von der Philosophie gegründet war, wich ihm allmälig wieder unter den Füßen fort, bis nun endlich die Wellen des Tages über sein vergessenes Dasein zusammengeschlagen sind. Es war auffallend, daß ein so geistreicher

Kopf, wie Cousin, es übersehen konnte, wie er mit diesem nur eklektischen Systematisiren der Geschichte der Philosophie wieder weit hinter Hegel, von dem er doch gelernt haben wollte, zurücktreten mußte, da Hegel die bisherige Geschichte der Philosophie schon zu einer spekulativen System-Einheit konstruirt und idealisirt oder vielmehr in eine Logik aufgelöst hatte, so wie alle einzelnen Jugendthaten eines alt gewordenen Helden sich ihm zuletzt in der Todesstunde in den einen großen, aber abstrakten Begriff eines reichen Lebens auflösen. Den ersten Eingang verschaffte Cousin seinem philosophischen Standpunct durch die von ihm herausgegebenen Fragmens philosophiques (Paris 1826, dritte Ausgabe 1838) und die Nouveaux fragmens philosophiques (Paris 1829), worin er zuerst diese wunderliche Mischung aus allen bisherigen philosophischen Denkarten und Systemen, in welcher er die rechte und einzige Gestalt der Wahrheit erblicken wollte, näher bestimmte. Ein bleibendes Verdienst hat er sich jedoch in Frankreich durch die Ausbreitung einer genaueren Kenntniß der Geschichte der Philosophie erworben, wobei er die tieferen geschichtsphilosophischen Entwickelungen Hegel's mit Erfolg zu popularisiren und dem französischen Bewußtsein zugänglich zu machen verstand. Seine französische Uebersetzung des Plato, welche er in 12 Bänden vollendete (Paris 1822—1838), sowie seine Ausgaben des Proclus, Descartes und Abälard, gehören nicht minder zu seinen anerkennenswerthen Arbeiten. Auch hat Cousin zuerst in Frankreich die philosophische Bedeutung des Aristoteles zu ihrem wahren Recht gebracht. Eine eigenthümliche Seite seiner Bestrebungen ist auch das Schul- und Unterrichtswesen, das er besonders auf seinen pädagogischen Reisen in Preußen und Holland, von denen er vortreffliche Mittheilungen gab, gründlich erörterte.

In Frankreich aber war es seit dem Julimonat 1830 um den Eklektizismus geschehen; die jungen Franzosen wollten nun auch ein neues Philosophiren an die Tagesordnung kommen sehen, gewissermaßen eine neue Charte für die Spekulation. Da schwang sich Eduard Lerminier, auch ein junger Wahl-Verwandter der deutschen Philosophie, auf die speculative Tribune, und sprach zuerst die Verbannung des Eklektizismus von dem Grund und Boden der französischen Philosophie aus. Dann ging er darauf los, eine neue philosophische Dynastie zu gründen; er konstituirte zuerst eine „Philosophie du droit," setzte sich darauf mit einem Berliner in philosophische Correspondenz („Lettres à un Berlinois"), dann griff er nach verschiedenen unbestimmten Richtungen hin aus und schrieb unter Anderm eine interessante Abhandlung: „De l'influence de la philosophie du dix-huitième siècle sur la législation et la sociabilité du dix-neuvième." (Paris 1833.) Lerminier hatte damals noch als Liberaler die Gunst der studirenden französischen Jugend für sich; Cousin war der jungen Generation vor Allem zu ministeriell geworden. Darum strömte man dem rechtsphilosophischen Katheder Lerminier's zahlreich und beifallspendend zu, und es läßt sich wohl nicht läugnen, daß Derselbe mit einer, wie es scheint, ziemlich vertrauten Bekanntschaft mit der deutschen Philosophie ein selbstständigeres Denkertalent als Cousin verbindet. Aber seine Bestrebungen im Ganzen genommen, erschienen nicht durchgreifend und systematisch verbunden genug, um der Philosophie selbst eine neue und eigenthümliche Entwickelung geben zu können. Man hat es geistreiche Franzosen neuerdings oft aussprechen hören, daß Deutschland gewissermaßen das Normalland für die Philosophie sei, und daß man die Richtungen, welche der Geist dort in seinem Entwickelungs-Prozeß genommen, vor Allem

sich aneignen müsse, um nicht dieselbe Arbeit und Operation der Idee noch einmal von vorn zu beginnen. Um so mehr muß man sich wundern, daß sie nun in diesen ihren Studien so hin- und hergefahren sind und in bunter Unordnung bald hier bald da einen Kreis-Ausschnitt aus der deutschen Spekulation sich herausgeschnitten haben, ohne die ganze große Peripherie derselben zu ummessen; daß sie sich bald mit einem Stückchen Kant, bald mit einem Stückchen Fichte, bald mit einem Stückchen Hegel, bald mit einem verlorenen Brosamen von dem Philosophen Krause abfinden und dann Wunder glauben, wie sie an der reich besetzten Tafel der Philosophie geschmaust haben, während es doch mehr nur einer spekulativen Hungerkur ähnlich sieht, die sie brauchen. Unter den neuesten Aneignungsversuchen und Französirungen der deutschen Philosophie sind aber noch die Bestrebungen des Herrn Barchou de Penhoen hier zu erwähnen, der als Uebersetzer einiger Schriften Fichte's und Hegel's ein großes Talent an den Tag gelegt hat, die französische Sprache selbst für den schulmäßigen philosophischen Ausdruck nachgiebig und geschickt zu machen.

Nach dieser Abschweifung auf die deutsche Philosophie, als ein in der Bildungsgeschichte des neuen französischen Geistes nicht zu übersehendes Element, kehren wir noch einmal zum französischen Romanticismus zurück, dessen elementare Bestandtheile wir noch nach einer anderen Seite hin zu bezeichnen haben, nämlich wie er aus einheimischen Literaturstoffen selbst sich Nahrung und Begünstigung holen konnte. Wir haben schon in unserer Charakteristik der französischen Literatur während der Revolution von 1789 diejenigen Keime anzudeuten gesucht, welche eine solche Umgestaltung des Geschmacks, der Darstellungsform und der poetischen Sprache in sich enthielten, wie sie jetzt im Ro-

manticismus sich zu verwirklichen und als ein neues Element in der Nationalbildung festzusetzen gestrebt. Frau von Staël, Chateaubriand, Bernardin de Saint-Pierre und andere jener Zeit entstammenden Autoren, trugen in ihrer Sprache wie im Geist ihrer Darstellungen den entschiedensten Uebergang, zum Romanticismus in sich. Besonders ist hier noch Chateaubriand in der Bedeutung, welche er auch troß seiner zunehmenden Einseitigkeit für das junge Frankreich haben mußte, nachdrücklich herauszustellen. Chateaubriand's Geist mußte selbst als die reichste Fundgrube der romantischen Bestrebung erscheinen, und wenn auch darin die entgegengesetztesten und einander aufhebenden Dinge umherlagen, so war doch in seiner ganzen Erscheinung ein Anhalt für Alles, was jung war, und groß und frei und poetisch sich entwickeln wollte, gegeben. Die chamäleontische Natur Chateaubriand's hatte sich in der Restauration gewissermaßen zu setzen begonnen, und mehr Einheitlichkeit in der Farbenschillerung angenommen. Er redete seinen riesenhaften Geist immer mehr in ein legitimistisches Ultrathum hinein, das er jedoch immer noch künstlich mit den allgemeinen Fortschritten der Menschheit im Einklang zu erhalten suchte. Aber wie er noch unter dem Ministerium Villèle für Preßfreiheit und Abschaffung der Censur gesprochen, so blieb er auch stets, bei allen seinen legitimistischen Schwärmereien, ein Mann der Jugend, welche ein Ideal in ihm festhielt, und durch den hohen Schwung seines Geistes sich tragen und erheben ließ. Die erste Phase des französischen Romanticismus mußte in Chateaubriand um so mehr Nahrung finden, als hier noch der mittelalterlich royalistische Geist sich als der gemeinsame Grundzug der Bestrebungen erwies. In der Julirevolution entpuppten sich freilich die Romantiker aus dieser mittelalterlichen Verhüllung und drangen seitdem als

ein in sich freigewordenes Element in die Nationalbildung über. Chateaubriand aber trat in der Julirevolution völlig in sich zurück, und zehrte an einer in sich verlorenen Poesie des Legitimismus, der seinen höchsten symbolischen Ausdruck in den Worten: „Madame, Ihr Sohn ist mein König!" fand. Seit der Julirevolution erschienen mehrere Ausgaben von den sämmtlichen Werken Chateaubriand's, unter denen die bei Ladvocat 1831 in 28 Bänden herausgekommene Ausgabe (mit einem das Trauerspiel Moïse enthaltenden Supplementheft) besonders zu nennen ist. —

Neben Chateaubriand ist hier Lamartine (eigentlich Alphonse de Prat) zu nennen, als ein Dichter, welcher auf die Entwickelung der neuromantischen Schule in Frankreich von bedeutendem Einfluß gewesen. In diesem sanftbeschaulichen und ebenmäßig ausgebildeten Dichter war es besonders die religiöse Empfindung, die ihm einen poetischen Schwung verlieh und eigentlich die Stelle der Begeisterung bei ihm vertritt. Diese religiöse Innerlichkeit verschaffte zuerst seinen Méditations poétiques (1820) diesen außerordentlichen und fast europäischen Ruhm, an welchem Lamartine noch bis auf den heutigen Tag zehren kann. Der in einen Gefühlsquietismus sich einspinnenden Restaurationszeit sagte dieser Ton zu, da er sich zugleich mit dem royalistischen Element sehr wirkungsvoll verwob. Es war eine aristokratisch pietistische Poesie, welche Lamartine angeschlagen hatte, und wie sie in der höheren Gesellschaft, so wie sie sich seit der Restauration zu zeigen begonnen, Glück machen mußte. Dieselbe Richtung setzte Lamartine in seinen Harmonies poétiques et religieuses fort, welche von einem gleichen Erfolg begleitet waren. Bei allem diesem scheinbaren Reichthum und Glanz aber, welcher die Lamartine'sche Muse auszeichnet, wird man doch anstehen müssen, einen großen und wahren Dich-

ter darin zu erkennen. Vielmehr erscheint bei Lamartine Alles als ein Product feiner und absichtlicher Bildung, die auch nicht immer auf eigenen Füßen steht, sondern an fremden Mustern, besonders der englischen Poesie, sich bereichert hat. Aber in seinem Streben nach Innerlichkeit der poetischen Darstellung, in seiner bilderreichen und freien Behandlung der Sprache, wie in dem ganzen Geist seiner Dichtungsweise, kann man ein dem Romanticismus verwandtes Element annehmen, wenn auch Lamartine selbst sich nie ausdrücklich zu demselben bekennen, vielmehr stets auch noch die classischen Vorzüge für sich geltend machen würde. An Chateaubriand und Lord Byron hat er sich besonders herangebildet, doch hat er die hohe naturkräftige Leidenschaft derselben nur salonartig an sich zuzustutzen vermocht und überhaupt Alles, was dort ein wildes Pathos der Seele war, in einem friedlichen Spiegelbild wiedergegeben. Seit der Julirevolution hat er die Poesie größtentheils den politischen Angelegenheiten geopfert und sich als öffentlichen Charakter des Tages geltend zu machen gestrebt, was ihm auch bei mehreren Gelegenheiten der Kammerdebatten auf eine nicht unerhebliche Weise gelungen. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien zuerst Paris 1825 in 4 Bänden.

Es ist aber jetzt Zeit geworden, uns auch mit dem sogenannten Haupt der romantischen Schule selbst, mit Victor Hugo, zu beschäftigen, obwohl wir uns nach dem Vielen, was über diesen Dichter bereits aller Orten geurtheilt ist und bekannt wurde, hier über ihn kürzer fassen können, als es sonst seiner Bedeutung nach erlaubt sein möchte. Denn in Victor Hugo stellt sich uns zum Theil der von den Parteielementen gereinigte Romanticismus dar, und es ist ein gewisser Höhe- und Lichtpunct dieser Bestrebungen in ihm erreicht, ohne daß er jedoch die

Schattenseiten der ganzen Schule in Unnatur der Erfindung und Monstrosität der Composition, selbst in den besten seiner Werke, verläugnete. Victor Hugo ist vor allen Dingen als eine Natur vom höchsten poetischen Kern, vom wahren Stammadel des Olymp, anzuerkennen. Er hat den Kampf gegen die den freien Geist der Dichtung fesselnde Classicität sowohl mit der ganzen Wucht seines productiven Talents, als auch mit einem auf das Schärfste sich aussprechenden kritischen Bewußtsein geführt, und nach beiden Richtungen vereint zuerst in seinem Cromwell gewirkt, welchen er mit einem ausführlichen Vorwort und Bekenntniß über die romantische Aesthetik (1827) in den Druck gab. In diesem Drama war zuerst auf eine entscheidende Weise die aristotelisch-classische Einheit von Zeit und Ort übereinandergestürzt und an deren Stelle eine lebendige Fülle wechselnder Wirklichkeit gesetzt, die freilich noch eine sehr rohe Gestalt aufwies. Zugleich trägt sich hier Victor Hugo noch mit dem Ideal eines vorzugsweise christlichen Dramas, indem er das Romantische und das Christliche schlechtweg identificirt und zu deren wahrer moderner Gestaltungsform die dramatische Poesie erhebt. Ein reines und unvermischtes Schönheitsideal giebt es nach dieser merkwürdigen Auseinandersetzung nicht. Mit dem Schönen muß auch das Häßliche, mit dem Anmuthvollen das Mißgestaltete, mit dem Erhabenen das Groteske, wie mit dem Guten das Böse und mit dem Schatten das Licht sich verbinden. Diese Mischung ist das wahre Wesen der Schöpfung, der Wirklichkeit, und die letztere unter diesem Gesichtspunct ihres innern Widerspruches und Gegensatzes betrachten, heißt sie zugleich christlich und poetisch anschauen. Mit der Anerkennung dieser Negation in dem Schönheitsideal hat Victor Hugo zugleich das neue Prinzip bezeichnet, welches er, im entschiedenen Gegensatz gegen die

alte und klassische Kunst, in die Poesie seiner Zeit eingeführt zu sehen verlangt. Der klassischen Tragödie, welche sich anmaßt die Wirklichkeit veredeln und nach einem einseitigen Maaß abgränzen zu wollen, muß sich daher das moderne christliche oder romantische Drama sowohl in der Weltanschauung wie in der Form schnurstracks entgegensetzen. Hugo führt die Polemik gegen die Klassiker sowohl im Prinzip, als persönlich mit allen Waffen des schärfsten Spottes. Indeß möchten wir nicht behaupten, daß ihm selbst als Dramatiker der Lorbeerzweig gebühre, während er sich als lyrischer Dichter ohne Zweifel des höchsten und unbestrittensten Ruhmes werth gezeigt hat. Seine Dramen, Cromwell, Hernani, Marion Delorme, le Roi s'amuse, Lucrèce Borgia, Marie Tudor, Angelo, leiden doch alle mehr oder weniger an dem einen Grundfehler des Harten, Uebertriebenen, Gefühlsverletzenden und Geschmackwidrigen. Dagegen ist er als Lyriker in seinen Odes, Ballades, Orientales, Feuilles d'automne, Chants du crépuscule, ebenso lieblich als tiefsinnig, unendlich zart und innig, Meister aller Töne und Farben, die nur dazu dienen können, die schönsten Wirkungen des Gemüths und der Phantasie hervorzubringen. Unter seinen Romanen behauptet Notre Dame de Paris hohe Vorzüge der Darstellung, ohne ein Kunstwerk im edelsten Sinne des Wortes genannt werden zu können. Die Romantik dieses Buches ist auf der einen Seite ebenso grell und abstoßend, als sie auf der andern süß und erhaben ist und besonders in der Begeisterung für mittelalterliche Architektur die prächtigste Blüthe der Sprache und der Darstellung entfaltet, was auch in seiner neuesten Reise nach Deutschland, in seiner Schilderung der Bauwerke am Rhein, das Hervorstechende ist. Als psychologischer Charakteristiker erwies er sich bedeutend in seinem vielgelesenen Roman: le dernier

jour d'un condamné. Victor Hugo machte in dem Durchgang durch die Julirevolution dieselbe Umwandelung mit, welche alle Romantiker in ihrer politischen Gesinnung und Stellung erfuhren, das heißt, seine ursprünglich royalistische Gesinnung nahm die Einflüsse des herrschenden Liberalismus an und verschmolz dieselben mit dem poetischen Element der jungen Schule zu einer wohltemperirten Mischung. Seine vermischten literarischen und sogenannten philosophischen Schriften (Littérature et Philosophies mêlées, 1834, zwei Bände) sind für die Erkenntniß der neueren Bildungszustände von Frankreich von nicht unerheblicher Wichtigkeit. Darunter befindet sich auch die ergreifende Charakterschilderung des unglücklichen Dichters Ymbert Galloix (1833), und der vortreffliche Aufsatz über Mirabeau, welcher die bekannten Mémoires de Mirabeau, écrits par lui-même, son père, son oncle et son fils adoptif (Paris 1834, 8 Bände) einleitete. Victor Hugo's gesammelte Werke erschienen in mehreren Ausgaben, darunter die sehr glänzend ausgestattete in Brüssel, 1830—1833, in 18 Bänden.

Unter den übrigen Romantikern, welche die neue Richtung nach verschiedenen Seiten hin ausbildeten, ist Alfred de Vigny mit Auszeichnung zu nennen, der durch seinen historischen Roman Cinq Mars ou une Conjuration sous Louis XIII. (Paris 1826, 2 Bände; sechste Ausgabe 1834) mehr als durch seine Dramen und lyrische Dichtungen sich Anerkennung verschafft hat. Ein edler poetischer Geist, Seelentiefe und Frische der Phantasie, und besonders eine überall musterwürdige und glanzvolle Sprache beleben seine Darstellungen. Die Kenntniß der englischen und deutschen Poesie ist bei ihm von sichtlichem Einfluß gewesen, doch zeigt sich die letztere, wie sie als Nachahmung Hoffmann's herausgetreten, in seinem zweiten 1832 herausgekommenen

Roman: Consultations du docteur Noir nicht von der günstigsten Wirkung auf ihn. Er hielt den Zeitpunct für gut gewählt, Shakspeare in Frankreich einzuführen, und war ohne Zweifel befähigter dazu, als Ducis, der mit dieser Aufgabe gescheitert war. Aber auch Alfred de Vigny's Othello, den er nach Shakspeare ziemlich treu bearbeitet hatte, (Paris 1830), machte kein Glück, wobei sich zeigte, daß, trotz der Wirkungen der Romantiker, die Franzosen noch immer nicht diese kleinen Realitäten der Wirklichkeit, wie z. B. das Schnupftuch, das im Othello eine so verhängnißvolle Rolle spielt, in der Tragödie zu ertragen und richtig aufzufassen verstanden. Solche und ähnliche Dinge schlagen für die französische Auffassung sofort in das Lächerliche um, und diesem Umstand war vornehmlich zuzuschreiben, daß die Aufführung des Shakspeare'schen Othello verunglücken mußte, wodurch der günstigste Moment, Shakspeare bei den Franzosen heimisch zu machen, vielleicht für immer verloren gegangen ist. Von seinen dramatischen Dichtungen ist besonders La Maréchale d'Ancre zu nennen. Seine Gedichte erschienen gesammelt: Poëmes anciens et modernes (vierte Ausgabe 1834). —

Es konnte uns hier nur darum zu thun sein, die Idee des französischen Romanticismus in ihren wesentlichsten Grundzügen hervortreten zu lassen, weshalb wir auf die einzelnen Persönlichkeiten dieser Richtung hier nicht weiter eingehen wollen. Diese Richtung war nothwendigerweise diejenige, welche die Entwickelung der ganzen Nationalität um diese Zeit gebot, und die deshalb mit Erfolg durchgebracht werden mußte. Daher sehen wir diejenigen Schriftsteller, welche in dieser Zeit eine unabhängige Mittelstraße zu behaupten trachten, nicht ganz eine ihren Kräften und Talenten gemäße Anerkennung gewinnen. Dies ist namentlich von Charles Nodier zu sagen, einem sehr vielseiti-

gen und hochbegabten Autor, der sich fast in allen Fächern der Literatur mit bedeutenden Leistungen versucht hat. Einige rechnen ihn zu den klassischen Schriftstellern Frankreichs, während Andere den ersten Romantiker in ihm erblicken wollen. Seine merkwürdigen und bewegten Lebensschicksale theilten auch seinem schriftstellerischen Charakter etwas Bizarres mit, während die Massenhaftigkeit seiner gelehrten Kenntnisse seine Darstellungen leicht unpopulair machte, nicht als hätte er sein Wissen nicht harmonisch zu verarbeiten gewußt, was ihm vielmehr bei seiner hohen Meisterschaft des Stils überall zugestanden werden muß, sondern weil es meist für die größere Lesewelt zu schweres Geschütz war, was er in die Literatur brachte. Die Stellung, welche er von Anfang an gegen alle revolutionnairen Bewegungen seiner Nation einnahm, scheint mit einen Grund zu der bedingten Anerkennung gegeben zu haben, welche die Schriften Nodier's bis zu seinem Tode gefunden. Außer seinen naturwissenschaftlichen, grammatischen und lexikalischen Werken, die zum Theil eine ausgezeichnete Bedeutung in Anspruch nehmen können, sind seine kritischen und literarhistorischen Arbeiten, gesammelt von Barginet unter dem Titel: Mélanges de littérature et de critique, 1820, von besonderem Werth. Unter seinen eigenen productiven Hervorbringungen zeichnen sich die Romane: le peintre de Salzbourg, journal des émotions d'un coeur souffrant (1803), ferner Jean Sbogar (1818), Thérèse Aubert (1820), Trilby (1822) und einige andere, aus. Auch machte sich Nodier durch Ausgaben und Kommentare von anderen französischen Autoren verdient, wie z. B. der Clotilde de Surville, des Lafontaine u. a. Die zu Paris 1832 erschienene Sammlung seiner Werke in 7 Octavbänden enthält mehrere vorher nicht gedruckte

Novellen und Romane, dagegen sie mehrere seiner früheren Arbeiten ausschließt. —

Mehr als Nodier wurde Paul Louis Courier, auf einer nicht geringeren klassisch gelehrten Grundlage ruhend, aber mit einem merkwürdigen satirisch volksthümlichen Talent begabt, ein bedeutender Hebel für die Bildung des neuen öffentlichen Geistes in Frankreich. Dieser merkwürdigste aller Pamphletisten, welchen man seinem literarischen Charakter nach zu keiner Schule rechnen kann, zeichnet sich ebenso sehr durch die Leidenschaftlichkeit wie durch die Feinheit seiner Wirkungen aus, für welche er sich eine ganz eigenthümliche Sprache geschaffen hatte. Der rückgängige Geist der Restauration stachelte ihn zuerst zu dieser publicistischen Wirksamkeit an, welche sich in seinen zum Theil unter komischer Maske gehaltenen Petitionen, Sendschreiben und Discours auf eine so machtvolle Weise verbreitete. In diesen mit unnachahmlicher Leichtigkeit hingeworfenen Flugschriften, welche zum Theil aus geheimen Pressen hervorgingen, zeigte sich in scheinbar heiterer Gestalt ein ernster und furchtbarer Anwalt der Volksrechte. Der Geist der antiken Demokratieen schien in Paul Louis Courier lebendig, und hatte sich in ihm mit aller modernen Beweglichkeit und Spitzfindigkeit versetzt, über welcher jedoch stets jenes attische Lächeln schwebte, das ein darüberstehendes und tiefgebildetes Bewußtsein verräth. Ein ebenso reizbares als unerschütterliches Rechtsgefühl ist die Grundbasis dieser demokratischen Muse, die in ihrer prosaischen Form doch oft wahrhaft künstlerische Lebens- und Zeitbilder geschaffen. Von seinen Schriften erschienen mehrere Sammlungen, unter denen die Collection complète des Pamphlets politiques et opuscules littéraires (Brüssel 1826), die Mémoires, Correspondance et Opuscules inédits (Paris 1828, 2 Bände) und die Oeuvres com-

plètes (Paris 1829—1830, 4 Bände) zu erwähnen sind. Eine treffliche Skizze seines Lebens und Charakters gab L. Wachler, in Fr. von Raumer's historischem Taschenbuch (Jahrgang I. S. 256—294.)

Neben Courier wollen wir den Chansonnier Béranger nennen, den größten modernen Volksdichter, dessen Lieder durch ganz Frankreich tönen, und im Munde und Herzen des Volkes ihr Leben haben, den Sänger des Liedes le Senateur, des Roi d'Yvetot u. s. w. In Jean-Pierre de Béranger sehen wir, wie in Courier, ein von den literarischen Parteien unabhängig gestelltes Talent, das durch seinen volksthümlichen Standpunct sich eines viel größeren Wirkungskreises bemeisterte als alle Romantiker und Classiker. Kein Dichter ist so sehr der Ausdruck der französischen Volksthümlichkeit in allen ihren Nüancen, wie Béranger, welcher den Geist seiner Nation in aller Leichtigkeit, Grazie und Springkraft wiedergiebt, und eine durchaus vollendete harmonische Form dafür in seinen Liedern geschaffen hat. So hat er sich auch aller Klassen seiner Nation gleichmäßig bemächtigt, und durch dies allgemeine Band der volksthümlichen Poesie, welches sich um alle Stände schlingt, den wahren vermittelnden Beruf eines Volksdichters bethätigt. Von seinen Chansons erschienen mehrere Sammlungen, unter welchen Béranger selbst die 1833 herausgekommene, seinem Gönner Lucian Bonaparte gewidmete Ausgabe, als die letzte bezeichnet hat, in der sich auch das herrliche und rührende Gedicht Adieu Chansons findet.

Als ein populairer Dichter des neuen Frankreichs, ohne jedoch Volksdichter zu sein, ist auch Casimir Delavigne hier zu nennen, der, bei der ersten Entwickelung des Romanticismus, schon durch seine Stellung als Liberaler, den Romantikern feindlich gegenüberstand, und für einen

Klassiker gelten konnte. Correktheit, maßvolle Behandlung, eine vorsichtig zugestutzte Rhetorik sind auch später, wo sich sein literarischer Charakter etwas verallgemeinerte, seine Haupttugenden geblieben. Eine gewisse Verständigkeit, die in eleganten Formen auftritt und durch den Schwung der Diction etwas aus sich zu machen versteht, ist der Grundzug der Delavigne'schen Poesie, die sich in Frankreich ein großes Publikum erworben. Die politisch-satirische Lyrik Delavigne's, die er in seinen Messéniennes entfaltete, gehört mit zu den kräftigsten und ehrenwerthesten Lebensäußerungen unter der Restauration. Die drei ersten Messéniennes (Klagen um das Vaterland unter der Maske eines Messeniers, in Anknüpfung an eine Stelle aus Barthélemy's Reise des jungen Anacharsis) erschienen im Jahre 1818 unter den besonderen Ueberschriften: la bataille de Waterloo, la dévastation du Musée et des Monumens, und du besoin de s'unir après le depart des étrangers. Diese Art von freier und unabhängiger Nationalpoesie, obwohl sie zu gekünstelt war um Volksdichtung genannt zu werden, drang doch bedeutend, namentlich in die Mittelklassen der Gesellschaft ein. So gewannen auch seine Dramen durch die geschickte Behandlung bedeutsam historischer Stoffe viel Beifall und Anerkennung, darunter besonders les Vêpres Siciliennes (1819), Marino Faliero (1829), Louis XI. und les Enfans d'Édouard, obwohl man ihnen einen eigenthümlichen poetischen Kern nicht zuzugestehen vermag. Als Komödiendichter hat er noch am meisten originelle Anläufe genommen, besonders in dem Stück les Comédiens (zuerst 1823), worin er eine treffende Satire gegen die alten und eingerosteten Zustände des Theatre françois unter der Restauration gab. Einen bedeutenden Erfolg hatte auch sein Lustspiel: l'École des vieillards, das er nach den englischen Stücken the

school for scandal und the country girl arbeitete, und das fast auf allen Bühnen Europa's gesehen worden ist. Unter den mehrfachen Ausgaben seiner Werke zeichnet sich die in Brüssel 1832 bei Meline herausgekommene, in 3 Bänden, durch ihre elegante und geschmackvolle Ausstattung aus.

Neben Delavigne gewinnt die romantische Dramatik des Alexander Dumas wenigstens durch ihre größere Naturkräftigkeit an Bedeutung. Er ist nicht so regelmäßig gebildet, nicht so moralisch und auch nicht so edel, wie Delavigne, aber er hat mehr ursprüngliche Begeisterung, tragische Kraft und gestaltende Phantasie in seinen Dramen. Das erste Drama, durch welches Dumas seinen poetischen Ruhm begründete, war Henri III. et sa cour (1829), dessen Ausführung eine streng geschichtliche ist und sich besonders durch einen kraftvollen Dialog auszeichnet. Unter seinen folgenden Dichtungen sind zu nennen: Stockholm, Fontainebleau et Rome, eine dramatische Trilogie aus dem Leben der Christine (1830), sein Napoléon Bonaparte, ou trente ans de l'histoire de France (1831), la Tour de Nesle (1833) u. m. a. Ein großes Publikum hat er in letzter Zeit für seine Reiseschilderungen gefunden. Seine oeuvres complètes begann er 1834 zu sammeln. —

Niemand aber war von jeher unbefangener und glücklicher in seiner Stellung zu Literatur und Publikum, als der wie Sand am Meer fruchtbare Scribe, der sich über allen politischen und literarischen Parteien erhielt, alle verspottete und allen Zugeständnisse machte, und mit seinem unvergleichlich beweglichen Talent stets der Erste und Letzte auf dem Platze war. So behauptete er das wahre Recht des Komödiendichters, sich überall einzudrängen und überall aus dem Spiele zu erhalten. Er ist der ächte Aus-

druck der französischen Theaterlust, in welcher sich die wichtigsten Dinge des Nationallebens in Wohlgefallen auflösen müssen. Unermüdlich frisch geblieben bis auf die heutige Stunde, wird er durch die Kritik, wieviel Grund dieselbe auch an ihm finden mag, niemals aus der allgemeinen Gunst zu verdrängen sein, da er stets das Geschick besessen hat, heute wieder gut zu machen, was er gestern schlecht gemacht. Seine Stellung zu dem politischen Tages- und Parteileben Frankreichs hat er besonders in zweien seiner glänzendsten Stücke: Bertrand et Raton, ou l'art de conspirer (1833) und in la Camaraderie (1837) mit Erfolg ausgedrückt. Neuerdings hat er mit dem Stück: un verre d'eau eine Art historischer Genrestücke begonnen, die, an innerer Poesie und Charakteristik schwach, doch durch die lebendige Darstellung und spannende Folge der Situationen, eine große theatralische Wirksamkeit gefunden haben. Einen Theil seiner Stücke hat Scribe nicht allein gearbeitet, sondern in Gemeinschaft mit andern Dichtern, unter welchen seinen Mitarbeitern besonders G. Delavigne, H. Dupin, Delestre-Poirson, Melesville, Varner u. a. zu nennen sind. Die erste Sammlung seiner Theaterstücke führt deshalb auch den Titel: Théâtre d'Eugène Scribe, dédié par lui à ses collaborateurs, Paris 1827—1832, zehn Bände, worin 81 Stücke enthalten sind. Eine andere Sammlung ist Théâtre complet de M. E. Scribe, zweite Ausgabe, Paris 1833. —

An dieser Stelle können wir auch die eigenthümlichen dramatischen Darstellungen von Louis Vitet erwähnen, die, ohne auf die entschiedene Kunstform des Dramas Anspruch zu machen, doch den vollen Eindruck dramatischen Lebens in die nationalen Geschichtsbilder, welche sie aufstellen, gebracht haben. Zuerst erschienen von Vitet im Jahre 1826: les Barricades, Scènes historiques, mai 1588, mit ei-

nem Vorspiel: le retour de Vincennes (sechste Auflage 1834). Mit nicht geringerem Beifall wurden 1827 die États de Blois ou la mort de M. M. de Guise, Scènes historiques, décembre 1588, und die im Jahre 1829 folgende Fortsetzung dieser beiden Darstellungen: la mort de Henri III. août 1589, aufgenommen. Bemerkenswerth ist an diesen Darstellungen die im Einzelnsten durchgeführte historische Treue, welche der gestaltenden Kraft der Phantasie keinen Eintrag gethan hat, indem das poetische Leben wie naturgemäß aus der inneren Wahrheit des Gegenstandes selbst hervorquellen muß. —

Das vielfältige geistige Umhergreifen der Restaurationsperiode erschien doch nur wie eine Beschwichtigung für einen völlig sophistischen Zustand, der wie ein Zaubergarn das ganze Leben umstrickte. Die Zeit des Ministeriums Villèle kann man als die Geburtswehen aller der Richtungen betrachten, welche nachmals den Schauplatz bewegten und mit dem Jahre 1830 auftraten. Jenen wichtigen Moment für die Entwickelung Frankreichs, das Ministerium Villèle, haben besonders die beiden Zwillingsdichter Barthélemy und Méry, in dem Spiegel ihrer politisch satirischen Muse aufgefangen. Die Villéliade und die ihr folgenden Zeitgedichte brachten die gewaltigste Aufregung hervor, die über die Gränzen einer poetischen und literarischen Wirkung hinausging und einen entschieden politischen Charakter hatte. Dies ist auch von den späteren Hervorbringungen dieser merkwürdigen Dichter zu sagen, daß sie, wie reich auch oft geschmückt und in glänzende dichterische Farben gekleidet, doch mehr der Tagesdebatte als der Poesie angehören. Geringeren Beifall fand ihr episches Gedicht Napoléon en Egypte (1828, deutsch von G. Schwab, Stuttgart 1829), worin sie in acht Gesängen Napoleon's Kriegesthaten auf der Expedition nach

Egypten besangen. Später erregten sie durch das an großen Schönheiten reiche Gedicht: le fils de l'homme ou souvenirs de Vienne noch einmal die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade. Barthélemy war zu diesem Gedicht durch seinen Aufenthalt in Wien begeistert worden, wo er den Herzog von Reichstadt aus der Ferne sah, zu dem er vergeblich den Zutritt nachgesucht hatte, um ihm ein Exemplar des Napoléon en Egypte persönlich zu überreichen. Die Werke beider Dichter erschienen mehrmals gesammelt, zuletzt in den Oeuvres complètes de Barthélemy et Méry, Paris 1833, in 6 Bänden, wozu Reybaud eine Einleitung gegeben.

Aus den geistigen Bewegungen der Restaurationsepoche gingen aber ebensowohl die Doctrinairs hervor, welche sich der Julirevolution später bemächtigten, als auch die Richtungen der abmattenden Politik, die später die thatsächlichen Aeußerungen Frankreichs zügelten, in der Schule dieser Zeit gepflanzt wurden. Ein bedeutendes Element in diesen inneren Entwickelungskämpfen unter der Restauration wurde Benjamin Constant, ein Geist von großen und umfassenden Dimensionen, welcher, obwohl selbst in mancherlei religiösen und philosophischen Widersprüchen befangen, doch der Verwirrung seiner Zeit stets dadurch überlegen blieb, daß er, einer der edelsten und folgerichtigsten Liberalen, an dem einfachen Ideal der politischen Freiheit stets unverwandt festgehalten. Sein reiches Leben stellt die Idee des Liberalismus in einem merkwürdigen Entwickelungsgang seit der Revolution von 1789 bis zur Revolution von 1830 dar. Aus den philosophischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts herausgewachsen, mit dem Skeptizismus von Voltaire und Rousseau angefüllt, welcher sich in ihm mit dem Kantischen Transcendental-Idealismus und der sogenannten schottischen Philosophie ver-

setzte, dazu von Schiller's Freiheitslyrik und Menschheitsidealen durchglüht, entwickelte Benjamin Constant aus diesen Elementen eine eigenthümliche literarische und publizistische Wirksamkeit in Frankreich. In seinem Verhältniß zur ersten Revolution suchte er eine wissenschaftliche Mitte zwischen den Extremen darzustellen, die sich in mehreren die Tagesereignisse tiefsinnig beurtheilenden Flugschriften einen Ausdruck gab. Er war, wie seine Freundin Frau von Staël, der Gegner Napoleon's im Sinne der constitutionellen Freiheit. In seinen religionsgeschichtlichen Arbeiten ist wohl die bedeutendste Entwickelung, welche dieser eigenthümliche Genius nach Innen gehabt, zu erblicken. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist: De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développemens, Paris 1824—1834, in fünf Bänden, deren letzter erst nach seinem Tode erschienen. Später schloß sich daran das ebenfalls erst nach seinem Tode herausgekommene Werk: Du Polythéisme Romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion Chrétienne, Ouvrage posthume de Benjamin Constant (mit einer Einleitung von Matter, Paris 1832, zwei Bände). Benjamin Constant nimmt ein ursprüngliches Gefühl in der Menschheit an, welches ein religiöses ist, und in dem die Offenbarung aller Religionen wurzelt. Diese Herleitung der Religion aus der Individualität wirkt dann auch wieder auf die Anerkennung der Individualität zurück, die ihre höchsten Rechte der Sittlichkeit und Freiheit aus ihrer religiösen Bestimmung selber empfängt. Zugleich eröffnet Benjamin Constant von diesem Standpunct aus die wichtigsten Blicke in den Entwickelungsgang des modernen gesellschaftlichen Lebens, dessen neue und unabweisliche Organisationsprozesse er schon mit ahnungsvollem Tiefsinn berührt. Seine

eigenthümlichen Anschauungen von den neuen socialen Entwickelungen der Menschheit lernt man auch aus dem Commentar kennen, welchen Constant zu den Werken des Italieners Filangieri geschrieben, dessen scienza della legislazione in einer französischen Uebersetzung (Paris 1822, in 6 Bänden) erschien. Eine Sammlung seiner Flugschriften erschien unter dem Titel: Collection complète des ouvrages publiés sur le gouvernement représentatif et la constitution actuelle, terminée par une table analytique, ou Cours de politique constitutionnelle, Paris 1817—1820, in 4 Bänden. Seine in der Deputirtenkammer gehaltenen Reden sammelte er unter dem Titel: Discours à la Chambre des députés (Paris 1827, zwei Bände). Bedeutend in der Eröffnung neuer Ansichten über den gesellschaftlichen Entwickelungsprozeß ist auch Benjamin Constant's Schrift: de l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation européenne (dritte Ausgabe, Paris 1814). Eine Reihe interessanter und vielfach anregender Artikel findet man auch in seinen Mélanges de littérature et de politique (Paris 1829). Der Roman Adolphe, anecdote trouvée dans les papiers d'un inconnu (Paris 1816), der viel gelesen und auch ins Deutsche übersetzt ist, zeigt Constant von der Seite seiner eindringlichen Menschenkenntniß, die feine und psychologisch treffende Charakteristiken giebt. —

---

12. Die Wirkungen der Julirevolution in Frankreich und Deutschland.

Die französische Julirevolution hatte auch in Deutschland, besonders in der Literatur, eine bemerkenswerthe Nach-

wirkung gefunden, welche eine auf literarischem Gebiet nie gekannte Bewegung hervorrief, und wenn auch nicht das Nationalleben, doch die Nationalmeinung oder das Meinungsleben der Nation bedeutsam erregte, der Poesie aber die Rolle eines Volkstribuns zuertheilen wollte.

Die Julirevolution, die als augenblickliche That des Nationalbewußtseins für Frankreich so glorreich gewesen, sie zeigte sich in ihrer weiteren Auseinanderlegung doch nur als ein großer Schiffbruch, aus dem alle damit zusammenhängenden Ereignisse und Persönlichkeiten fast wie mit einem Fluch des Daseins hervorgingen. Der Untergang Polens ist und bleibt immer eine Hauptverschuldung der Julirevolution, die, statt thatkräftig aus sich selbst herauszutreten, in die journalistische und parlamentarische Debatte versumpfte. Dies Geschick, in sich selbst abgearbeitet und zerrieben zu werden, theilen auch alle bedeutenderen Charaktere, die in Frankreich der Julirevolution ihren Ruhm und ihre Wirksamkeit verdankten.

Dem ursprünglichen Gedanken der Julirevolution am treuesten und überhaupt am consequentesten sah man noch Adolphe Thiers verbleiben, von dem man wenigstens behaupten kann, daß er sich selbst niemals verderbter gezeigt, als die öffentlichen Verhältnisse es waren. Zwischen den Elementen des Doctrinarismus und des Tiers-Parti, in welche beide die Julirevolution in ihrer organischen Weiterentwickelung auseinandergefallen war, hatte Thiers sich anfänglich eine eigenthümliche Stellung zu begründen gesucht. Der Tiers-Parti war aus dem Haupt Dupin's als eine Art von demokratischer Vermittelungstheorie hervorgegangen, doch hatte er mehr lebendigen und gedankenwahren Kern in sich, als der Doctrinarismus, welcher mit seinem nivellirenden und abplattenden Prinzip das Nationalleben in seinen besten Kräften auszusaugen begonnen.

Thiers, der sich eine Zeitlang ebenfalls durch den Doctrinarismus hatte zersetzen und lähmen lassen, trat mit neuen Lebensäußerungen in den Tiers-Parti über, dem er eine thatsächlichere und im demokratischen Sinne entschiedenere Richtung zu geben anfing, indem er Frankreichs Verhältniß zur auswärtigen Politik, namentlich hinsichts der Intervention in Spanien, zu folgereichen Handlungen anzuregen suchte. Dies ist die Hauptbewegung des Thiers'schen Charakters, der so vielfältige Anfeindungen und Anklagen erfahren, aber in allen seinen Vorzügen und Gebrechen der ächte Ausdruck dieser politischen und gesellschaftlichen Periode Frankreichs ist, einer Periode, die ihre Kräfte im sophistischen Hin- und Herwenden der Gegensätze verbraucht. Als französischer Schriftsteller hat er sich besonders durch seine Geschichte der Revolution (Histoire de la révolution de France, 10 Bände, Paris 1823—1827, und seitdem in vielen Auflagen wiederholt; deutsch von Mohl, 6 Bände, Tübingen 1825—1828) ein bleibendes Verdienst und den Namen eines bedeutenden Historikers auch im Auslande erworben. Die klare und glänzende Darstellung der Thatsachen und Persönlichkeiten ist die wesentliche Eigenthümlichkeit dieses Geschichtswerkes, in dem die innere gedankenmäßige Entwickelung und Folge der Begebenheiten weniger zu ihrer Anerkennung gelangt, als es sich vielmehr dabei um die Herausstellung eines entschiedenen Determinismus handelt, der alle geschichtlichen Vorgänge nicht aus der freien selbsteigenen Bewegung des Individuums, sondern aus einem allgemeinen Sollen der Verhältnisse entspringen läßt. Man hat deshalb in Frankreich von einer école fataliste der Geschichtschreibung gesprochen, als deren Vertreter Thiers mit seiner Geschichte der Revolution, und Mignet mit seinem Abriß derselben Geschichtsepoche (Histoire de la révolution française de-

puis 1789 jusqu'en 1814, zuerst Paris 1824) angesehen werden. Dieser, so zu sagen fatalistischen Geschichtschreibung hat man in Frankreich die descriptive Weise der Historik entgegengestellt, als deren Meister und Muster Barante betrachtet wird, dieser den Tonarten aller Zeiten wunderbar sich anschmiegende Künstler des Geschichtsstils, der vornehmlich in seiner berühmten Geschichte der Herzöge von Burgund (Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois, Paris 1824, 13 Bände, und in späterer Ausgabe 24 Bände) eine eigenthümliche, das alterthümliche Leben der vergangenen Epoche in Geist und Sprache wiederspiegelnde Darstellung gegeben hat. Indeß kann bei Thiers die Bezeichnung des Fatalistischen in seiner Geschichtschreibung um so weniger einen eigentlich mystischen Sinn haben, als er mit den innerlich treibenden und bewegenden Prinzipien der Geschichte in seiner Darstellung wenig oder nichts zu thun hat. Thiers ist Fatalist, in sofern er als Politiker und Staatskünstler das Widerspiel und das Zusammenstoßen der Verhältnisse immer für den eigentlichen Gott des Individuums und für das Schicksal angesehen hat, das dem Einzelnen seine unabänderliche Stellung anweist. Sein Freund, der feinsinnige milde Mignet, kann auf gedankenmäßigere Verbindungen seines Stoffes Anspruch machen. Von seinen Studien über die Geschichte der deutschen Reformation ist noch ein umfassenderes Werk zu erwarten, nachdem er in kürzerer Darstellung seine Histoire de la réformation (Paris 1833) gegeben. Thiers hat in neuester Zeit seine Geschichte der Revolution durch die Darstellung des Consulats und des Kaiserreichs fortzusetzen begonnen. —

Neben und mit Thiers war Guizot berufen, der Träger und das Organ des Juliregime's zu sein, und beide Männer zusammen, wenn sie sich hätten zu einem einheit-

lichen Wirken vereinigen können, würden ihren vaterländischen Zuständen einen festeren Halt und eine glücklichere Richtung gegeben haben. In Guizot's protestantisch-dialektischem Geist hatte der französische Doctrinarismus seinen beweglichsten und theilweise auch edelsten Ausdruck gefunden. Dieser Mann verband mit seiner wissenschaftlichen Gediegenheit, durch welche er sich diesen würdigen und puristischen Anstrich zu geben wußte, zugleich alle jene Künste der Intrigue, durch welche sich einmal die Talente und Charaktere des Juliregime's vorzugsweise auszeichnen. Hat Guizot in den ersten Stadien seines Wirkens viel dazu beigetragen, die Entwickelung der Volkskraft und die nationale Bedeutung der Kammern zu heben, so war er doch auch wieder der, welcher im Fortgang der Ereignisse die parlamentarische Gewalt untergrub, die freie Lebenskraft der Presse allmählig abschwächte, und die öffentliche Meinung in Frankreich corrumpiren half. Dies kann bei den unläugbaren Verdiensten, die man Guizot in politischer wie in literarischer Hinsicht wird einräumen müssen, ihm weniger persönlich als eine moralische Verschuldung aufgebürdet werden, als es vielmehr der eigenthümliche Selbstzerstörungsprozeß dieser Epoche ist, der das kaum Geschaffene durch sich selbst wieder zu verderben und am Ende das Ziel selbst, um das es sich handelt, durch die Bestrebung darum, zu vernichten versteht. Als Schriftsteller hat François Guizot eine vielseitige und außerordentliche Thätigkeit entfaltet, die sich auf Literatur, Philosophie, Erziehung, Geschichte und Politik mehrfach erstreckte. Seine historischen Arbeiten dürften sein größtes und dauerndstes Verdienst bilden, darunter besonders seine Histoire du gouvernement représentatif (zwei Bände), ferner sein Cours d'histoire moderne, professé à la faculté des lettres à Paris (in fünf Bänden), worin seine während der Jahre 1828 —

1830 gehaltenen Geschichtsvorträge zusammengestellt sind. Der erste Band führt zugleich den besonderen Titel: Histoire générale de la civilisation en Europe, sowie die vier folgenden Bände: Histoire de la civilisation en France. Nicht minder bedeutend sind seine großen und reichhaltigen Memoirensammlungen zur englischen und französischen Geschichte, sowie seine Geschichte der englischen Revolution (Histoire de la révolution d'Angleterre, depuis l'avènement de Charles I. jusqu' à la restauration de Charles II.), welche er im Jahre 1826 herauszugeben begonnen, und die ihm namentlich bei den Franzosen den Ruhm eines ihrer größten Historiker erworben hat. —

In Deutschland hat die Julirevolution eine Meinungsrevolution zu Wege gebracht. Es bildeten sich seitdem zwei Gegensätze in einer unter den Deutschen noch nicht gekannten Weise zu förmlichen Parteirichtungen aus, die auch das Privatleben heftig berührten, und in die Literatur ganz neue Zündstoffe schleuderten. Diese eine Nachgeburt der Julirevolution war der Liberalismus, der nach außen unter der theilweise verstümmelten Form des Constitutionalismus wirkte, nach innen einerseits staatstheoretisch beschäftigte, andererseits die geheimen Verbindungen organisirte, welche letztere größtentheils durch die Propaganda des Auslandes geleitet und durch die Flüchtlinge der letzten verunglückten Revolutionen verstärkt, nur in den deutschen Burschenschaften etwa ein nationales Element hatten, das aber auch hier nicht rein und ächt blieb, sondern namentlich in polnischen, italienischen und französischen Berührungen eine buntscheckige Carikatur wurde. Durch solche Hingabe an die fremden Nationalitäten unterschied sich dieser Julliberalismus wesentlich von dem Deutschthums-Demagogismus, mit dem er sonst dieselbe idealistische und phantastische Stellung zur Wirklichkeit gemein hatte, doch

deuteten die langflatternden Locken der Altdeutschen und ihre weiten Turnerhosen auf mehr Behagen und eine hinlängliche Muße zur Schauspielerei, während die Liberalen von 1830, bei der Eile, zu der sie durch die Umstände gedrängt wurden, kaum Zeit hatten den französischen Bart ordentlich zu besorgen. Die andere Nachgeburt der Julirevolution war der Reactionarismus, der bei den Umtrieben der Liberalen seine Rechnung fand, und durch das, was sie schlecht machten, seiner eigenen Sache, welches die Sache des Altbestehenden und Längstverfallenen war, einen Anstrich gab. Es waren die Jahre 1832 und 1833, welche über das Schicksal dieser Gegensätze der Zeit entschieden und einen Sieg der Reaction in Deutschland begründeten. Schien sich das deutsche Naturell in jener Zeit wirklich zu einer That zu spannen, so war doch, was aus jener Periode Thatsächliches hervorging, nur eine Travestie alles historischen Geschehens. Das Hambacher Fest war eine solche Ausgeburt dieser kindischen Geschichtsmacherei, die in dem Frankfurter Attentat auf der letzten Spitze der historischen Ohnmacht abbrach. Die französische Julirevolution hatte aber auch diejenigen, welche an sie geglaubt und ihre Hoffnungen darauf gegründet, zu schmählich im Stich gelassen. Casimir Perier hatte das Justemilieu-System erfunden, und war an der Cholera gestorben, die auch in Deutschland die Besorgniß der Gemüther peinlich vermehrte, unter uns aber mehr aristokratisch wüthete, indem sie besonders das arme Volk dahinraffte, obwohl auch Hegel, der Gründer des Systems des Geistes, das ein ebenfalls Alles nivellirendes Justemilieu-System des Begriffs war, von dieser Krankheit entführt worden in das geheimnißvolle Land, das noch kein Erkennen erkannte. Die Cholera als den physischen Ausdruck des allgemeinen Zeitleidens anzusehen, mochte man sich überhaupt nicht so leicht

enthalten. Der Organismus fängt aus der Mitte seines eignen Lebens heraus einen Krieg mit sich selbst an. Die Ganglien oder das System aller Reizbarkeit und Erregbarkeit des lebendigen Daseins, werden aus äußerstem Drang nach Thätigkeit zu Furien und beginnen einen bacchantischen Tanz. In dieser räthselhaften Empörung spannt das Gangliensystem alle seine labyrinthischen Netzgeflechte zu ebenso vielen Todesschlingen auf. Das Leben hat sich aus Angst und Unruhe in seine eignen Eingeweide gegriffen, und büßt die Leidenschaft, sich selbst zu erkennen und sich selbst zu begreifen, zuletzt mit dem äußersten Act der Selbstreflexion, nämlich sich selbst auszuspeien. So wirkte die Cholera in jener Zeit nicht wie eine gewöhnliche Krankheit, sondern mehr dämonisch, durch Furcht und Schrecken, im wahren Sinne eines Zeitteufels, dessen Plagen man zugleich in einem unerklärlichen Bangigkeitsgefühl wie Bußen hinnimmt.

Der vollkommene Banquerott aller Ideen der Julirevolution, der sich im Jahre 1832 auf das Entschiedenste herausstellte, wirkte auch in Deutschland. In Frankreich war die Hauptstadt in Belagerungszustand erklärt worden, als beim Begräbniß des Generals Lamarque Republikaner und Carlisten ihren Bund schloßen, um mit den vereinten Waffen den Justemilieu-Thron zu stürzen. Fast gleichzeitig erschienen in Deutschland die berühmten Beschlüsse des deutschen Bundes vom 28. Juni 1832, durch welche, allen constitutionellen Rechten und Befugnissen der Stände gegenüber, die Vereinigung der gesammten Staatsgewalt im Souverain ausgesprochen, eine Bundestags-Commission zur Aufsicht über die Verhandlungen der deutschen Landstände ernannt, und überhaupt die Oeffentlichkeit und Aeußerungsfreiheit der constitutionellen Körper auf die bundesgemäßen Schranken zurückgeführt wurde. Das badische

Preßfreiheitsgesetz ward als ungesetzlich und gesetzesunkräftig zur Ruhe verwiesen. In Baden hatte überhaupt der constitutionelle Liberalismus den lebendigsten Aufschwung zu nehmen versucht. Deutsche Volksthümlichkeit und Oeffentlichkeit in der Erscheinung mußte zwar in unsern Zeiten immer ein sehr getrübtes und gebrochenes Bild bleiben, das nach keiner Seite hin eine freudige Ausrundung, eine sichere Lebensäußerung zeigen wollte, aber um so mehr kann und muß man solchen nach volksthümlicher Wirkung ringenden Persönlichkeiten, wie Rotteck, Welcker, Duttlinger u. A. es waren, das Herbe, Schroffe und Eckige, das ihnen in ihren Ansichten wie in ihrem Auftreten eigenthümlich war, zu gute halten, ja theilweise durch ihre Aufgabe bedingt erkennen.

Karl von Rotteck's mannhafte, entschiedene und unerschütterliche Gestalt, deren es in einer gelehrten Nation wenig ähnliche giebt, muß man in vielem Betracht mit Auszeichnung in die Annalen unserer Nation eintragen. Seine Reden, die er als Abgeordneter in der badischen Kammer gehalten, sind bei allem Jähzorn des Temperaments, der sie mitunter ergreift, oft großartige Meisterstücke einer entschlossenen und freimüthigen Sprache, die wie in Zeiten antiker Republiken ertönte. Dies muß man anerkennen, wenn man sich auch gehütet haben würde jedesmal mit ihm zu stimmen, oder die Gewaltsamkeiten in seiner Auffassung der Verhältnisse zu billigen. Rotteck's vernunftrechtliche Theorieen, auf die er seine politische Stellung basirt, gehen mit ihm ebenso leicht ins Crasse durch, wie sie ihn als Geschichtsschreiber zu trüben und bewölkten Darstellungen historischer Verhältnisse veranlaßt haben. Seine „Allgemeine Geschichte" erschien zuerst in 9 Bänden, Freiburg 1813—1827 und wurde seitdem in einer zahlreichen Reihe von Ausgaben weiter ausgeführt und bearbeitet.

Ihr Hauptverdienst ist die populaire und eindringliche Darstellungsweise, die jedoch zuweilen an Schwülstigkeiten leidet. Außerdem erschienen von Rotteck „Ideen über Landstände" (Karlsruhe 1819), sein „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften," (2 Bände, Stuttgart 1829—1830), seine „Sammlung kleiner Schriften, meist historischen und politischen Inhalts" (3 Bände, Stuttgart 1829—1830) und sein „Lehrbuch der ökonomischen Politik" (Stuttgart 1835). Rotteck's Charaktergestalt ist und bleibt eine eigenthümliche im deutschen Leben, sie ist ein Versuch der Zeit, neue Typen der Bildung in unserer Nationalität hervorzurufen, einer Bildung, die freilich noch aller Harmonie, aller Grazie und Freiheit der Erscheinung, wie aller Sicherheit des Grund und Bodens, ermangelte.

Neben ihm ist sein Freund, Geistesverwandter und Strebensgenosse, Karl Theodor Welcker, zu nennen. War Rotteck mehr ein praktisches als philosophisches, mehr ein politisches als ein historisches Naturell, so tritt uns dagegen in Welcker mehr die theoretische Denkkraft des Liberalismus entgegen, die zugleich ein christlich germanisches Element als ihr Grundprinzip geltend zu machen sucht. In seinem umfassenderen Werke: „Inneres und äußeres System der Staats- und Gesetzgebungslehre" (Stuttgart 1829) hat er die ideellen Grundelemente seiner Richtung wissenschaftlich festzustellen gesucht. Seine Reden, die er als Abgeordneter in der badischen Kammer gehalten, sowie einige Zeitblätter und Journalartikel, darunter besonders in dem mit Rotteck u. A. gemeinsam herausgegebenen „Freisinnigen" sowie neuerdings im „Staatslexicon" (Altona 1834 flgd.) haben vornehmlich seinen Ruhm und seine Stellung im deutschen wissenschaftlichen und politischen Leben begründet. In dem von Rotteck und Welcker gemeinsam herausgegebenen Staatslexicon tritt die politische

Richtung, welche diese beiden Männer ihr Leben hindurch verfochten haben, mit einer grossen Milderung und Mäßigung, und eine vielfache Belehrung über die innersten Zeitverhältnisse gewährend, auf.

---

13. Die sociale Wissenschaft und Poesie in Frankreich.

Schon Benjamin Constant hatte einen neuen Organisationsprozeß der Gesellschaft geahnt und, wie wir früher angedeutet haben, in seinen Schriften die leitenden Grundgedanken desselben zu bestimmen gesucht. Aber er war dabei nur innerhalb der Gränzen einer wissenschaftlichen Analyse der europäischen Civilisation stehen geblieben. Diese eigenthümlichen inneren Bewegungen aber, welche in Frankreich zuerst in vielen Gemüthern lebendig wurden, erscheinen durch die Lehre des Grafen Saint-Simon und durch den aus ihm später sich entwickelnden Saint-Simonismus zu einem besondern System aufgenommen, welches alle Bewegungskräfte seiner Zeit in sich zusammenfaßte.

Claude-Henri, Graf von Saint-Simon erstrebte ein neues Prinzip der Einheit, einen neuen Schwerpunct der modernen Gesellschaft, wie ihn das Mittelalter durch die ihm inwohnenden Mächte für seine Zeit gehabt, und wie er seitdem für die neue Epoche der Menschheitsentwickelung nicht wieder gefunden war. Saint-Simon wollte ohne Zweifel einen neuen weltlichen Katholizismus schaffen, der sich zuletzt als der Katholizismus der Industrie auswies und worin die Menschheit eine Wiedergeburt aller ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen organisiren sollte. Diese

Reorganisation der europäischen Gesellschaft, welche aus ihrer eigenen Mitte heraus und durch die Zerlegung in ihre natürlichen Grundelemente vorgenommen werden sollte, eine Reorganisation, die durch ein einziges Prinzip und durch die Herstellung einer allgemeinen Wissenschaft (science générale) zu begründen war, wurde zugleich als Ausgangspunct eines großen allgemeinen Völkerbundes hingestellt, einer organischen Vereinigung der ganzen europäischen Völkerfamilie, die unbeschadet der Selbstständigkeit und Freiheit jeder einzelnen Völkerindividualität, stattfände. Dies war überhaupt der Grundgedanke Saint-Simons: ein Prinzip, ein System, einen Gesellschaftsvertrag aufzufinden, worin mit der höchsten individuellen Freiheit und Emancipation zugleich die Befriedigung des Gesammtinteresses der Menschheit und des Staats erreicht würde. Dieser Grundgedanke verbindet sich mit dem andern, daß die goldene Zeit der Menschheit nicht hinter ihr liegt, sondern vielmehr vor ihr, in der Zukunft, in der Verwirklichung einer neuen socialen Weltordnung, die alle Fragen lösen, alle Gegensätze versöhnen, alle Wunden heilen wird. Der Industrialismus wurde erst später das ausdrückliche Organ dieser neuen Weltordnung. Damit hing eine Revision des ganzen wissenschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Thatbestandes der gegenwärtigen Menschheit zusammen, welches der kritische Theil der Arbeit ist, deren sich Saint-Simon unterzog. Dies that er zuerst in der im Jahre 1807 von ihm herausgegebenen Introduction dans les travaux scientifiques du dix-neuvième siècle, welche Arbeit durch eine Preisfrage entstand, zu welcher Napoleon das Institut de France veranlaßt hatte, und worin auseinandergesetzt werden sollte, welches der Fortschritt der Wissenschaften seit 1789 und ihr gegenwärtiger Zustand sei, und durch welche Mittel ihrer Entwickelung aufgeholfen werden könne. In

dieser Schrift sucht er schon die Arbeit als das universale Lebensprinzip der neuen Zeit zur Geltung zu bringen, wie er auch hier bereits die Idee eines Bündnisses aller Völker, einer allgemeinen Vergesellschaftung Europa's, angedeutet hat. Dieser letzteren Idee gab er ihre weitere Ausführung in seiner Schrift über die Reorganisation der europäischen Gesellschaft (Reorganisation de la société européenne, 1814), worin er als das Mittel dieser Vergesellschaftung aller Völker die Einführung einer gleichen politischen Organisation für alle Völker, die in der Repräsentativ-Verfassung bestehen soll, angiebt. Als ein constitutionnelles Mittel, um dem Völkerleben eine Gleichartigkeit seiner Formen zu schaffen, bestimmte Saint-Simon ferner die Industrie, von welcher er in seiner im Jahre 1817 herausgekommenen Schrift de l'industrie, welche das Motto führte: „Alles durch, Alles für die Industrie," dann in der Parabole politique 1819, in der Schrift du système industriel 1824, die genaueren Bestimmungen ihrer Wirksamkeit gegeben. Die Industrialisirung der Welt, von der Saint-Simon zuerst gesprochen, sollte aber ein neues Rechtsverhältniß zwischen Arbeit, Fähigkeit und Lohn hervorbringen, worin Jeder nur das war, was er leisten konnte, und das besaß, was er arbeitete. Association und Emancipation heißen die Grundelemente dieses neuen Arbeitsstaats, in welchem die Arbeit eigentlich zu einer neuen Religion der Menschheit erhoben war. Oder es sollte vielmehr das Christenthum, welches auf seiner gegenwärtigen Stufe als eine ausgelebte Institution betrachtet wurde, in diesen neuen Einrichtungen der Menschheit ebenfalls seine Erneuerung finden, da der Katholizismus sich in seiner auf die Spitze getriebenen Einseitigkeit ebenso sehr, wie der Despotismus selbst, zerstört habe, der Protestantismus aber ein bloßer Kritizismus ohne Leben und

Gestalt geworden. Das neue Christenthum St. Simons sollte die wahre Verweltlichung des Christenthums sein, eine religiöse Anerkennung der Materie, die schon in der Heiligsprechung der Arbeit gegeben war. Diese seine Ansicht vom Christenthum legte er in seiner im Jahre 1825 herausgekommenen Schrift: Nouveau christianisme, dialogues entre un novateur et un conservateur, kurz vor seinem Tode dar. Ein Sammlung von Saint-Simons Schriften veranstaltete Olinde Rodrigue (Oeuvres complètes de St. Simon publiès par O. Rodrigue, Paris 1832), doch sind davon nur zwei Lieferungen erschienen. —

Saint-Simons System, wie es ursprünglich aus ihm hervorging, beruht im Grunde auf einfachen, sittlich großen, Alles auf das Naturgesetz zurückführenden Anschauungen. Was seine Schüler, Enfantin, Rodrigue u. A., daraus machten, dieser zu einer eigentlichen Sekte gewordene Saint-Simonismus, steigerte sich zu einem Extrem, das, je wissenschaftlicher es sich zu gebärden suchte und je mehr es sich mit den bewegenden Ideen der Zeit verknüpfte, ein um so bunteres Gemisch von Paradoxen wurde. Die Emancipation der Frauen, die bei Saint-Simon selbst nur in einer leisen Andeutung erscheint, wurde eine der Hauptausgeburten des Saint-Simonismus, worin derselbe die piquanteste Fahne seiner Gesellschaftsreformen aufsteckte. Würdiger waren die Anwendungen, welche die Saint-Simonisten von der Doctrin ihres Lehrers hinsichtlich der Organisation der Arbeit machten, deren Idee sie in dem berühmt gewordenen Satz aussprachen: à chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres. Das Hauptwerk, in welchem die Ideen des Saint-Simonismus niedergelegt erschienen, ist die Doctrine de Saint-Simon (1828—1830), dessen industriellen Theil Bazard gearbeitet hat, während der religiöse Theil, der

zugleich alle socialistischen Ausartungen der Schule in sich schloß, von Enfantin herrührte. —

In Lerminier, Michel Chevalier, welcher den Globe aus den Händen der Romantiker übernahm, P. Leroux und Hippolyte Carnot, erhielt der Saint-Simonismus seine würdigste Vertretung durch geschichtsphilosophische, nationalökonomische und staatswissenschaftliche Ausführungen, doch zeigte sich auch bei diesen Männern, die größtentheils bald in andere Richtungen übergingen, daß der Saint-Simonismus nur die allgemeine Grundlage ihrer fortschreitenden Bildung gewesen war, in welcher Eigenschaft wir ihn denn auch in einem gewissen Moment der Gegenwart als etwas Nothwendiges anerkennen müssen. —

Neben den Bestrebungen Saint-Simons und des Saint-Simonismus, ging in Frankreich ein anderes sociales System, das des Charles Fourier, in bedeutungsvollen Zügen einher, indem es sowohl das innere wissenschaftliche Moment einer neuen Gesellschaftstheorie tiefer festzustellen und auf einen psychologischen Grund zu erheben suchte, als es auch in der Organisirung des zu findenden Arbeitsstaates noch weiter ins Einzelne sich einließ. Das System des Fourier, das in Frankreich auf eine philosophische Bedeutung Anspruch machen kann, hat, seit dem Sturz des in sich selbst zusammengefallenen Saint-Simonismus, eine immer größere Ausbreitung und Anerkennung bei vielen ernsten und denkenden Geistern gefunden, wie sehr auch seine mannigfachen Ausartungen, denen es ebenfalls nicht fremd geblieben, der Lächerlichkeit preisgegeben worden sind. Fourier bestimmte die neue Wissenschaft der Gesellschaft, welche er suchte, näher als die Wissenschaft des Glücks, indem er im Glück die wahre Bestimmung des Menschen auf Erden erkennen wollte. Dies wahre Glück der Menschheit erläuterte er in seinem im

Jahre 1808 erschienenen Buche: Théorie des quatre mouvements, dahin, daß es die Harmonie der Triebe und ihrer Befriedigung sei. In dieser Schrift, welche die Grundkeime der ganzen socialen Spekulation Fourier's enthält, hat er es zugleich unternommen, eine philosophische Theorie der menschlichen Triebe aufzustellen, um darin das Fundament des zu gründenden harmonischen Gesellschaftszustandes zu finden. Indem angenommen wird, daß der Trieb, welcher zugleich die Kraft der Anziehung (attraction) darstellt, in einem Einklang stehen müsse mit der Bestimmung, die er zu finden hat, so muß es sich um eine Verwirklichung dieses Einklangs von Anziehung und Bestimmung handeln, um das wahre Glück der Gesellschaft in der Harmonie darstellig zu machen. Der erste Hauptsatz in der socialen Philosophie Fourier's lautet daher: les attractions sont proportionnelles aux destinées. Diese Harmonie, welche gesucht wird, erscheint somit als die gefundene Befriedigung einer Bewegung, oder als das Resultat einer Reihe von lauter einzelnen Puncten, welche die Bewegung stufenweise durchschritten hat, um sich darin zu erfüllen und zu vollbringen. Die Harmonie findet sich sonach durch die Reihe, aus deren einzelnen Stufen sie sich aufbauen muß, und dies bestimmt den zweiten Hauptsatz der Fourier'schen Gesellschaftsphilosophie: la Série distribue les Harmonies. Auf die Verkettung dieser Serien und Harmonieen hat Fourier die eigenthümliche Idee seines Phalanstère gebaut, worin er die äußere Form seines neuen harmonischen Gesellschaftszustandes gefunden. Die Serien, wie sie sich nach den Trieben oder Arbeitszweigen gliedern, finden sich in der neuen Gemeinde immer zu einer Gemeinschaft von 1800 bis 2000 Personen zusammen, und diese Gemeinschaft heißt in der Fourier'schen Sprache die Phalange, und das

von derselben auf einem Landstrich von ungefähr einer Quadratmeile bewohnte große gemeinschaftliche Gebäude das Phalanstère. In seinem Traité de l'association domestique-agricole, ou attraction industrielle (in Fourier's gesammelten Werken unter dem neuen Titel: Théorie de l'unité universelle erschienen) hat Fourier die näheren und einzelnen Formen dieser neuen Gesellschaftsverfassung erörtert, und sich dabei oft in die abentheuerlichsten Phantasmagorieen der Einbildungskraft verlaufen, die den Eindruck einer burlesken Komödie machen können, oft aber trifft er auch in sinnigen Gedankenspielen und mit tief eindringenden Bezeichnungen gerade den bedeutungsvollsten Punct, auf den es in der heutigen Gesellschaft ankommt. Die Schriften Fourier's erschienen gesammelt (Oeuvres complètes de Charles Fourier, zweite Ausgabe, Paris 1841) von der Gesellschaft, welche sich zur Verbreitung und Verwirklichung der Fourieristischen Theorie (société pour la propagation et pour la réalisation de la théorie de Fourier) in Frankreich gebildet hat. —

Die Wissenschaft des Socialismus hat seitdem in Frankreich von manchen Seiten her eine bedeutende Fortbildung erhalten, doch haben die Elemente des Communismus, welche sich in ihn hineingesetzt haben, zugleich den rein wissenschaftlichen Gang der Untersuchungen gestört. Eine merkwürdige Erscheinung bilden in dieser Beziehung die Schriften des P. J. Proudhon, eines aus dem Arbeiterstande selbst hervorgegangenen Autors, der, ohne sich zu dem System des Communismus selbst zu bekennen, die schärfsten und wissenschaftlich begründetsten Angriffe gegen das Recht des persönlichen Eigenthums zusammengestellt hat. Er that dies besonders in seinem Buch: Qu'est-ce que la propriété? ou recherches sur le principe du droit et du gouvernement (Paris 1841), das höchst be-

merkenswerthe rechtsphilosophische Auseinandersetzungen enthält, wenn es sich auch freilich in den wahnsinnigen Satz zuspitzt: daß das Eigenthum ein Diebstahl sei! (la propriété c'est le vol). Sein späteres Buch, in dem er selbst zu organisiren gesucht: de la création de l'ordre dans l'humanité ou principes d'organisation politique (Paris und Besançon 1843) hat sich von schwächerer Bedeutung erwiesen.

Außerdem ist Louis Blanc hier zu nennen, der in seiner Schrift: Organisation du travail. — Association universelle. Ouvriers. — Chefs d'ateliers. — Hommes de lettres (Paris 1841) einige scharfsinnige Ausführungen, namentlich gegen die unbeschränkte Gewerbefreiheit, gegeben, und unter Anderm den Vorschlag gemacht hat, zur Abhülfe der Arbeitslosigkeit und zur Sicherung eines angemessenen Arbeitslohns nationale Werkstätten unter Aufsicht des Staats zu errichten. Bedeutender erscheint uns Louis Blanc als Geschichtschreiber, durch seine Histoire des dix ans, 1830—1840, worin er sich in einer trefflichen und lebensvollen Darstellung vorzugsweise als Volksgeschichtschreiber gezeigt hat, indem er die Entwickelungen der Juliepoche von dem demokratischen Standpunct aus auffaßt und aufzeigt. Beim Beginn seines Geschichtswerkes sagt er selbst, daß er nicht den Adligen, den Reichen, den Glücklichen durch seine Darstellung dienen wolle. Der Socialist, welcher sich der Sache des armen und leidenden Volkes hingegeben hat, findet hier als Geschichtschreiber der Julizeiten die entscheidendste Gelegenheit, die eigentliche Geschichte des aufstrebenden Volksgeistes, seiner Hoffnungen und Enttäuschungen, mit feurigem Griffel zu schreiben. Louis Blanc hat dies mit begeistertem Herzen, und doch ohne alle subjective Verblendung und Ueberreizung gethan, so daß uns sein Werk als

ein ächtes Epos des modernen Volksbewußtseins entgegentritt. Außerdem ist es reich an vielen interessanten Einzelnheiten und Persönlichkeiten, welche die Geschichte dieser zehn Jahre anschaulich zu machen dienen.

Die Grundidee alles Strebens des Socialismus, welchen Verirrungen er auch anheimfiel, war doch immer die gewesen, die Gesellschaft von den Uebeln zu befreien, an welchen krank zu sein sie sich nicht abläugnen konnte, und eine Reform zu bewirken, welche das Ideal auf Erden einsetzen sollte, ein Ideal, bei dem man freilich den umgekehrten Weg einschlug wie sonst, indem man mit dem Materiellen anfing und aus ihm alles Ideelle herzuleiten und zu begründen suchte. Daß die Gesellschaft an dem innern Widerspruch ihrer Einrichtungen krank lag, daß sie sich im Lauf der Zeiten mit Gegensätzen und Verpflichtungen belastet hatte, unter denen sie sich nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermochte, war in vielen Erscheinungen des Lebens überzeugend herausgetreten. Die Zeitliteratur selbst trug diese Wunden theils mit Coquetterie, theils in grellen Abbildungen zur Schau.

Welche ausgehölten und innerlich zerworfenen Zustände wiesen nicht die Romanschilderungen von Honoré Balzac auf, der namentlich in seinen Scènes de la vie privée (1831), die seine gelungensten Darstellungen enthalten, so wie in den Scènes de la vie parisienne (1832), das französische Leben selbst in seinen bizarrsten Contrasten meisterhaft abspiegelte! Dieser Autor ist der eigentliche Romantiker der gesellschaftlichen Verderbniß unserer Zeit, und er hat Das, was die Franzosen in neuester Zeit so vielfach mit dem Namen physiologie belegt haben, sehr er-

folgreich in dem Roman eingebürgert, nämlich diese in alle Fasern eindringende Zerlegungskunst des socialen Zustandes, welche darauf ausgeht, alle gesellschaftlichen Illusionen zu zernichten, und den socialen Körper in seiner Nacktheit und herausgeschält aus allen seinen Verhüllungen zu zeigen. In diesem Sinne schrieb Balzac auch seine Physiologie der Ehe (Physiologie du mariage, 1830), die ungefähr an Knigge's „Kunst mit Menschen umzugehen" erinnert, indem, wie bei Knigge jeder Mensch als schlecht und verderbt vorausgesetzt wird, so hier jedes eheliche Verhältniß als ein solches, das besonderer Kniffe und raffinirter Veranstaltungen bedarf, um möglichst ohne Schaden hingenommen zu werden. Auch als philosophischer Romanschreiber hat sich Balzac zu zeigen gesucht, sowohl in seiner Peau de chagrin (1831), in welchem theilweise ausgezeichnet schön geschriebenen Roman das Speculative mehr als ein magisches Element erscheint, das noch dazu der diabolisch-romantischen Schule unseres deutschen Hoffmann entlehnt ist; als auch in seinen Romans et Contes philosophiques u. A.

Einen merkwürdigen Contrast gegen diese sociale Romantik, welche halb als Mitschuldige halb als Anklägerin eines verderbten Gesellschaftszustandes erscheint, bilden die hochtönenden Strafgedichte eines Barbiers, eines der größten Satiriker der neueren Welt, in welchem das moderne Paris seinen strengsten und erhabensten Sittenrichter, und einen unbestechlichen Zeugen seiner gesellschaftlichen Zerfallenheit gefunden. Seine satirischen Gedichte erschienen unter dem Titel Jambes, zuerst in der Revue de Paris (von August 1830 bis Mai 1831), worauf er sie, mit dem berühmten Einleitungsgedicht: La tentation vermehrt, 1832 gesammelt herausgab. Eine treffliche deutsche Ueber-

setzung davon gab L. G. Förster unter dem Titel: Geißelhiebe für die große Nation (Quedlinburg 1833.) —

In einem umfassenderen Sinne machte sich in der letzten Zeit Eugène Sue zu dem eigentlichen Physiologen und Kritiker der modernen Gesellschaftszustände. Nachdem dieser hochbegabte Autor in seinen früheren Romanen sich lange Zeit hindurch nur in einer wilden chaotischen Phantasiewelt oder auf der See und den Meeresschiffen, als Seeromantiker, ergangen, (Atar Gull, la Salamandre u. s. w.) hat er in zweien seiner neuesten Productionen, in dem Roman: Mathilde ou les mémoires d'une jeune femme, und in den weltberühmt gewordenen Mystères de Paris, die bedeutungsvollsten Puncte der modernen socialen Interessen, getroffen. Vornehmlich in dem letzteren Werke, das eine besondere Phase der neueren Literatur zu bezeichnen angefangen, ist er in jene unterste Schicht der Gesellschaft, deren Lebensregungen immer verhängnißvoller werden, als ein wahrer Meister sowohl in Lebensbeobachtung, als in Kenntniß der menschlichen Charaktere, hinabgestiegen. Die Uebervortheilungen, sowohl in moralischer wie in physischer Hinsicht, welche die menschliche Existenz auf diesem Gebiet zu erfahren hat, sind von Eugène Sue mit einer schneidenden Wahrheit, und zugleich mit einem großen Herzen für die freie und würdige Gesammtentwickelung der ganzen Menschheit, darstellig gemacht worden. Dieses höhere Menschheitsgefühl, welches aus der ganzen Darstellung spricht, ist das bewegende Pathos des Buches, und ersetzt den Mangel der Kunstform, die bei der weitschichtigen Anlage des Ganzen, und bei vielen einer practischen Gesellschaftsreform gewidmeten Nebenausführungen, gefährdet werden mußte. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache der neueren Literatur, daß sie in der Form des Geheimnisses hier diejenigen Lebenselemente zu ergreifen strebt, welche den Stoff

einer neuen Volksbildung und Gesellschaftsentwickelung in sich schließen, und die dazu bestimmt sind, zu einer mit der Umgestaltung des ganzen Volksdaseins innigst zusammenhängenden Oeffentlichkeit zu werden. Die vielfältigen Nachahmungen und Nachbildungen der Sue'schen Geheimnisse von Paris in allen möglichen Nationalitäten und Localitäten, wieviel Widerwärtiges sie auch zum Theil als mercantile Speculationen haben mögen, sie zeigen doch das bedeutungsvolle Hindrängen zu diesen entscheidenden Puncten des heutigen Völkerlebens an, indem sie zugleich dazu beitragen, den Thatbestand und gewissermaßen das Inventarium bei demjenigen Banquerott aufzunehmen, welchen die heutige Gesellschaft in ihren bestehenden Elementen früher oder später erleiden muß. —

Wenn diese Conflicte der bestehenden Gesellschaftsordnung in Balzac, Eugène Sue, Emile Souvestre u. A., bald mit dem physiologischen Secirmesser, bald mit polizeilich-romantischem Griffel aufgezeigt erscheinen, so sind sie dagegen in George Sand (Madame Dudevant) wahrhaft durch den Busen einer Dichterin gegangen, und haben in ihr, mit dem edlen Herzblut eines ausgezeichneten Weibes getränkt, ihre volle menschliche Bedeutung, ausgeprägt in vollendeten Formen des Kunstwerks, dargethan.

Die ironische Empfindsamkeit der Individualität gegen die vorhandene Gesellschaftsordnung repräsentirt sich in Madame Dudevant so naturwahr und erschöpfend ausgebildet, wie in keiner andern Gestalt dieser Zeit, und man muß ihre Romane lesen, um die geheimsten Selbstbekenntnisse dieser socialen Epoche zu haben. Kein neuerer Autor trägt

sich mit so bewußten Tendenzen, mit so scharf und unermüdlich, ja oft unerbittlich verfolgten Absichten der Dichtung, als diese Frau, die es vorzog, dem Publikum unter dem Namen George Sand als ein Mann zu erscheinen. Der so vielfach hervorgehobene und benutzte Umstand, daß George Sand in Beinkleidern geht und mit der Reitpeitsche gegen ihre Sporen schlägt, um von den Vortheilen des Mannes im öffentlichen Bewegen und Genießen sich eigenmächtig etwas zuzueignen, ist jedoch weniger wichtig und charakteristisch, als der, daß Aurora Dudevant ein Weib ist, ein Weib mit aller Stärke und Subtilität des Frauenherzens, mit aller ursprünglichen Kraft und Vergötterungssucht der Liebe, mit aller Schwäche und Süßigkeit der weiblichen Träumerei, mit sophistischer Genußsucht und mit penetrirender Schärfe, jede Situation bis auf die kleinste Faser zu zersetzen. Weil sie ein Weib ist, hat ihre Anschauung von den socialen Verwickelungen, die sie zum unaufhörlichen Thema ihrer Darstellungen macht, den Werth eines negativen Canons für diese Leiden der menschlichen Gesellschaft und der Situation der Geschlechter. Die Erfahrungen ihres Herzens und ihrer Leidenschaften hat sie allmälig in Gestalten verkörpert, mit einem skeptischen Talent der Poesie, wie es noch keinem Dichter in diesen unmittelbaren Beziehungen auf die Realitäten der Gesellschaft eigen gewesen. Dante braucht einen Himmel und eine Hölle, die er mit colossaler Phantasie aufführt, um die Laster und Thorheiten der Menschheit in ein bestimmtes Relief zu fassen; Byron fährt mit seinem herzblutenden Skepticismus in allen phantastischen Regionen der Anschauung umher und kommt doch nie über die kokette Subjectivität hinaus zu wirklichen Gestalten, die seinen Schmerz und seinen Spott verewigten; George Sand aber bedarf nur der allereinfachsten Situation männlicher und weiblicher Her-

zen, wie man sie an jedem Kamin eines Familienzimmers neben einander schlagen sieht, um eine große Culturtragödie, die keinen Schritt von der factischen Wirklichkeit abweicht, daraus zu gestalten. Sie hat nur immer die eine ungeheure Frage zu behandeln: daß unter den bestehenden Verhältnissen der Gesellschaft und der Civilisation zwei Menschen nicht mit einander glücklich sein können, selbst wenn sie sich lieben, oder auch weil sie sich lieben. So hat sie sich zur Dichterin der socialen Uebel gemacht, ohne weder ungerechter Weise etwas zu erdichten, noch auch den Balsam der Poesie auf die Wunden der Gesellschaft, die sie offen zeigt, zu träufeln. Wie sehr auch alle ihre Gedanken einer idealen Weltordnung entgegenstreben, so läßt sie doch in ihren Darstellungen selbst weder Ideales noch Idealisirendes zu, wie andere dichtende Frauen, die es, wie überhaupt ihr Geschlecht, für eine Pflicht edler Weiblichkeit ansehen, sich über das Leben zu täuschen. Aurora Dudevant hat sich der schonungslosen Beobachtung ergeben und findet eine Wollust darin, die Illusionen zu analysiren, die den Kitt der gäng und gäben bürgerlichen Verhältnisse bilden. —

Ihre literarische Laufbahn begann George Sand mit dem Roman Rose et Blanche (Paris 1832), welchen sie in Gemeinschaft mit ihrem damaligen Jugendfreunde Jules Sandeau, nach dessen erster Namenssylbe sie ihren eigenen Dichternamen sich bestimmte, verfaßt hatte. Dieser Roman behandelt vorzugsweise die Schwäche und Hinfälligkeit des männlichen Charakters, welches also der Ausgangspunct und erste Anklagegrund der socialen Darstellungen George Sand's wurde. Ein großer Degout an Welt und Societät bildet hier schon den Grundzug der Darstellung, aber mit mehr Wehmuth und elegischem Anhauch als Bitterkeit. In Horaz wird die Rohheit und

Verderbtheit des Mannes geschildert, die sich nur noch durch einen sophistischen Anstrich über der Gemeinheit erhält und der die reine und ächte weibliche Natur leidend gegenübersteht. Die Lust am bloßen Romanhaften, am Blüthenwerk der Phantasie, zeigt sich in diesem Roman noch überwiegend gegen die Hinneigung zur Speculation. Im Ganzen erhebt sich das Buch nicht bedeutend über die Gewöhnlichkeit, obwohl einige Schilderungen, namentlich des Lebens und Treibens der jungen Mädchen im Couvent, eine reizende Anmuth haben. Der Mitverfasser, Jules Sandeau, hat sich seitdem durch einige hervorragendere Werke, namentlich die Romane Madame de Sommerville (1834) und Marianna (1839) bekannt gemacht, aber er hat sich in seinen schöngeschriebenen, nur zuweilen in Reflexions- und Redefülle sich verlierenden Dichtungen nicht zu der Höhe der Anschauung und Darstellung erheben können, auf der George Sand bald die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte.

Diese Aufmerksamkeit erregte sie zuerst durch ihre Indiana (1832), welches vielleicht der grausamste aller Sand'schen Romane ist, und worin die Verfasserin sich schon in der Vorrede über ihre „traurige Freimüthigkeit" erklärt, wie sie ihren schriftstellerischen Charakter bezeichnet, und wodurch sie sich getrieben fühle, mehr an die Wahrheit als an die Moral sich zu halten. Sie entschuldigt sich nämlich, daß sie in diesem Roman den Personen, welche das Gesetz vorstellen, nicht die möglichst schöne Rolle zuertheilt habe. Sie könne zwar den Weg, auf dem das Gesetz uns wie eine Heerde Schöpse einpferche, nicht mit Rosen bestreuen, aber sie zeige doch auch zugleich die Wege, die uns von jenem abführen, mit Nesseln bepflanzt. Diese bittere Gerechtigkeit auf beiden Seiten offenbart sich allerdings in der Indiana, in der sie zeigen will, daß in unsern Tagen moralischer Entwürdigung die Ehre eben so schwer gewor-

den ist zu üben als der Heroismus. In der Indiana verräth sich nicht die darüber stehende Ruhe, die man sonst an den Schriften der Madame Dudevant bewundern muß. Hier plaidirt die beleidigte Frau in ihr mit subjectiver Leidenschaftlichkeit und gereizter Stimmung. Sie zeigt sich als Meisterin in der grausamen Analyse, ihre Grausamkeit besteht in den Consequenzen, die sie aus den gesellschaftlichen Einrichtungen ableitet, und nur darin scheint sie Unrecht zu haben, daß sie das Mögliche schon als das Factische in ihrer Darstellung zusammenreiht. In Raymon, der die unglücklich verheirathete Indiana liebt, verführt, verläßt und mißhandelt, will die Verfasserin zeigen, wie ein Mann, durch die Verhältnisse und seinen Charakter bestimmt, die größten Abscheulichkeiten begehen, und doch dabei eigentlich für einen liebenswürdigen Mann gelten kann, aber sie thut es mit raffinirter Ironie, wenn sie die Laster des gesellschaftlichen Menschen in ihm als liebenswürdig darstellt, eine Ironie, die zuletzt in Verachtung übergeht, indem sie diesen Charakter gänzlich fallen läßt. Wenn sie aber mit gekränktem und empörtem Frauenherzen, mit weiblicher Malice, die Verderbtheit und den Egoismus der Männer aufzeigt, so kennt sie auf der andern Seite zugleich alle Schwächen und Verschuldungen der Frauen. Sie sagt, die Frauen seien von Natur einfältig, es schiene, als ob der Himmel, um das Uebergewicht auszugleichen, das ihr Zartgefühl und ihr Scharfsinn ihnen über die Männer gebe, sie mit blinder Eitelkeit und blödsinniger Leichtgläubigkeit ausgestattet habe; es bedürfe, um sich ihrer zu bemeistern, nichts, als daß man sich darauf verstehe, sie zu loben und ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Allerdings will sie aber auch durch Indianens Schicksale beweisen, welcher Kraft, Ausdauer und Tapferkeit das weibliche Herz fähig sei, wenn es liebe, oder zu lieben glaube, mag es

sich auch bitter dabei täuschen. Sehen wir aber in Indiana die Mißhandlung des weiblichen Herzens, so zeigt sich in Ralph, diesem meisterhaft geschilderten Engländer, die Qual des männlichen, das nicht erkannt wird, weil es nicht die glänzende Außenseite eines Raymon besitzt, sondern sich hinter einer Brutusgestalt versteckt. Mit mehr Wahrheit ließen sich die Verhältnisse dieses Romans schwerlich darstellen, aber ohne Zweifel mit mehr Schönheit und etwas mehr dichterischer Vermittelung.

Auf die Indiana ließ George Sand die Valentine (1832) folgen, einen Roman, der nur wenig erfreuliche Partieen bietet, darunter aber eine bemerkenswerthe Stelle, wo sich die Verfasserin gegen die öffentliche Feier des Hochzeitstages mit Gründen erklärt, deren schlagende Wahrheit man vom Gesichtspunct der Sittlichkeit wie des Zartgefühls nicht zurückzuweisen vermöchte. In der Valentine läßt Madame Dudevant durch einen Zufall eine moralische Demonstration ausüben, die ihr bei ihrer Vertheidigung gegen angesonnene Absichten einer socialen Umwälzung zugute kommen kann. Durch die Gunst der Umstände wird eine Conventionsehe, in der sich beide Theile schlecht befunden hatten, ohne alle Gewaltsamkeit wieder aufgelöst, und Valentine sieht sich an die Liebe ihrer Wahl freigegeben, als Benedict, durch ein jämmerliches Mißverständniß, plötzlich ums Leben kommt, also auch die Ehe der Wahlverwandtschaft, die sich schon früher ungesetzlich anticipirt hatte, nicht gesetzlich vollzogen werden kann.

Das bedeutendste Werk der George Sand erschien im Jacques (1834). In diesem Buche hat die Dichterin einen Roman der Ehe geliefert, wie die moderne Literatur an Naturwahrheit der Beobachtung, an feiner und tiefsinniger Durchdringung der Situationen und an wahrhaft erhabenen Stellen, die des größten Dichters würdig, keinen

zweiten aufzuweisen hat. Jacques ist ein vollkommener und vollendeter Mann, der, nachdem er in allen Richtungen des Lebens sich tapfer umherbewegt, einen Durst nach Ruhe bekommen, und das Bedürfniß fühlt, sich auf ein friedliches und reines Herz zu stützen. Er entschließt sich zu heirathen, aber er gedenkt nicht, sich durch dies Band der Ehe mit den Zuständen der Gesellschaft, die er haßt, zu versöhnen. Fernande ist ein liebenswürdiges, naives, schwaches, ächt weibliches Geschöpf, die an dem Mann, den sie liebt, hinaufblickt, wie an einem höheren Wesen. Sie ist zu einer wahrhaften Ehefrau bestimmt, die sich selbst an die Pfeife ihres Gatten, die ihr anfangs einen Schreck verursacht, liebend anschmiegt. Jacques ist schon fünf und dreißig Jahr, und Fernande zählt erst siebzehn, ein Mißverhältniß, das dem guten Kind anfangs geheime Sorgen verursacht, aber sie liebt Jacques. Jacques erscheint in dieser Situation als Vater und Geliebter zu gleicher Zeit. Er gehört zu den Naturen, die das Leben stark verbraucht und zwanzig gewöhnliche Existenzen in einem einzigen Jahr erschöpft haben, aber sein Mannesherz, das nur in der Liebe wahrhaft zu leben vermag, ist noch jugendstark, doch voll von jenem großartigen Stolz, der Charaktere seiner Art in ein gefährliches Uebergewicht stellt zu den socialen Gewohnheiten und Beschränkungen. Jacques hat noch eine Sympathie zu einem andern Wesen, mit dem ihn schwesterliche Bande verbinden, wiewohl er nicht genau weiß, ob Sylvia seine Schwester ist. Sylvia ist eine von den schönen, sublimen, prächtigen Weiblichkeiten, in denen Madame Dudevant ihre Antipathieen gegen die Gesellschaft erhaben, aber fast gespensterartig gestaltet. Sylvia würde aber, ungeachtet der idealen Höhe ihrer Bildung, wie ein Naturkind mit aller Gewalt des Weibes zu lieben verstehen, doch sie hat keinen Mann gefunden, den

sie ihrer Liebe für würdig hält. Oktavio liebt sie, aber Sylvia vermag ihn nicht einmal hochzuschätzen, und was ist die Liebe eines Weibes ohne Hochschätzung? Oktavio ist ein Schwacher, aber er hat Recht, wenn er an Sylvia schreibt: sie dominire in dem Verhältniß der Liebe so, daß er sich „erniedrigt" fühlen müsse durch ihre Liebe. Sylvia ist das weibliche Ebenbild von Jacques, sie lieben sich nicht, aber sie verehren sich, und Jacques behauptet, daß ein viel stärkeres Gefühl, als die Liebe, zwischen ihnen beiden walte. Sylvia macht dem Jacques Vorwürfe, daß er sich der Ordnung der Gesellschaft durch die Ehe unterworfen und einer Frau ewige Treue schwören wollte, was sie für etwas Unmögliches ansieht. Jacques weiß im Voraus, wie auch diese Liebe, die er eingeht, endigen wird, aber er zeigt sich mit einem hohen und würdigen Lebensbewußtsein gerüstet, der Zukunft entgegenzugehen, von der er wenigstens einige Jahre Liebesglück erhofft. Er schreibt an seine Fernande vor der Hochzeit: La société va vous dicter une formule de serment. Vous allez jurer de m'être fidèle et de m'être soumise, c'est-à-dire de n'aimer jamais que moi, et de m'obéir en tout. L'un de ces sermens est une absurdité, l'autre une bassesse. Vous ne pouvez pas répondre de votre coeur, même quand je serais le plus grand et le plus parfait des hommes. Man höre aber, wie die Gesellschaft, welche diesen Eid für zweckmäßig erachtet hat, an dem armen Jacques sich rächt, der ihn zur Grundlage seines Glückes verschmäht! Fernande ist ein gutes herrliches Kind, die ihren Jacques wirklich liebt. Bald aber erheben sich Zweifel, und man erblickt graue Streifen am Horizont der jungen Ehe. Der Einfluß des Tageslebens auf die Stimmungen macht sich geltend, und die Stimmungen beherrschen die Gemüther, zumal die liebenden. Es ist unberechenbar, was ein reg-

nerischer Himmel oder ein stärkerer Grad Frost als gewöhnlich, für Wirkungen ausüben können auf zwei Leute, die täglich und stündlich bei einander sind. Fernande hat Fehler, diese Fehler sind die der Liebe, die aber den Andern unglücklich machen. Eine zufällige Wolke auf der Stirn des Geliebten bringt sie außer sich, sie zweifelt an seiner Liebe, und macht ihm Vorwürfe, daß er sie nicht genugsam liebe. Das Uebel macht immer größere Fortschritte, ohne daß man weiß, woher es gekommen, und die Verstimmung dringt bald in die wesentlichen und edlen Theile des Verhältnisses ein. Jacques ist indeß der Meinung, daß, nachdem die Zeit des Glückes vorüber, die Zeit des Muthes gekommen sei, aber auch dem Muth gelingt es nicht mehr, ein Lebensverhältniß auszubessern, das einmal in innerster Seele einen Stoß erlitten. Jacques hat einen großen Fehler, nämlich den, daß er gar keinen Fehler hat, was Fernande, ihm gegenüber, am drückendsten empfindet. Durch das Leben eben so abgerieben wie abgerundet, ist er vollkommen geworden und steht mit hohem Bewußtsein über allen den Kleinlichkeiten, die wichtig genug sind, um das Hinleben der meisten Menschen zu kreuzen. Die Verfasserin, die sonst mit boshafter Trauer die Schwächen ihrer männlichen Helden zeichnet, hat hier einen vollendeten Mann darstellen wollen, und dieser ist unglücklich! In Jacques Unglück, Hahnrei zu werden, und wie er dasselbe erträgt, liegt aber die Hauptaufgabe dieses Romans, und eine völlig neue Wendung. Ging nicht Jacques seine Ehe mit dem philosophischen und großsprecherischen Bewußtsein ein, daß es unmöglich sei, sich zu verpflichten, das ganze Leben hindurch nur Ein Wesen zu lieben? Was thut er nun, als seine Fernande, fast ohne es selbst zu wollen, sich von ihm abwendet, und in Oktavio ein ihr gemäßeres, gleich ihr schwaches und liebenswür-

diges Wesen gefunden? Er behandelt sie mit der größten Schonung und Achtung, mit einer väterlichen Zärtlichkeit und Besorglichkeit, er entfernt sich, er reist, aber er ist in seiner heldenmüthigen Aufopferung unglücklich und in sich selbst vernichtet. Nachdem die beiden Liebenden auch den materiellen Ehebruch begangen, beschließt er den Selbstmord, um ihnen Raum zu einer legitimen Verbindung und dem Kinde ihrer Sünden einen ehelichen Charakter zu geben. Jacques ist entschlossen zu sterben, theils aus Verachtung gegen seine Situation, theils aus Liebe für Fernande, die durch seinen Tod glücklich werden kann, und er stürzt sich von der Höhe der Alpen herab in einen Abgrund, seinen Selbstmord bemäntelnd, so daß Fernande nichts darin sehen darf als einen Zufall, der jedem Reisenden begegnen kann. In diesem Abschluß der Verhältnisse liegt eben so viel großartige Malice der Dichterin, als ächt tragische Anschauung der Gesellschaft und des Lebens. Jacques ist der umgekehrte Werther, oder vielmehr das Ideal eines Albert, der sich für Werther und anstatt Werther's erschießt. Was aber der Dichtung fehlt, ist die künstlerische Gerechtigkeit, wie sie Goethe im Schluß der Wahlverwandtschaften ausübt. Die einfache und mehr lyrische Situation von Albert und Werther tritt in den Wahlverwandtschaften zu einem dialektischen System ausgebildet auf, das die individuellen Sympathieen der Liebe, der ausschließenden Berechtigung der Ehe gegenüber, zum Unheil für diejenigen wendet, welche dies lediglich individuelle Recht der Liebe repräsentiren. In Jacques geht aber der Repräsentant der Ehe und der Pflicht unter. Jacques, ein großer, nobler Charakter, nimmt die Sünden der Verhältnisse allein auf seine Schulter und geht damit in den Tod, während das ihm gegenüberstehende Paar glücklich weiter lebt, ohne Rache. Wenn aber Goethe's Roman der Anwalt für die Sitt-

lichkeit der Ehe ist, Madame Dudevant aber für die Berechtigung der Liebe streiten möchte, so kann man ihr doch nicht erweislich vorwerfen, daß sie hier das Institut der Ehe als solches damit habe erschüttern wollen, indem sie vielmehr ganz die entgegengesetzte Wirkung davon hervorgebracht hat. Die Liebe, welche dem Jacques gegenüber die Ehe überlebt, ist auf so schwache Individualitäten gestützt, daß ihr Sieg ihr mehr zur Schmach gereicht als zum Triumph, während dagegen Jacques noch in seinem Untergange auf eine wahrhaft erhabene Weise verherrlicht wird. In Jacques ist zum ersten Male der merkwürdige und durchaus neue Versuch gemacht, der Hahnreischaft das lächerliche Zeichen, mit dem sie sonst immer dargestellt wird, zu nehmen, und sie tragisch und großartig zu behandeln. In Jacques unterliegt die Ehe, aber sie stirbt wie ein Held, der für eine große und bedeutsame Sache sich zu Tode gekämpft.

Madame Dudevant hat sich überhaupt in ihrer bekannten Lettre à M. Nisard, welche die Revue de Paris enthalten, so naiv und offen über ihr Verhältniß zu der Ehe als einem socialen Institut ausgesprochen, daß die Alltagsmoral davon abstehen muß, in ihren Dichtungen noch mehr absichtliche Pointen aufzusuchen, als darin zu Tage liegen. Sie sagt, daß auf die Frage einiger Saint-Simonisten und gewissenhafter Philanthropen: was sie an die Stelle der Ehegatten setzen würde? sie geantwortet habe: nichts anderes als die Ehe selbst! So wie, fügt sie hinzu, an die Stelle der Priester, welche die Religion so sehr compromittirt hätten, sie nur die Religion selbst zu setzen geneigt wäre. Sie giebt nämlich Herrn Nisard Recht, wenn er in seinen Souvenirs de Voyages von ihr sagt: La ruine des maris ou tout au moins leur impopularité, tel a été le but des ouvrages de George Sand,

indem sie hinzufügt, daß sie in der Sprache ihrer Romane darin gefehlt, sich zu collectiv auszudrücken, und die Gesellschaft zu nennen, wo sie nur die Mißbräuche, Vorurtheile und Laster der Gesellschaft gemeint, so wie da, wo sie nur die verheiratheten Personen angreife, sich des Namens der Ehe im Allgemeinen zu bedienen. Auf den Spott Nisard's, welcher die Liebe ironisch die „Königin der Bücher der George Sand" nennt, antwortete sie mit vieler Würde: „diese Liebe, die sie auf den Trümmern der bisherigen Einrichtungen erbauen wolle, sei allerdings ihr Utopien, ihre Poesie; diese Liebe sei groß, edel, schön, freiwillig, ewig, aber diese Liebe sei die Ehe selbst, wie sie Jesus geschlossen und der heilige Paulus erklärt habe. Diese Liebe fordere sie wieder von der Gesellschaft als eine Institution, die in der Nacht der Zeiten verloren gegangen, und die man aus dem Staub der Jahrhunderte und dem Schmutz der Gewohnheiten wieder hervorziehen müsse, um die wahre eheliche Treue, die wahre Ruhe und die wahre Heiligkeit der Familie herzustellen, die alsdann wieder an die Stelle eines schimpflichen Vertrags und eines stupiden Despotismus, der sich aus der niederträchtigen Verderbtheit der Welt erzeugt habe, treten würden!" —

Zur Verachtung der Männer hat George Sand am meisten in ihrem André (1835) aufgereizt, einem Roman, in dessen erster Hälfte ungemein viel Unschuld und kindliche Gemüthlichkeit hervorblickt, die aber bald von einer eben so feinen als boshaft kalten Menschenkenntniß eingeholt und überboten wird. Die Naivetät Genovevens, einer Grisette in der Provinz, welche die Liebe noch nicht kennt, ist von der Verfasserin mit einer darüberstehenden raffinirten Unschuld geschildert. Genoveva, dies herrliche Naturkind, muß sich erst gewöhnen, zu lieben; welche naive Ironie! Genoveva lernt und studirt die Liebe, und

nimmt dabei die Dichter zu Hülfe, sogar den deutschen Goethe. Dies ist reizend erdacht. Andreas, der den Funken der Liebe in dem harmlosen Mädchen weckte, zeigt sich von Anfang bis zu Ende als ein träumerischer Schwächling. Er ist nicht stark genug, das daraus entstehende Schicksal zu beherrschen, oder nur des Feuers, das er angefacht hat, sich würdig zu erweisen. Die Gesellschaftsverhältnisse, die den Andreas auf eine höhere Stufe als seine Genoveva gestellt haben, treten als der hindernde Dämon der Liebe ein, und wirken als ein rein Unvernünftiges der schönsten Neigung entgegen. Durch die Hindernisse wird aber die Liebe in dem Herzen Genovevens mächtig, und mit meisterhaften Zügen ist hier veranschaulicht, wie das Weib groß werden kann durch die Liebe. Die unscheinbare Genoveva wird eine Heldin von innen heraus, es kündigt sich ein Sieg der Erhabenheit der weiblichen Natur in ihr an. Nur durch die miserable Schwäche des Andreas, der sich zu dieser Höhe nicht erheben kann, wird der Untergang bereitet, und ein klägliches Ende herbeigeführt. Zu dem tragischen Ausgang wirkt ein Umstand mit, den die Verfasserin hier zum ersten Mal in ihren Romanen berührt, nämlich das Unterwürfigkeitsverhältniß der Kinder gegen die Eltern. Bei Andreas ist es der ungeheure Respect vor seinem Vater, der ihn hindert, frei und selbstständig aufzutreten und seiner Liebe mit Mannesmuth sich hinzugeben, und bei beiden Liebenden regt sich sogar der Aberglaube, den Zorn des Himmels herabzurufen, wenn gegen eine väterliche Autorität gehandelt würde. So verkümmern sie sich ihr Leben und ihre Liebe so lange, bis sie nachher selbst in ihrer Verbindung, die unter den jämmerlichsten Umständen geschlossen wird, kein Heil mehr zu finden vermögen.

In dem auf den André folgenden Roman Léone

Léoni (1835), hat die Dudevant ein anderes Thema der weiblichen Natur aufgenommen, nämlich jenen süßen Zug der Verworfenheit, der im Weibe durch ihr unersättliches Bedürfniß nach Liebe hervorgebracht werden kann, und den die Dichterin mit einer merkwürdigen Preisgebung der Schwächen der weiblichen Natur hingestellt hat. Hier ist es die Liebe eines edlen Weibes zu einem abscheulichen Manne, die den Gegenstand der feinsten Herzensdialektik ausmacht. Juliette liebt den Leone Leoni noch, selbst als sie die Gewißheit erlangt hat, daß sie einen Betrüger, falschen Spieler, Mörder, Banditen und Verkuppler ihrer eigenen Ehre in ihm liebt, selbst nachdem er sie für Geld an einen Andern verkaufte. Vor seinem Verbrechen zurückschaudernd, fühlt sie sich doch magisch hingezogen zu dem Verbrecher, berauscht sich in seinen Liebkosungen, trotz seiner blutigen Hände, und bleibt rein und schuldlos an seiner Seite. Sie kann nicht von ihm lassen, und zerreißt die edelsten und theuersten Bande, um immer wieder zu ihm in seine Arme zu eilen, wie oft er sie auch betrogen und ihr schmählich das Herz gebrochen hat. Dies ist die Liebesstärke und Liebesschwäche der Frauen, die zugleich als eine Erniedrigung des weiblichen Charakters auftritt, denn man kann sich nicht verhehlen, daß Leone Leoni, der ein Schurke ist, in dieser Darstellung größer und weniger verächtlich erscheint, als die unschuldige Juliette, die statt des Gewissens nur die Liebe hat.

Dagegen zeigt sich im Simon (1836) einem amazonenartigen weiblichen Charakter gegenüber die männliche Natur ebenfalls nur in einem schwachen und gebrochenen Lichte der eigenen Selbstständigkeit, aber zwischen beiden Elementen wird hier zum Schluß eine Ehe eingegangen, deren Folgen zwar problematisch bleiben, die aber doch in der versöhnenden und wohlwollenden Absicht, welche die

Verfasserin dabei zum ersten Mal an den Tag gelegt hat, anerkannt werden muß.

Wir können einige ihrer Werke übergehen, in denen sie, wie im Mauprat (1837) und in den maitres mosaïstes (1838) zum Theil nur nach bunten Formen für ihren literarischen Thätigkeitstrieb umhergegriffen und mehr eine auf die Lesewelt berechnete Unterhaltungslecture geschaffen. Bedeutsame Gruppen der gesellschaftlichen Verwickelung hat sie dagegen wieder in ihrer Lélia (1839) zusammengestellt, einem ihrer merkwürdigsten Romane, der zuerst in einem Bande erschien, und später zu drei Bänden umgearbeitet wurde, obwohl er in der neuen Form, die zugleich eine Milderung des Inhalts hatte werden sollen, nichts von der Härte und Unversöhnlichkeit des Gegensatzes, der darin darstellig gemacht ist, verloren hat. George Sand hat hier in schreienden Mißlauten das wichtigste Thema der modernen Weltanschauung angeschlagen, die Harmonie von Geist und Körper. Sie ist auf die Grundsubstanzen der menschlichen Gesellschaft zurückgegangen, und hat mit einer rauhen Wahrheit, zu der mehr Charakter als Poesie, und eben so viel weibliche Reizbarkeit als Resignation erforderlich ist, jene Trennung berührt, die das moderne Leben spaltet. Lälia ist ein schönes ideales Geschöpf, in einer sublimen Anschauung des Lebens und der Natur auferzogen. Sie strebt dem Höchsten nach, und wandelt wie ein trauriger Schatten, der sich großartig am Himmel abzeichnet, über die Erde. Aber das Weib bedarf der Freude und des Genusses, und Lälia versteht nicht zu genießen, selbst das unschuldigste Glück des Moments weiß sie sich nicht zu erhaschen. In dieser geistig erhabenen Lälia läßt die Verfasserin mit merkwürdiger Absicht einen Prozeß der Trennung zwischen Geist und Körper sich vollbringen. Was will Lälia? Sie will die Liebe, welche der wahre

Athemzug ihres großen Charakters ist, und ohne die kein Weib ihrer Existenz froh werden kann. Lälia kennt die Männer, aber sie hat frühzeitig die Sinnlichkeit derselben verachten gelernt, in der sie eine entwürdigende Behandlung der weiblichen Natur findet. Sie gehört zu den Weibern, die in der Liebe herrschen wollen, aber nicht beherrscht werden, sie würden jedoch selbst ihrer abstracten Ethik untreu werden, sobald sie in der Liebe sich über die passive Rolle, die ihren Stolz verletzt, erheben könnten. Solche Frauen verschenken daher gern ihre Gunst an Schwächlinge. Lälia liebt den jungen Dichter Stenio, der zu ihren Füßen seine poetischen Klagen verhaucht. Sie liebt ihn, aber sie kann sich ihm nicht hingeben, selbst wenn ihr Herz es will, denn ihr Herz muß ihrem Stolz gehorchen; und ihre Sinne schweigen. Sie möchte mit ihm spielen, wie das Mädchen mit ihrem Kanarienvogel, den sie am Rande ihres Busens trippeln und picken läßt. Sie liebkost ihm und bringt ihn in Verzweiflung, denn sobald sie sieht, daß ihre Gluth, mit der sie sich ihm zuwendet, die seinige angefacht hat, erschrickt sie vor der männlichen Ueberlegenheit, die sich ihrer zu bemächtigen droht, und wird kälter und abstoßender als Eis. Lälia kann den Kampf zwischen den Sinnen und ihrem idealen Stolz, zwischen Geist und Körper, nicht mehr ertragen, sie verläßt ihre Einsamkeit, um sich wieder in das rauschende Gedränge der Welt zu stürzen. Sie nimmt eine Maske und einen Domino, und steht auf der Redoute mitten in den Reihen der Tanzenden wie eine schöne erhabene Marmorstatue da, die ohne Regung und Leben zuschaut. In den Sälen und Gärten des Fürsten Bambucci ist ein üppiges Leben, man jagt sich um die berühmte Courtisane Zingolina, die plötzlich auf dem Fest erschienen sein soll. Lälia verläßt den Redoutensaal und wirft sich im Garten in Thränen der

Verzweiflung auf eine einsame Moosbank nieder. Jene Courtisane klopft ihr auf die Schulter, und Lälia erkennt ihre eigene Schwester Pulcheria in ihr. Die Buhlerin preist sich glücklich, der skeptischen Erhabenheit ihrer Schwester gegenüber. Sie hat sich, um sich gegen die Verzweiflung zu schützen, die „Religion des Vergnügens" erwählt, sie hat sich das Alterthum zum Muster und die nackten Göttinnen Griechenlands zu Gottheiten genommen. Sie rühmt sich, so die „Uebel der übertriebenen Civilisation unserer Zeit zu ertragen, deren Tugend darin bestehe, der Schande zu trotzen." Was soll die entmuthigte Lälia sagen, welche die frische Circulation ihres Blutes an dem erhabenen Mysticismus ihres Lebens zugesetzt hat? Sie läßt die Courtisane über den „gigantischen Ehrgeiz ihrer platonischen Liebe" spötteln, aber diese Harmonie von Geist und Körper, die auf der Stufe der Buhlerin sich ihr darstellt, vermag ihr nicht als eine Versöhnung der Leiden zu erscheinen, an denen sie krankt. Sie macht einen Versuch ihren hochstrebenden Geist zu zähmen und sich mit ihm in die bunte Sinnenwelt zu stürzen, aber die Freude stirbt, noch ehe sie geboren wird, an der Verachtung, mit der die ätherische Lälia ihr begegnet. Das Opfer einer solchen Natur, wie Lälia, ist der, welcher sie liebt, der dichterische Jüngling Stenio. Die Poesie seiner jungen Sinne, die sich wie zitternder Epheu an die erhabene weibliche Gestalt anranken, ist geistig genug in ihm veredelt, und so erscheint er glücklich und harmonisch von der Natur angelegt, um der Geliebten, die ihn liebt, die wahre Versöhnung ihres unglücklichen Zwiespalts mitzutheilen. Aber Lälia will bloß das geistige Glück mit ihm theilen, und sie beruft sich darauf, daß „die Kraft, in beiden Gestalten lieben zu können," nämlich die Fähigkeit der sinnlichen und geistigen Liebe zugleich, nur wenigen Herzen gegeben sei,

aber nicht dem ihrigen. Sie ist so stolz, so thöricht und so großartig, ihn mit seinen Leidenschaften an die Andern zu verweisen, ohne daß sie eine Untreue darin erblicken wolle, während unter ihnen nur das geistige Band festgeknüpft werden solle. Dies ist ein gräulicher Irrthum, der dem eigensten Wesen der Liebe zuwider ist und den die Natur rächen muß. Stenio verwünscht die ideale Träumerin Lälia, und stürzt sich der Courtisane Pulcheria in die Arme. Er geht in dem materiellen Genuß physisch zu Grunde, nachdem er sich auch geistig von der Geliebten losgelöst, und Lälia nicht nur seinen Körper, sondern auch seine Seele verloren hat. Stenio endet als Selbstmörder, und Lälia, knieend an seiner Leiche, wird von einem halbwahnsinnigen Mönch, der sie früher hoffnungslos geliebt hat, erdrosselt. Dies ist das ekelhafte und zum Theil empörende Ende dieses Romans. Man muß aber sagen, daß darin diese Fragen zwischen Geist und Körper ohne Lösung geblieben, und doch macht der Roman in dieser fast brutalen Zerfallenheit der Existenz, die er abspiegelt, einen naturwahreren Eindruck, als z. B. die Lucinde von Friedrich Schlegel, mit der man die Lälia der Dudevant in vieler Hinsicht vergleichen könnte. Ist aber das harmonische Gleichgewicht der Existenz, das die Dichterin der Lälia in seine elementaren Bestandtheile zersetzte, vielleicht in der Ehe erreichbar, und in ihr als die gesuchte glückliche Einheit zu fixiren? Es scheint, daß George Sand auf diese in der Lälia unerörtert gebliebene Frage keine andere Antwort in Bereitschaft hat, als die, welche sie durch den Roman Jacques gegeben. Auf ein behaglicheres und traulicheres Gebiet tritt man in dem Secrétaire intime, einer viel zu wenig bekannt gewordenen Romandichtung, deren freundlicher Charakter etwas Bedeutsames hat auch für die Fragen des socialen Lebens, die man

sonst nur als Mißklänge aus der Seele der Verfasserin herauszuhören gewohnt ist.

In ihren neuesten Productionen hat diese Schriftstellerin größtentheils das Gebiet der socialen Conflicte verlassen oder dieselben unter andern Einflüssen nach einer eigenthümlichen Seite hingewendet. Am meisten war hierbei eine Zeitlang der Einfluß des katholisch-demokratischen La Mennais auf George Sand zu bemerken, doch scheint die ausschließlich christliche Richtung, der wir seitdem George Sand sich in einigen Darstellungen hingeben sahen, wie z. B. in le Dieu inconnu, auch nur eine vorübergehende Wirkung dieses Einflusses gewesen zu sein. Auch für die Bühne begann sie zu arbeiten, (Gabriel, 1840), was mißglücken mußte, da im Drama und auf dem Theater nur als Fehler erscheinen konnte, was im Roman ein entschiedener Vorzug war, nämlich eine Innerlichkeit, welche ihre That nur in die Spannung und Abwickelung dialektischer Zustände setzt. Dagegen zeichnete sie von ihren Reisen treffende und gemüthvolle Schilderungen in den Lettres d'un Voyageur (1837) auf.

In einem ihrer neuesten Werke le Compagnon du Tour de France nahm sie einen durchaus eigenthümlichen Anlauf zu einer neuen Socialpoesie, die ihren innern Zusammenhang mit der Lamennais'schen Ansicht von den arbeitenden Volksklassen und mit den communistischen Vereinen der Zeit hat. Jedenfalls ist es ein merkwürdiges Unternehmen, das wir sie hier beginnen sehen, indem sie auf die geheimen Gesellschaften, welche sie als das nothwendige Resultat der Unvollkommenheit der Gesellschaft überhaupt betrachtet („les sociétés secrètes sont le resultat nécessaire de l'imperfection de la société générale") eine neue Poesie mit dem allerklarsten Bewußtsein zu begründen wagt, eine durchaus demokratische Poesie,

welche sich auf den Kern des wahren Volkslebens, auf die Arbeiterklassen, auf ihr Leben, ihre Sitten, ihre geschichtlichen Hoffnungen stützt, und darin eine Quelle der Verjüngung und Erneuerung für die moderne Literatur findet. In der Vorrede zu diesem in so vielem Betracht ausgezeichnet durchgeführten Roman heißt es: „Il y aurait toute une littérature nouvelle à créer avec les véritables moeurs populaires, si peu connues des autres classes. Cette littérature commence au sein même du peuple; elle en sortira brillant avant qu'il soit peu de temps. C'est là que se retrempera la muse romantique, muse éminemment révolutionnaire, et qui, depuis son apparition dans les lettres, cherche sa voi et sa famille. C'est dans la pace forte qu'elle trouvera la jeunesse intellectuelle dont elle a besoin pour prendre sa volée.“ So sehen wir denn den socialen Roman der George Sand aus den weiblichen Herzensabgründen sich noch an das Licht des politischen Tageslebens erheben und mit neuen starken Anforderungen an die Gesellschaft in einer demokratischen Gestalt endigen. Aber George Sand fühlt sich „nicht mehr jung und stark genug,“ um etwas Anderes als bloß den Anstoß zu dieser neuen Volksliteratur, welche sie so ernsthaft im Sinne trägt, geben zu können. Dagegen schien sie in ihrem letzten Roman: Consuëlo (1843) noch einmal den ganzen vollen Flügelschlag ihrer Poesie wiedergefunden zu haben. In der Hauptgestalt dieses Romans, der jungen heranwachsenden Sängerin Consuëlo, hat sie eine frische und seelenvolle Darstellung entfaltet, wie kaum in den blüthenvollsten Werken ihrer Jugend, und es tritt uns darin eines jener wunderbaren Lebensbilder entgegen, deren innerster Grund bedeutungsvoll und gedankenschwer ist, und deren äußeres Dasein darum nur unter harten Kämpfen und mühevollen

Verwickelungen die Vollendung zur Harmonie und zur Schönheit findet, die ihm durch Natur und Schicksal bestimmt sein müssen. Doch zeigt bloß die erste Hälfte dieses Romans diese erneuerte Schöpferkraft der Dichterin auf, während namentlich die unter dem Titel la Comtesse de Rudolstadt erschienene Fortsetzung theilweise schwach und schattenhaft gerathen ist. Die Dichterin, deren Muse nicht mehr die Leidenschaft und die Kampflust des Herzens ist, schleppt jetzt zuweilen, um allerhand Lücken und Leerheiten zuzustopfen, den fremdartigsten Stoff zusammen, an dessen Ausbildung sie sich mit einer besonderen Zähigkeit der Phantasie hängt. So ist sie in der Forsetzung der Consuëlo auf Friedrich den Großen und Trenk gekommen, und hat ihrer Darstellung dabei Dinge und Gestalten angeeignet, bei denen man zwar ihren genialen Instinct des Findens und Combinirens bewundern muß, die aber doch zugleich ein fremdes und unverdautes Element bei ihr bleiben müssen. —

Will man einen treffenden und umfassenden Namen haben, um alle diejenigen Bewegungen des modernen Geistes zu bezeichnen, welche in den theoretischen Abstractionen der Socialisten und in den Schöpfungen der auf eine neue Entwickelung der Gesellschaft sich stützenden Dichter lebendig geworden, so bietet sich keiner dar, der so elastisch und erschöpfend dafür wäre als der des Pantheismus. Seit der Restauration haben die pantheistischen Tendenzen in Frankreich große Fortschritte gemacht und mehr als in irgend einem andern Lande in den Gemüthern sich befestigt. Der Socialismus, kann man sagen, hatte den Pantheismus auch auf die socialen Lebensverhältnisse, auf die Stel-

lung der Geschlechter, und auf die National-Oekonomie anzuwenden gesucht; durch die Julirevolution aber oder vielmehr durch die Consequenzen derselben wurden die pantheistischen Anschauungen mit politischen Elementen versetzt. In dem Nivellirungssystem des Doctrinarismus und in der Zerreibungstaktik der Tages-Debatte förderte sich ein politischer Pantheismus zu Tage, der sich bis jetzt über seinen Gottesdienst eben so wenig hat vereinigen können, als der ethische und religiöse. Es dürfte ein wichtiger Moment sein, wenn der Pantheismus in Frankreich dahin gelangt sein wird, ein ausgesprochenes Glaubensbekenntniß zu haben. War vielleicht der prophetische Abbé de la Mennais, dieser jakobinisch-legitime Mann, die Gestalt, in der sich diese moderne Nivellirung aller Existenz zu einem festen Credo ausprägen, und die unbestimmten und gemischten Ideale einen bestimmten Prototyp annehmen oder einen Cultus finden sollten? Sind alle diese Elemente, die gegenwärtig in Frankreich in einer Gährung begriffen und auf eine große Thatsache harren, um sich durch sie gestalten zu können, einer Vereinigung und Einheit fähig, so dürfte allerdings La Mennais oder irgend eine Jüngerschaft, die aus ihm hervorgeht, die nächste dazu sein, die Doctrin dafür an die Hand zu geben: er, der die Religion, die Legitimität, den St. Simonismus, die Demokratie und den modernen Skeptizismus zu einem verbundenen Guß in seiner Gesinnung zusammengeschmolzen, und nur an der spekulativen Nivellirung der päpstlichen Autorität, mit der er lange vergeblich gerungen, gescheitert ist.

Félicité Robert Abbé de la Mennais (von seinen Schülern gewöhnlich mit der Abkürzung seines Vornamens Féli genannt), dieser gewaltig angelegte, charaktervolle Schriftsteller, hat sich sein Lebelang damit abgegeben, Unmöglichkeiten zu construiren, worauf er dann alle Macht

seines Talents, allen überquellenden Reichthum seines Geistes verwendet, und mit einer Leidenschaftlichkeit, die etwas Tragisches hat, auf Tod und Leben einen Kampf eingeht, welchen nur die Zukunft selbst durch historische Gestaltungen ausfechten kann. Dieser Fanatiker für die Sache der Menschheit, der in seiner Opposition gegen die bestehende Gesellschaft so viel dichterische und sittliche Kraft entwickelte, griff an den verschiedensten Enden die Reform an, welche er bewerkstelligt sehen wollte, und nach diesen beiden verschiedenen Enden zerfällt auch seine Laufbahn in zwei Perioden, die sein Streben charakterisiren. Seine erste Periode war die ausschließlich katholische und papistische, die gänzliche und entschiedene Rückkehr zur alten Religion sollte die Menschheit von ihren gegenwärtigen Leiden und Verwirrungen heilen. Diesen Standpunct suchte er zuerst in seinen Reflexions sur l'état de l'eglise en France (1808) durchzuführen. Das Papstthum sollte aber bei ihm gewissermaßen noch eine philosophische Bedeutung für die Menschheit erlangen, und die höchste Autorität auch für die Vernunft, oder, wie es La Mennais ausdrückte, „die Vernunft der Gesammtheit" darstellen. An diese Vernunft der Gesammtheit konnte sich dann die Vernunft des Einzelnen zur Lösung aller seiner Wirren gefangen geben und es war in diesem geistigen Bann der höchste Frieden des Geistes und die wahre Sicherung der Gedanken gefunden. Doch hatten sich schon in jener seiner ersten Schrift die Lamennais'schen Regenerationsideen in das hierarchische Gebäude der katholischen Kirche selbst hineinzutragen gesucht. Auch war es schon immer ein gefährliches und zweifelhaftes Ding, daß La Mennais sich so viel mit der Vernunft dabei zu schaffen machte, während er den Katholizismus in seiner ganzen Macht und doch als ein neues Lebenselement wiederherstellen wollte. Sein Grund-

gedanke war aber der, daß nur durch die Religion die Menschheit wieder beglückt und von ihren Sünden und Mißeinrichtungen frei gemacht werden könne, und für die Religion sah er zunächst keine andere beglückende Form, als die des römischen Katholizismus. Das skeptische Wissensstreben der Philosophie erschien ihm ebenso nichtig und der allgemeinen Entwickelung hinderlich, wie die vornehm thuende Indifferenz, welche sich der gebildeten Klassen der Gesellschaft bemächtigt hatte.

Sein Hauptwerk für diese erste Periode ist der Essai sur l'indifference en matière de religion (erster Band 1817, zweiter Band 1820), welches eine so große Aufregung im Publikum hervorbrachte, daß es bis zum Jahre 1825 in acht Auflagen erschien. Die höchste Erkenntnißquelle ist aber für Lamennais immer die Autorität gewesen, oder das aus der Uebereinstimmung Aller als das höchste und einzig gültige hervorgehende Prinzip. Diese Autorität war ihm in seiner ersten Periode der Papst, in seiner zweiten wurde es ihm das Volk. Als Mittelstufe dieser beiden Richtungen zeigten sich die Bestrebungen der von La Mennais herausgegebenen Zeitschrift l'Avenir, welche bald darauf, nachdem die Julirevolution den Katholizismus als Staatsreligion aufgehoben hatte, unternommen wurde. Im Avenir suchte sich zuerst der Gedanke einer Verbindung des Katholizismus mit den Interessen des Volks und der politischen Freiheit Bahn zu brechen. Die Kirche sollte durch dies Bündniß mit der Volkssache zugleich Kraft gewinnen, mit den weltlichen Souverainetäten vollkommen zu brechen und daraus die entschiedenste Unabhängigkeit der Geistlichkeit vom Staat hervortreten zu lassen. Zugleich predigte aber auch La Mennais die Armuth der Kirche. Hier mußte er mit der katholischen Hierarchie zerfallen, und der Papst Gregor XVI. äußerte

sich verdammend gegen diese Bestrebungen, was Lamennais sofort zum Aufgeben seines Journals und zu einer Pilgerfahrt nach Rom veranlaßte, die freilich ihren Zweck nicht erreichte, da sich das Oberhaupt der katholischen Christenheit, dem ersten Grundsatz der Kirche gemäß, ebenso wenig auf Erklärungen wie auf Regenerationsideen einzulassen vermag. Die Idee der Volkssouverainetät keimte aber auch schon im Avenir bedeutend genug hervor; zugleich war darin die Preßfreiheit, als ein wesentliches Element der neuen katholisch demokratischen Organisation verfochten worden. Was sollte aber der Papst mit der Preßfreiheit anfangen? La Mennais erklärte zwar seine Unterwerfung unter den römischen Stuhl, und zog sich für eine Zeitlang von aller öffentlichen Thätigkeit in die Einsamkeit zurück. Aber mit den Paroles d'un Croyant erschien er wieder auf dem Schauplatz, in welchen er aus der Vermischung der christlichen und liberalen Ideen ein eigenthümliches Genre von Poesie sich erzeugt hat. Das poetische Element dieses Buches ist ohne Zweifel rühmenswerther als das religiöse und politische, welches hier nur ganz allgemeine Wirkungen der Aufregung erzielt. Die Herleitung der politischen Freiheit aus dem Geist des Christenthums ist hier jedoch zu sehr mit Hülfe einer dichterischen Exaltation begründet, welche La Mennais in den Paroles so glänzend und theilweise wahrhaft erhaben aufgewandt hat. Diesem christlich revolutionnairen Geist hat er dann die empfindlichste Anwendung auf die bestehenden Verhältnisse der Wirklichkeit gegeben. Hier legt er seine Hand in die unheilvollste Wunde der Gesellschaft, er richtete sich an die Armen, an die Ouvriers, an das arbeitende und hungernde Volk, dessen Anrechten an die Reichen und Besitzenden er Ausdruck und neue Gedanken leiht. Hatte er sich in den Paroles aller Beziehungen auf den

Papst und den Katholizismus enthalten, so konnte er doch dies Schweigen über die ihm am meisten zu Herzen gegangene Frage, wie der Papst mit der politischen Freiheit zu vermitteln sei, nicht länger bewahren. In den Affaires de Rome trat er schon wieder mit dieser Vermittelungstheorie hervor, und gab sich diesmal noch den Anschein, als wolle er dem Papst einen besonderen Gefallen erweisen, indem er ihm rieth, seine weltgeschichtliche Stellung durch eine Verbindung mit den Volksinteressen zu erneuern, und sich so eine neue und zeitgemäße Entwickelung seiner Autorität zu geben. Diese neue demokratische Epoche des Papstthums, in der es zu seiner Stütze die Sympathieen der Völker sich gewinnen sollte, ließ sich jedoch schwerlich unter irgend einer bestimmten Form verwirklicht denken, obwohl nicht zu läugnen ist, daß sich eine große geschichtliche und gesellschaftliche Anschauung unter dieser wunderlichen Phantasie verbirgt. La Mennais hielt sich jetzt eine Zeitlang auf einer, wie er wenigstens selbst glaubte, entschieden demokratischen Stufe, und vertrat dieselbe in dem Journal Le Monde, das aber für seine volksthümlichen Tendenzen zu sehr in der Sprache der Speculation sich bewegte, und deshalb keinen Anklang finden konnte, obwohl auch Madame Dudevant eine fleißige Mitarbeiterin des Feuilleton's wurde. In der letzten Zeit hatte sich La Mennais mit Ausarbeitung eines neuen philosophischen Systems beschäftigt, das unter dem Titel Esquisse d'une philosophie (1841) erschienen. Es ist dies ein Verstandessystem, welches die Einheit aller Wissenschaften, die Universalität aller Wesen und ihrer Gesetze, in einem Prinzip zu construiren sich zur Aufgabe gestellt. Dies Prinzip, das durch die Speculation gefunden und begründet werden soll, ist die Dreieinigkeit, die aus dem göttlichen Wesen auch in alle Erscheinungen der existirenden

Welt heraustritt, sie verknüpft und bewegt, und ihr Abbild in ihnen geschaffen hat. —

Als eine eigenthümliche Gestalt in der Bewegung des französischen Denkens ist auch hier der Philosoph Ballanche anzuführen. In den philosophischen Arbeiten dieses in Frankreich isolirt dastehenden Mannes begegnet man den tiefsinnigsten Ideen, welche das Wesen der gegenwärtigen und zukünftigen Geschichts- und Gesellschaftsentwickelung der Völker mit wunderbaren Schlaglichtern treffen. In seiner Philosophie zeigt sich die Einbildungskraft und das poetische Darstellungstalent nicht weniger wirksam und schöpferisch als der zergliedernde logische Verstand, der bei Ballanche nicht minder die strengsten Organisationen des Gedankens ausführt. Die Philosophie von Ballanche hat eine religiös-geschichtliche Basis, und ist dem Spinozismus verwandt, besonders in ihren Anschauungen von dem einheitlichen Grundzusammenhang aller Erscheinungen, welchen nachzuweisen den eigentlichen Inhalt aller Bücher des Ballanche bildet. Seltsam ist jedoch die Methode, welche als die ihm eigenthümliche zu erkennen ist, nämlich die mythologische Form, in welche er am liebsten seine Gedankenausführungen einhüllt, so daß er durch Gebilde der alten Fabelwelt, die er mit tiefsinnigem Gemüth und hoher Gedankenkraft in seinen Bereich zu ziehen weiß, seine logischen Beweise führt, wie er dies namentlich an dem Mythus der Antigone und dem Orpheus gethan. In seinen philosophischen Geschichtsbetrachtungen geht er vornehmlich von einem Urtypus der römischen Geschichte und des römischen Gesellschaftszustandes aus, um daraus eine Formule générale de l'histoire zu entwickeln. Die künftige neue Einheit der menschengeschichtlichen Zustände, welche er anschaut, ist jedoch wesentlich eine katholische Einheit zu nennen, und so stellt sich dem demokratischen Katholi-

zismus des Lamennais in Ballanche ein theosophischer Katholizismus zur Seite, der aber keine populaire Ausbreitung unter den Franzosen zu erlangen vermocht hat. Die bedeutendsten Schriften des Ballanche sind: seine Essais de Palingénésie sociale und der Essai sur les institutions sociales. Eine Sammlung seiner Werke veranstaltete Ballanche im Jahre 1830 in vier Bänden, doch geht er mit einer neuen Redaction derselben um, durch welche sie in einem neuen systematischen Zusammenhang erscheinen sollen. —

---

14. Die sociale Literatur in Deutschland.

Die geistigen Bewegungen und Schwingungen der neueren Zeit, welche nach so vielen Seiten hin das Wesen einer Uebergangsepoche bei uns ankündigen, sie bezeichnen sich vorzugsweise mit den Ideen, welche einen Neubau der socialen Verhältnisse, eine Fortentwickelung der Religion, und die Herstellung und Begründung einer befriedigendsten Periode des Völkerlebens im Auge haben: ein bedeutungsschwangerer Messianismus der Zukunft, der sich mit hochrothen Feuerzeichen an dem Horizont der Zeit gemalt hat. Jenes Ziehen, Zucken und Wetterändern in Reflexion, Gesinnung und Gestaltung einer ganzen Menschheitsepoche, mit einem Wort, diese bangen Wehen einer Uebergangsperiode, haben sich in Deutschland wohl in keiner Persönlichkeit so erschöpfend abgedrückt, wie in der Frau, welche unter dem einfachen Namen Rahel, in den nach ihrem Tode herausgekommenen Briefen, unserer Literatur ein so bedeutungsvolles Vermächtniß übergeben hat. Diese Briefe

wurden von ihrem Gatten, K. A. Varnhagen von Ense, zuerst in einer einbändigen, statt Manuscript gedruckten Ausgabe, später auch für das größere Publikum in drei Bänden (Berlin 1834) herausgegeben.

Man kann Rahel gewissermaßen die Thyrsusschwingen der Zeitgedanken nennen; sie wälzte, wie eine Prophetin, Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele, und sagte daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakonische Weissagungen vorher. So hat sie, immer den Blick auf das Ganze richtend, aus diesem Manches voraus angedeutet, was im Einzelnen, in den Wendungen bedeutender Verhältnisse und Individualitäten, überraschend eingetroffen ist, und der dereinstige Entwickelungsgang eines großen Talents war von ihr oft viele Jahre zuvor bis auf die leiseste Nüance erkannt worden. Was ihr aber diese Kühnheit und Stärke des Sehens und Erkennens geliehen, war vornehmlich der große Zusammenhang, in dem Alles in ihrem Wesen gestanden, und aus dem heraus sie jede Einzelnheit der Erscheinung gleich geistig und allgemein zu beziehen gewußt. Und diese so viel und tief erlebende Frau, in der sich die höchsten Interessen bedeutender Zeitläufe unaufhörlich zu einer schöpferischen Gedankenwelt begegneten, hatte gleichwohl das Darstellen und Aussprechen ihres Innern nicht nur zu keinem künstlerischen Beruf in sich ausgebildet, sondern vielmehr auffallend vernachlässigt und gering geachtet. Sie war ohne Zweifel inwendige Künstlerin und Dichterin, die immer ein werdendes Leben in sich bewegte und ausbaute, aber wie in vielen trefflichen Gemüthern die Poesie als eigentliche Lebenskraft bloß vorhanden scheint, ohne als Kunsttrieb selbst sich glücklich äußern zu können, und wie sie als erstere bei weitem allgemeiner zum Großen und Edlen wirkt, denn als letzterer, so fühlte sich auch Rahel nie zum Ver-

such kunstmäßigen oder absichtlichen Mittheilens ihrer Gedanken gedrungen.

„Es muß eine neue Erfindung gemacht werden. Die alten sind verbraucht!" ruft Rahel schon im Jahre 1820 aus. Und sie hatte mit raschen lebensgierigen Pulsen Welt und Zeit in sich durchgelebt, und an den Schlägen ihres eigenen unbefriedigten Herzens abzuzählen vermocht, was dieser alten Erde, an der sich Gesetzgeber, Religionsstifter, Helden, Weise, Dichter und Denker seit Jahrtausenden erschöpft haben, noch fehlt, was ihr gegeben werden könnte, und was sie zu fordern berechtigt wäre. Dabei fühlt sich Rahel gewissermaßen durch ihre jüdische Geburt schon in eine feindliche und auf die Opposition angelegte Stellung zu allen diesen bestehenden Weltverhältnissen gesetzt. Um so mehr jedoch hält sie sich „an ihres Herzens Kraft," und läßt ihren Geist mit desto schärferer und unbezwinglicherer Selbstständigkeit zu dem der allgemeinen Vernunft Gemäßen hindurchdringen, weil sie, wie ihr einmal in zu bitterer Empfindung entfährt, „aus der Welt durch die Geburt gestoßen." In einer solchen Natur, die so sehr von welthistorischem Leben und Anschauung erfüllt war, kann jedoch schon von dieser Seite her, der historischen, die Bedeutung des Christenthums nicht unempfunden und unverlangt bleiben, sie macht sich vielmehr in Rahel als ein nothwendiges welthistorisches Element geltend, und zwar mehr wie dieses, denn wie ein religiöses. Obwohl sie auch die individuelle Seite des Christenthums keineswegs verkennt, und ihm seine Stätte im Gemüth und in den geheimsten Bedürfnissen der Persönlichkeit einräumt, so kommt sie doch zu gleicher Zeit zu der Ansicht, daß die jetzige Gestalt der Religion bereits eine veraltete und ausgelebte sei, und daß dieser ganze Zustand der Menschheit schon „zu lange daure." An eine weltzerstörende, die Materie ertöd-

tende Richtung des Christenthums scheint sie zu denken, wenn sie (I. 263.) sagt, daß diese Religion, angewandt auf Leben und Staat, verkehrt und Jahrtausende hemmend gewirkt habe. Der christliche Staat ist allerdings noch nicht zu seinem Recht gekommen, und wirft sich alle die Jahrhunderte hindurch in tausend Zuckungen und krankhaften Vielgestaltigkeiten seiner Formen herum, ohne mit den Elementen, die gerade christliches Prinzip und christliche Einrichtung in ihn gebracht, nämlich den feudalistischen, zu Heil, Ausgleichung und Befriedigung zu gelangen. Aber die Frage muß nur immer auf den Grund der Sache selbst wieder zurückgewandt werden, d. h. auf die ursprüngliche Idee des Christenthums, die für historische Verzerrungen unter den Geschlechtern nicht in Buße genommen werden kann, vielmehr, da sie Gott und Welt mit Versöhnung durchdrungen, als der einzige Ausgangspunkt jeder Fortentwickelung der modernen Religion zu betrachten ist. In diesem Sinne hat namentlich Rahel an die innere Entwickelungsfähigkeit der christlichen Idee angeknüpft, und sich dabei in ihren Gedanken einer den Menschengeist zu seinem eigensten Recht bringenden Weltreligion hingegeben. In ihren Ansichten über die socialen Verhältnisse und deren Reformen finden wir sie mit manchen Gedanken der Saint-Simonisten in Uebereinstimmung. Rahel war, wie wenige, durchaus ein mitempfindender Nerv der Zeit; Alles zitterte in ihr an und nach, und erlebte in ihr, wie der Griff auf der Saite, tausend Schwingungen; sie war, könnte man sagen, das Alles am feinsten durchfühlende Nervensystem ihrer Zeit, und weil sie so mit den Weltbegebenheiten mitlebte und gewissermaßen ein geheimes Nervenleben mit ihnen führte, so wurden ihr oft zutreffende Ereignisse der Zeit, selbst tragische, wahre Glücksereignisse, an denen sie sich erhob, aufrichtete, erfreute, und so aus

dem Ganzen eine Art persönlicher Genugthuung in sich selbst erfuhr. Sie gehörte der großen ewigen Weltentwikkelung an, in der sie mitlebte, und in diesem höchsten Sinne ist der Ertrag ihres Geistes, obwohl durch keine bleibende Form unter den Menschen verherrlicht, doch dauernd und unverlierbar.

Neben ihr drängt sich uns Bettina von Arnim auf, die geniale, romantische, mystische, prophetische, wundersam herumirlichtelirende Bettina, die Sibylle der romantischen Literaturperiode, und zugleich das von herzinniger Liebe gequälte Kind Goethe's, des legitimen olympischen Vaters der deutschen Poesie. Sie, die ihm seine Poesie mit brünstigen Küssen von den Lippen gesogen, die wie eine gefeite Katze im Mondschein auf den Dächern herumklettert, im Sausen der Nachtwinde ihr Gebet in den Sternenhimmel schickt, und vor Begeisterung überwältigt zusammenschauert, wenn sie der großherrliche Goethe in seinen Mantel wickelt, sie muß uns, wie entgegengesetzt auch dem Wesen der Rahel, doch zum Theil in derselben Zeitbedeutung erscheinen, wie diese; ja sie stellt mehrere der früher angedeuteten Elemente schon individualisirter und in einer poetischen Gestaltung vor Augen. In ihrem „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" hat sie die tiefsten, süßesten und innigsten Geheimnisse des weiblichen Wesens und des menschlichen Gemüths in ihrer Weise ausgeplaudert, und in die Wahrheit so lieblich hineingedichtet und, um einen Göthe'schen Ausdruck zu brauchen, „hineingeheimnißt," daß ein unwiderstehlicher Zauber davon ausgegangen und es sich wie eine Art von Verherung über das ganze Publikum verbreitet hat. Mit Tambourin, Cymbelspiel und Zigeunertänzen ist sie gekommen, um den alten Göthe mit ihren magischen Kreisen und genialen Bocksprüngen zu umschließen, dem, bei aller

kühlen Abgemessenheit, mit der er sich ihr gegenüber benimmt, doch zuweilen angst und bange dabei geworden zu sein schien. Außerdem sagt sie ihm zuweilen tüchtig die Wahrheit, und sucht den historischen Sinn in ihm anzustacheln. In den neuesten Briefdichtungen der Bettina, welche sie an die Gestalt ihrer Jugendfreundin Günderode geknüpft hat, zeigt sich uns das Kind auch an mehrern Stellen als Religionsstifterin. In einer schönen Mondnacht, als es ganz still war und die Nachtigallen so recht schmetterten, kommt sie zuerst auf den Einfall: „laß uns eine Religion stiften für die Menschheit, bei der's ihr wieder wohl wird?" — und wie in der Bettina alle höhern Offenbarungen ihres Geistes die naive Form des Einfalls an sich tragen, so daß bei ihr der Einfall zugleich die höhere Nothwendigkeit ihrer Natur ist, so werden wir auch an diesem beim Mondschein entstandenen Einfall: eine neue Religion zu stiften, die höhere Geltung nicht unberücksichtigt lassen wollen. Was diese Bettina-Religion sei, werden wir zwar schon, noch ehe ihre Dogmen uns offenbar werden, aus den Lineamenten der Bettina'schen Persönlichkeit selbst uns zusammensetzen können, denn ihre Persönlichkeit ist zugleich ihre Religion, und sie hat allen Seiten dieser Persönlichkeit, selbst den unartigsten und verschrobensten, eine Art von religiöser Weihe ertheilt, so daß ihr der Glaube an sich selbst immer als der höchste, und das gute Einverständniß mit allen Regungen ihrer Natur als die wahre Seligkeit und Erlösung gegolten. Diese egoistische Stellung zur Welt, in welcher sich eine eigentliche Blüthe der Eigenliebe in Wunderpracht entfaltet, erschließt sich aber auch wieder auf das Weiteste und Umfassendste, und dehnt sich in dem Maße, in dem sie sich entschieden abgränzt, auch wieder aus, um den ganzen Himmel und die ganze Erde in sich aufzunehmen und aus der Eigenliebe eine

höhere Menschheitsliebe in sich zu erzeugen. So will denn Bettina „eine Religion stiften für die Menschheit, bei der's ihr wieder wohl wird!" — und der Menschheit soll dann etwa eben so wohl werden, als es jetzt schon der Bettina selber wohl ist in ihrer Haut und in ihrem Geist, in dieser sichern Melodie eines sich selbst gewissen und freibewegten Lebens. Es muß allerdings für einen Trost erachtet werden, daß in unserer heilsarmen Zeit eine Natur, wie Bettina, lebt, der wohl ist in ihr selber, und in der so Vieles, was der Menschheit verloren gegangen, sich in persönlicher Blüthe erhalten und so Vieles, was wir um jeden Preis wieder erringen müssen, bereits zu Fleisch und Blut geworden. Dies ist das innere und ursprüngliche Heiligthum der Menschennatur, das sich, unbekümmert um alle Fetzen der Tradition, in sich selbst als ein Asyl aller Wahrheit und Tüchtigkeit des Lebens erhalten hat. Es ist die göttliche Jungfrauschaft des Geistes, der die Welt unbefleckt in sich empfangen und sie so nun wieder herausgebären möchte in der alten ewigen Reinheit. Und dieser einfache, edele, unverderbliche Naturkern alles Daseins soll gelten, er soll als Lebenskern wieder erkannt und gepflegt werden, von freien Händen, die das Höchste aus ihm ziehen, welches zugleich das Einfachste ist. Aus diesem Naturevangelium sollen die neuen Gesetze hergeleitet werden, welches die gänzlich alten sind, die wahren Gesetze, auf die allein man sich zu berufen haben soll, in denen bloß die Freiheit zu ihrer Gestaltung kommt. Das ist Bettina, sie selbst, und aus Dem, was sie selbst ist, und worin ihr so wohl ist, kündet sie die neue Religion, die sie mit Caroline Günderode zusammen stiften wollte, damit es der Menschheit „wieder wohl wird," so wohl, wie Bettinen selbst!

Was werden wir aber mit dieser neuen Religion,

welche schon ihre Richtigkeit hat, weil sie die ganz alte, und im Grunde der reine Kern des Christenthums selber ist — was werden wir damit nicht Alles in den Kauf bekommen? Bettinen selbst ist wohl, aber sie sorgt dafür, daß uns nicht immer bei ihr wohl wird. Zieht ihr schönes Naturevangelium eigentlich nicht zu oft die bunte Harlekinsjacke an, sich selbstgefällig an den bizarren Zufälligkeiten des eigenen Wesens ergötzend, und sich damit etwas wissend, als wäre der Katzensprung über die Dächer beim Mondschein auch Offenbarung des Geistes? Und dies Springen über die Dächer, dies Hinwegsetzen über Tische und Bänke, wiederholte es sich nur nicht so oft an allen Ecken und Enden, träte es nur nicht immer als ein zu selbstgefälliger Ausdruck des „Wohl seins," als mißverstandene Prätension, sich dadurch eigenthümlich zu charakterisiren, hervor, wie in den Briefen an Goethe, so auch wieder unzähligemal in dem absichtlich gedichteten Briefwechsel mit der Günderode! Je häufiger und absichtlicher es aber kommt, desto mehr nutzt es sich ab, und noch mehr wäre es Schade, wenn wir dies Springen und Klettern als Cultusform der neuen Religion, als die heiligen Ceremonieen des Bettinendienstes betrachten sollten.

Der Name der neuen Religion, welche Bettina stiften will, heißt: Schwebereligion. Bettina schreibt an die Günderode (I. 254.): „Ach Gott, ich schlaf gar nicht mehr, gute Nacht, alleweil fällt mir ein, unsere Religion muß die Schwebe-Religion heißen!" Wir hätten vorhin, als wir die Bettinasprünge über Tisch und Bänke als heilige Ceremonieen deuteten, eigentlich schon selbst diesen Namen finden können. Und das erste und oberste Grundgesetz der neuen Religion ist das Gebot der großen Handlungen, und der Abendmahlsspruch der Jünger, welche aus der irdenen Schüssel ihre Suppe essen,

ist beten und denken. Die hohe idealische, in Metaphysik abgeschlossene und zart geheimnißvolle Günderode, welche aufgefordert wird in die Schwebe-Religion die zusammenhaltende Vernunft hinein zu bringen, macht in ihrem folgenden Brief an die Bettina (I. 257.) aus: „am besten können wir sagen, denken ist beten, damit ist gleich was Gutes ausgerichtet, wir gewinnen Zeit, das Denken mit dem Beten, und das Beten mit dem Denken.“ Die obersten Grundgesetze der Schwebe-Religion werden also Denken und Handeln, oder vielmehr die höhere Einheit Beider, die That sein. Und gewiß, soll's der Menschheit wieder wohl werden, so muß ihr die Religion der That offenbaret werden. Darum finden wir, daß Bettina in einem andern Brief an die Günderode (I. 266.) sehr schön sagt: „ach in unsrer Religion soll die Tapferkeit obenan stehn, — denn wenn wir nur darüber wachen, daß wir kühn genug sind, das Große zu thun und die Vorurtheile nicht zu achten, so wird aus jeder That immer eine höhere Erkenntniß steigen, die uns zur nächsten Thät vorbereitet, und wir werden bald Dinge beweisen, die kein Mensch noch glaubt.“

Es erzielt also die Schwebe-Religion ein thatkräftiges, leiblich gesundes und einfach naturvolles Geschlecht, das sich unabhängig von physischer Willkür und kräftig in selbstbewußter Eigenmacht gestalte. Jede Religion muß zugleich eine Erlösung sein, und die wahre Erlösung wird gewiß die wahre Religion sein. Was kann aber die heutige Menschheit besser erlösen, als die That, welche die leibliche und geistige Gesundheit zugleich ist? Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die Schwebe-Religion auch noch als eines ihrer Gesetze aufstellt: „daß man sich nicht erkälten dürfe!“ Bettina an die Günderode (I. 268.): „da fällt mir noch etwas ein mit dem verdamm-

ten Zugwind, oder mit der Nachtluft, alle Augenblick heißt's, hier zieht's" und dann reißen die Leute aus, als ob ihnen der Tod im Nacken säß, oder der Abendthau ist ihnen gefährlich, und doch, hat man je bei einem Gefecht in der Schlacht gesehn, daß ein Held vor dem Nachtthau ausreiße? — Also auch über die Verkältung hinweg in Nachtwind, wie im Sonnenschein sein eigner Herr sein, das muß ein Gesetz unsrer schwebenden Religion sein." Ferner zeigt sich uns in dieser neuen Religion, welche auf das innere Heiligthum des Menschen verpflichtet, und die Religion der unsterblichen That sein soll, zugleich das wahrhaft dionysische Zeitalter, etwa christlich verklärt, im Anzuge. „Merks, schreibt Bettina (I. 283.,) zu unserer schwebenden Religion gehört das auch, daß wir den Wein den Göttern trinken, und trunken die Neige mit sammt dem Becher in den Strom der Zeiten schleudern." Und in dieser Religion des glücklichen Zeitalters soll dann auch niemand sich unglücklich fühlen dürfen. „Von mir soll niemand hören; schreibt Bettina an demselben Ort, ich sei unglücklich, mag's gehen wie's will, und was mir begegnet im Lebensweg, das nehm ich auf mich, als sei's von Gott mir auferlegt. Merks wieder, das gehört auch noch zu unsrer schwebenden Religion. — Und mein inneres Glück, das mach ich mit den Göttern ab."

Diese Religion findet am Ende ihren erschöpfendsten Ausdruck, ihren wahren Mittelpunct, in der Leidenschaft, und wenn man sie fragt: was Gott ist? so antwortet sie „Gott ist die Leidenschaft" (Bettina an die Günderode I. 303). Die moralische Vollendung aber, zu welcher die neue Religion erzieht, ist die Vollendung der Liebe, der Schönheit (I. 205). Mit einem Wort, es ist die Religion der freien Persönlichkeit, die uns Bettina in ihren Gesichten offenbaren will. Die Roman-

tik und die Naturphilosophie, die sich in der **Bettina** mit den Lebensmächten der neuesten Zeit begegneten und durchdrangen, haben ihre Inspirationen zu diesem Dienst des freien Genius hergegeben. Man darf aber keinen neuen Blocksberg der Naturempfindsamkeit befürchten, wenn auch **Bettina** zuweilen absichtlich ihre Hexengebärden macht, und ihre unheimlichen Wahrsagezeichen, unter denen sie Begriffe und Gefühle zusammenkocht und ineinanderschmort. Das Himmlische, das sie will, weiß sie zu genau, und ihre Abwege vom Ziel, auf denen wir sie oft herumklettern und in die Büsche sich verlieren sehn, führen doch am Ende auch zu dem einen und großen Ziel. Sie will eine Theodicee des freien Menschengeistes, in welcher Schönheit und Liebe die wahre Wirklichkeit ist, in welcher die Seligkeit in der **That** besteht und die That die Seligkeit ist, in welcher die Geschichte eine Harmonie und die Wahrheit eine Melodie geworden ist. „Mir fällt ein, ob nicht Alles, so lang es nicht melodisch ist, wohl auch noch nicht wahr sein mag!" (I. 15.) In diesem großen, menschheitumfassenden Sinn hat sich **Bettina** auch neuerdings der bedeutungs- und verhängnißvollsten Sache unserer Zeit, der Sache der **Armen** zugewandt, in ihrem: „**Dies Buch gehört dem König!**" (Berlin 1843), worin sich, neben vielem unangenehm Verworrenen und Versponnenen, doch zugleich manche jene Frage der Gesellschaft gewichtig anregende Mittheilung findet. —

Neben der **Bettina** haben wir hier, um nach verschiedenen Seiten hin das Anstreben unserer Zeit zu neuen socialen Entwickelungstypen zu zeichnen, den Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen," **Fürst Pückler**, anzuführen. Als gesellschaftliche Gestalt in der Mitte der heutigen socialen Verhältnisse zeigt sich der Verstorbene in den genialsten Beziehungen als ächtes Original. Die höhere ele-

gante Gesellschaft, deren eingeborenes Kind er ist und deren Muttermale er alle an sich aufweist, ist doch zugleich der Gegenstand seiner unaufhörlichen Antipathieen. Er haßt die Gesellschaft und beherrscht sie doch zugleich, er flieht sie um ihrer Unnatur willen und bekleidet sich doch gern wieder mit all ihrem Glanze, er versteht sie als Meister zu genießen und geht doch unbefriedigt und nach etwas Höherem suchend von ihren Tischen. Mitten aus dem kostbarsten Gepränge des Salonlebens wünscht er sich in eine Wüste oder auf eine Felsenspitze, die nur mit Todesgefahr erklettert werden kann; und in der Wüste oder Felseneinöde vermißt er wieder die exclusive Gesellschaft, und fährt mit Vierspännern unter Volksauflauf in die höchsten Salonverhältnisse zurück. Er gefällt sich am besten als Einsiedler, nur daß er, statt in abgelegener Klause, sich lieber im Reisewagen verbirgt, wo ihm in objectiven Fensterbildern und in behaglicher Perspective Berg und Thal und Menschenleben vorübergaukeln. Er ist ein geborenes Reisegenie, seine Philosophie, seine Kunst, seine Wißbegierde, seine Religion, seine Humanität und Gemüthlichkeit, sind alle schöne Wegeblumen, die er auf der Reise bei heiterem Sonnenschein findet und pflückt. Bei den größten Strapazen, Widerwärtigkeiten und Entbehrungen der Reise fühlt er sich jedoch immer mehr à son aise, als auf dem Estrich der eleganten Zirkel, gegen die er bei solchen sich beständig aufdrängenden Vergleichen dann stets auf das liebenswürdigste seinen Unmuth verschüttet. Im Reisewagen häuslich eingerichtet, hat er die Behaglichkeit des Hin- und Hertreibens in der Welt, die Poesie des Landstraßen- und Wirthshauslebens, zum höchsten System der Weisheit und Schönheit sich ausgebildet, und trägt die Devise des Dr. Johnson: „das größte menschliche Glück sei, in einer guten englischen Postchaise mit einem schönen Weibe rasch

auf einer guten englischen Chaussée zu fahren." (Siehe Briefe eines Verstorbenen, Bd. I.) Dabei ist es ein anziehender Zug seines Wesens, daß er, der Mann der Aventüre, der in allen Verhältnissen und Formen gewiegte Lebensvirtuose, doch eigentlich nicht selten eine sehr hervorstechende Menschenscheu verräth, und besonders früher eine unüberwindliche Blödigkeit, nicht ganz ohne misanthropischen Beisatz, besessen haben soll, die ihn namentlich von Begegnungen mit großen und berühmten Leuten zurückhielt. So erzählt er selbst einmal, daß er sich Monate lang in der Nähe der Frau von Staël befunden, ohne sie gesehen oder gesprochen zu haben.

Diese Polarität seines Gemüths, die ihn zwischen Geselligkeit und Absonderung beständig hin- und herbewegt, verarbeitet jedoch zugleich mit um so größerer Reizbarkeit alle Eindrücke der Zeit, alle Interessen des Allgemeinen, die er auf dem Antlitz des Tages mit astronomischer Feinheit zu belauschen und zu verfolgen versteht. Alle gesellschaftlichen, ethischen, religiösen und politischen Fragen der Zeit finden in ihm ihre Saite, auf der sie eigenthümlich wiederklingen, und wenn er sich von ihnen ganz hat durchschüttern lassen, besitzt er auch die Grazie seines Standes, sie wieder nur wie eine leichte Aventüre zu behandeln und in eine gewisse anständige Entfernung zu seiner Person zu stellen. Dennoch wirkte die seltene Erscheinung in Deutschland, einen Schriftsteller von exclusiver Geburt bei unsern Wirren und Wehen betheiligt zu sehn, wie ein bezauberndes Phänomen, und man konnte sich immerhin freuen, daß ihm sein Rang sogar eine gewisse Bevorrechtung zu geben schien, die Dinge selbst an ihren schmerzhaftesten Stellen ohne Gefahr berühren zu dürfen. Einen Autor solche Vortheile vereinigen zu sehen, war etwas Neues für uns. Es sind Zugeständnisse, die der Aristokratie und De-

mokratie zu gleicher Zeit und mit Einer Wendung gemacht werden. Zur Befestigung mancher Sympathie mit ihm dient auch noch etwas Zartes, jene moderne Wehmuth, die den Verstorbenen zuweilen mitten in der frivolsten Laune beschleicht, ein geistiger Accord aus heutiger unbefriedigter Stimmung, aus dem allgemeinen Bewußtsein des Unvollkommenen. —

Pückler's ungemeine Leichtigkeit und Schnelligkeit der Darstellung begünstigte die Aufgabe, unter allen Lagen und Situationen, selbst unmittelbar nach den größten Strapazen und Widerwärtigkeiten, etwas aufzuzeichnen, und Stil und Schreibart nehmen, in ihrem raschen memoirenhaften Anflug, dieselbe Färbung und Ungezwungenheit des Augenblicks an. Obwohl im Einzelnen nicht ohne Absicht und Sorgfalt gefeilt, ist es doch eine Sprache, die sich nirgend die Mühe giebt, mit ausgesuchten Antithesen ihren leicht hinfließenden Strom aufzuhalten, oder sich durch Nachdenken über pointirte Wendungen das schnelle Fortkommen zu erschweren. Das Conversationsmäßige der ganzen Darstellung zeigt sich im unbekümmertsten und sorglosesten Ausdruck, der nur durch die Gegenstände selbst entweder schön oder piquant und witzig wird, und der Charakter vornehmer Gesellschaftsmittheilung ist um so weniger um irgend eine Bezeichnung verlegen, da auch jedes fremde Wort, ja ganze französische Phrasen, wie sie gerade ins Gedächtniß kommen, dienen müssen. Die Sprachmengerei in den Werken des Fürsten Pückler ist eine der hervorstechendsten, wenn auch keineswegs zu billigenden Eigenthümlichkeiten seines unbesorgten, geselligen, aber in aller Nachlässigkeit liebenswürdigen Reisestils. Es hat sich aber in ihm eine Vermittelung der Aristokratie mit der Volksliteratur dargeboten, welche überhaupt seinen aristokratischen Idealen, von denen er sich besonders in dem „Tutti frutti“ erfüllt zeigt,

entspricht. Im dem Bewußtsein des völligen Niedergangs der erblichen und feudalen Aristokratie bemerkt er einmal (Semilasso I. 27.): „Der tiers état bekommt überall das Uebergewicht, wie billig, denn es ist sein Zeitalter. Das unsere ist vorüber!“ Und zugleich zeigt er sich geneigt, die Mittelstände, bis zum Handwerker herunter, zu beneiden, wegen ihrer vor den Vornehmen begünstigten Zeitverhältnisse (Briefe eines Verst. II. 381.) Aber er ist zugleich auf eine radicale Reform seines Standes, den er einmal als ein zu behauptendes Lebensgebiet festhält, bedacht. In den „politischen Ansichten eines Diletanten“ (Tutti frutti, 5. Band) hat er seine zusammenhängenden Bekenntnisse darüber gethan, und es ist merkwürdig zu sehen, wie er hier Meinungen, die ihn vorherrschend als ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts erweisen, mit den Ideen zeitgemäßer Fortentwickelung zu vermitteln und zu vermischen gewußt hat. In der Stiftung einer neuen volksthümlichen Aristokratie auf dem Fundament des Grundbesitzes, die ihn sodann auch, wie zu erwarten stand, auf die Wiedereinführung der Majorate zurückbringt, konzentrirt sich ihm zugleich die Erledigung aller übrigen wichtigen Fragen der Gegenwart, auf eine Weise, die durch Humanität, freisinnigen und aufgeklärten Blick und durch alte aristokratische Formenverhärtung sich gleichmäßig bemerkenswerth macht. Dies würde, um es mit seinen eigenen Worten zu bezeichnen, „ein neuer Adel sein, gewissermaßen aus dem Volkswillen hervorgegangen, auf Grundbesitz basirt, wo nur der wirkliche Besitzer den Titel führt, seine übrigen Kinder und Verwandte aber in den Bürgerstand zurücktreten müßten, um auf diese Weise beide Stände sich von Neuem wieder verbrüdern zu lassen, und alle Rivalität unter ihnen wieder aufzuheben, so daß der Adel künftig die Stütze der Nation selbst und aller ihrer Klassen repräsentire.“ Die weitere

Anwendung dieses Projects auf die wirklichen Verhältnisse lautet folgendermaßen: „Nur die Pairs oder Standesherrn würden in Zukunft diesen Adel, die neue Aristokratie bilden, die übrigen, jetzt bestehenden Geburtstitel aber von den jetzigen Inhabern bis an ihren Tod beibehalten werden können, jedoch nach wie vor nur Titel bleiben, und keine Rechte verleihen, sich auch auf die Nachkommen nicht mehr fortzupflanzen fähig sein. Dagegen (könnte man für die Schwachen hinzusetzen) werde es fortan Jedem gestattet sein, sich wie in Oesterreich, wo man Jedermann „Ew. Gnaden" titulirt, das Wörtchen „von" beliebig bei- oder abzulegen, wenn er sich ohne dasselbige nicht beruhigen könne." Von dieser populairen Aristokratie des Grundbesitzes, die der Fürst als ein wohlthätiges und dauerndes Zwischenelement bezeichnet, läßt sich freilich nicht einsehen, wie sie die Ausartung in eine bloße Geldaristokratie werde vermeiden können. Sollte sich jedoch auch einige aristokratische Ostentation selbst in die literarische Mittheilung des Fürsten Pückler hineinschleichen, so ist es gewiß keine unbewußte Befangenheit in ceremoniellen Formen, sondern es paßt vielmehr jenes Wort, das er selbst vom Herzog Mischling gesagt hat, wenn wir uns anders erlauben dürfen, es hier in diesem Sinne herbei zu ziehen (Tutti Frutti III. 206.): „es ergötzte ihn oft mit seiner Vornehmheit zu coquettiren, obgleich im tiefsten Grunde der Seele sie eigentlich Niemand geringer achtete, ja meistens lästiger fand als er. Da er sie aber einmal besaß, spielte er auch damit, fast wie ein Taschenspieler, bei dem der Werth seiner Künste ebenfalls nur aus der Blindheit seines Auditoriums hervorgeht." Aber diese fashionable Physiognomie eines literarischen Charakters kann für die Literatur selbst natürlich nicht dieselbe Bedeutung haben, wie für das Leben und unsere Zustände, für welche sie ein Symptom ist; auf der höchsten Stufe

wissenschaftlicher und künstlerischer Hervorbringung giebt es keine Fashion mehr und das gesellschaftliche Element löst sich mit seinen Unterschieden in das höhere Element der echten Production auf. —

Die neuere deutsche Literatur hat sich fast in allen Regionen der Anschauung ansässig gemacht, aber man muß immer, neben der Fülle an Talenten, zugleich die Bizarrerie derselben bewundern, die sich in Bewegung setzen für das Allerfremdartigste und Entfernteste und das Nächstliegende niemals mit der Darstellung berühren, die in den Manieren aller Völker und Zeiten sich ergehn und die heimathlichen und nachbarlichen Thatsachen, welche die Literatur mit dem Gesellschaftszustande verknüpfen könnten, nicht aufzunehmen vermögen. Unsere Zeit schmachtet nach Thatsachen in allen Gebieten des Lebens und erreicht etwas Reales vorläufig wenigstens in den materiellen und industriellen Interessen. Am fernsten aber von einer gestalteten Wirklichkeit steht noch die Literatur bei uns ab, die zum Theil in einen unglücklichen Bruch des Ideals mit dem Wirklichen gerathen, anderntheils in den heimischen Lebensstoffen wenig bildsame Realitäten für die Behandlung findet. Diese deutsche Literatur bedarf noch eines geschichtlichen Prozesses, um ihren idealen Charakter in einen thatsächlichen umzusetzen. Ein deutsches Werk, auf Personen und Zuständen beruhend, die nur aus der lebendigen Mitte der Weltbeziehungen sich dargeboten, wird an sich selbst eine eben so seltene Erscheinung sein, als man von vorn herein behaupten kann, daß die Stoffe einer solchen neuen und originellen Darstellung kaum zur Hälfte national sein werden.

In dieser Beziehung ist die eigenthümliche Stellung, welche wir einen bedeutenden juristischen Gelehrten, Eduard Gans, zu Wissenschaft und Leben behaupten sahen, hier

zu erwähnen. Seine „Rückblicke auf Personen und Zustände“ (Berlin 1836) verdienen um deswillen einen Platz in der neueren Literaturgeschichte, weil diese Fashionablemachung des deutschen Gelehrtencharakters, die in ihnen gelungen ist, eine culturhistorische Bedeutung in Anspruch nimmt. Innerhalb der Wissenschaft selbst hatte Gans denselben wohlthuenden Standpunct der Vermittelung eingenommen, indem er, von der Hegel'schen Philosophie ausgehend, und von ihr aus mit dem speculativen Element in die Jurisprudenz eindringend, dadurch die Philosophie überhaupt mit dem Leben und mit der öffentlichen und gesetzlichen Entwickelung des Staats in einen lebendigen Einklang zu erheben strebte. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen wird sein „Erbrecht,“ in dem er zuerst eine philosophische Behandlung der Rechtswissenschaft vom Hegel'schen Standpunct versuchte, immer mit Auszeichnung genannt werden.

Ein Gegenbild zu den in dieser Reihe von uns behandelten deutschen Charakteren haben wir in Wilhelm von Humboldt zu betrachten, der in seiner Weise nicht minder von bedeutendem Einfluß auf die Bildung unserer Zeit geworden. Solche Lebenstypen, von hohem imponirendem Adel der Humanität, Sterne erster Größe aus jener Epoche, wo die sogenannte Classicität der Bildung für das Höchste galt, fangen zwar immer mehr an, unter uns zu verschwinden und einer neuen deutschen Bildungsstufe Platz zu machen, aber wenn sie sich zugleich in ihrer Wirksamkeit so sehr mit den höchsten Interessen der modernen Entwickelung begegnen, wie dies bei Wilhelm von Humboldt der Fall war, so verdienen sie für alle Zeiten unablässig geehrt zu werden. W. v. Humboldt, der innigste Freund Schiller's, der vertraute Genosse des jenaischen Geisterbundes, stellt am reinsten und entschiedensten,

und zugleich am anmuthigsten, einen solchen Bildungscharakter dar, welcher deutsches Wesen und Leben mit Geist und Form der Antike zu verschmelzen und dadurch zu heben trachtete. Es war eine Zeit, wo es kein größeres Lob für einen deutschen Schriftsteller gab, als das: ein „Classischer Geist“ zu sein und zu heißen, ein Ehrentitel, wonach zu verlangen heutzutage kaum Jemanden mehr einfällt. In Beurtheilung der deutschen Dichter bestrebte man sich absichtlich, sie überall auf die Alten zurückzuführen, und je mehr griechische und römische Sympathieen und Züge man an einem Werke nachweisen konnte, für um so heiliger und größer wurde es erachtet. Deutschland war eine verspätete Kolonie des alten Griechenlands geworden. Das Ausgezeichnetste in dieser Parallele deutschen und griechischen Geistes leistete H u m b o l d t in seinem Werk über G o e t h e's „Herrmann und Dorothea,“ worin er, von allen Verzerrungen in dieser Richtung frei, seine eigene feinsinnige Bildung auf das Geschmackvollste bekundete. Diese Bildung, dieser ganze Typus, hatte etwas Aristokratisches an sich, man kann es nicht läugnen. Was man in unsern Tagen die „Aristokratie der Geistreichen“ zu nennen angefangen, war damals die Aristokratie des klassischen Geschmacks. Von griechischem Republikanersinn blieb man bei aller Gräcität entfernt. Aber H u m b o l d t war im ächtesten und edelsten Sinne des Wortes ein vornehmer Mann, es war in ihm, bei großer Freiheit der Gesinnung, eine gewisse Humanitätsvornehmheit, die wie ein mildes Gestirn wärmt und erleuchtet, ohne zu dem gewöhnlichen Dunstkreis herniederzusteigen. Dazu die für Deutschland seltene und höchst bemerkenswerthe Erscheinung, daß ein so gründlich gelehrter Mann, der in seinen tiefgehenden grammatischen Untersuchungen das vergleichende Sprachstudium mitbegründen half, zugleich der gewandteste und ausgezeichnetste

Staats- und Weltmann gewesen: eine Allianz deutscher Wissenschaft mit der großen Welt, die ihr von jeher Noth gethan und als das Förderlichste noch bevorsteht. Nach einer vielfältigen und einflußreichen Bewegung auf dem öffentlichen Schauplatz seit 1802, als Gesandter zu Rom, Wien, London, als Bevollmächtigter bei dem Friedenscongreß zu Prag, mitthätig bei dem Wiener Congreß und andern wichtigen Gelegenheiten, mehrmals und zu verschiedenen Perioden wirksam im preußischen Ministerium, besonders für die Section des Cultus und öffentlichen Unterrichts, verlebte er seine letzten Jahre, in der Ruhe eines Weisen, auf seinem romantischen Landsitz Tegel, bis zu seinem Tode mit gelehrter Forschung in den seltensten Gebieten des Wissens beschäftigt. Sein großes Werk „über die Kawisprache," das nach seinem Tode durch Alexander von Humboldt herausgegeben erschien, zeigt den umfassenden und universalen Geist seiner Sprachforschungen, mit denen er zugleich in alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft bedeutungsvoll und entscheidend einzudringen wußte. Zugleich übte er die Dichtkunst mit tief innerlicher Kraft und in herrlichen Formen aus, wie sein poetischer Nachlaß beweist. Seine „Gesammelten Schriften" werden durch Alexander von Humboldt herausgegeben. —

Neben ihm ist sein Bruder Alexander von Humboldt, der größte und glänzendste Name, welchen das europäische Geistesleben gegenwärtig aufzuweisen hat, zu nennen, ein Ideal vollkommenster harmonischer Menschenbildung, diejenige Verschmelzung der Wissenschaft mit dem Weltleben auf höchster Stufe darstellend, welche als die wahre Aufgabe unserer Zeit erscheint. Ein reiches großes Leben, das ihn fast in allen Ländern der Erde und in allen Verhältnissen des Lebens heimisch werden ließ, verwandte er im Dienst der Wissenschaft und zur Herausbil-

bung der freien und humanen Stellung, in der er sich stets wohlthuend über den Gegensätzen der Zeit gezeigt, ohne je der Bewegung, welche den wahren Fortschritt in sich enthält, im Geiste untreu zu werden. Die Naturbetrachtung, die von der streng wissenschaftlichen Seite so bedeutende Resultate zur Fortentwickelung dieser Studien und besonders zur Begründung der physikalischen Erdbeschreibung in ihm geliefert, hat in Alexander von Humboldt zugleich die umfassendste ethische und völkergeschichtliche Bedeutung entwickelt. Die Natur, als ewig frischer Kern alles Wissens und Lebens, hat diesem ihrem großen Beobachter den hohen Standpunct gegeben, auf welchem er an allen bedeutenden Richtungen des deutschen Lebens, seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag, diesen vorurtheilsfreien und immer bedeutsam eingreifenden Antheil genommen. Seine Verdienste um die Wissenschaft, und um das wissenschaftliche Leben unserer Zeit überhaupt, können von uns nicht gewürdigt werden, noch ist es jetzt schon Zeit, die bedeutenden Anregungen, welche von Humboldt nach allen Seiten hin ausgegangen sind und noch täglich ausgehen, zusammenzufassen. Eine Biographie Alexanders von Humboldt, von der rechten Hand geliefert, wird ein für die deutsche Geistesentwickelung in den letzten funfzig Jahren ausnehmend wichtiges Gemälde abgeben, und namentlich die deutsche Wissenschaft in den höheren Weltberührungen zeigen, die ihr fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch fehlten. Für alle Strebenden und Ringenden erscheint dies seltene Lebensbild als ein hoher Leitstern, von dem Klarheit und Bestätigung alles Wahren und Aechten ausgeht und durch den man in allen Wirren des Geistes seiner selbst gewiß und zukunftsgläubig sich werden fühlt. Seine Meisterschaft in der Sprache, durch die er zweien

Literaturen, der deutschen und der französischen, gleichzeitig und in gleich hoher Vollendung angehört, ist hier noch besonders hervorzuheben. Die plastische Schönheit des Humboldt'schen Stils verbindet sich mit einer Fülle von scharfen und innerlichen Bezeichnungen, die bei ihrem Reichthum doch alle zu einer künstlerischen Einheit des Colorits, bei ihrer lebendigen Gluth zu einem sanft hinschwebenden Rhythmus verschmolzen werden. Humboldt ist bis in die letzte Zeit hinein im umfassendsten Sinne productiv geblieben, wie dies sein gegenwärtig im Erscheinen begriffenes neuestes Werk „Kosmos,“ mit dem er sich seit mehreren Jahren beschäftigt, darthun wird. —

In dem Zusammenhang dieser deutschen Charaktertypen kann auch K. A. Varnhagen von Ense in seiner literarischen und gesellschaftlichen Bedeutung am besten bezeichnet werden. Der eingreifende und vielbewegliche Antheil an Welt und Leben verbindet sich bei ihm mit der eigenthümlich erworbenen Meisterschaft des Stils, welche das Erlebte und Angeschaute sogleich in klare und feste Formen zu gestalten weiß. Der Stil gewinnt überhaupt bei diesem Autor die eigenthümliche Bedeutung einer Lebensform, bei Varnhagen von Ense kann und muß sich Alles in Stil verwandeln, und er drückt in ihm dasjenige nach feinster Erwägung gewonnene Maaß des Inhalts aus, welches denselben überhaupt nach den Gränzen seiner Mittheilbarkeit und nach den Rücksichten bestimmt, die das Innerliche des Inhalts noch auf etwas Aeußerliches, auf die zu erzielende oder zu verhütende Wirkung im Leben selbst, zu nehmen hat. Wie sehr daher auch der Stil für diesen bedeutenden Autor ein lebensvolles und in seiner Lebensnothwendigkeit erfaßtes Organ der Mittheilung geworden, so muß man doch auch wieder von ihm sagen, daß der Stil ihm nicht nach der Seite des Inhalts hin

die volle Herzenserleichterung gewähren kann, und keinem deutschen Autor ist vielleicht so viel auf dem Herzen sitzen geblieben, als Varnhagen von Ense, bei aller Ausdrucksfähigkeit seines Stils. Und er gehört gerade zu den wenigen Autoren in Deutschland, die in der That etwas auf dem Herzen haben, und die immer noch einmal so viel zu sagen wüßten, als sie wirklich sagen. In seinen historischen Darstellungen, besonders in den biographischen, hat Varnhagen von Ense eine sinnige, ächt menschliche Beschaulichkeit walten lassen, die mit einem merkwürdig feinen Tastsinn und leisen Weltfühlhörnern an die Ereignisse tritt, und die beweist, wie eine in sich selbst bedeutsame Individualität, eine historisch miterregte und mitlebende Persönlichkeit dazu gehört, um mit dem Griffel Klio's die Weltbewegungen zu zeichnen. In seinen „Denkwürdigkeiten" (die zugleich als eine Sammlung seiner Schriften gelten können), hat er seinen Beruf, historische Ergebnisse zu behandeln, mit einem für Deutschland zum Theil noch neuen Talent bethätigt. Wie Xenophon die Anabasis der zehntausend Griechen schrieb, so hat Varnhagen von Ense mit derselben antiken Einfachheit, Umgränzung und Bescheidenheit, aber mit einer etwas wärmeren duftigeren Farbengebung, manche Verhältnisse und Persönlichkeiten der neueren Geschichte aus eigner Anschauung hingestellt. In seinen „biographischen Denkmalen," von denen besonders seine Lebensdarstellung Blücher's berühmt geworden, und in den nachher einzeln erschienenen Biographieen von Sophie Charlotte, Königin von Preußen, der Generale Seidlitz, Winterfeld, u. s. w., zeigt sich das Talent der feinsten Durchdringung und Begränzung, verbunden mit der saubersten Ausmalung, oft auf das Erfreulichste. Der Scharfsinn, die geheimsten Zusammenhänge zu entziffern, wird hier nur durch die Pietät gezügelt,

welche bei Varnhagen von Ense eine Art von religiöser Bedeutung hat. Im Besitz der gründlichsten historischen Forschungen, verschmilzt er dieselben lieber in der künstlerischen Einheit seiner Gemälde, als daß er sie in der Schwere des Materials zeigte. Die Geschichte lebt aber für ihn mehr in ihren individuellen Verknüpfungen als in dem ideellen Zusammenhang des Ganzen, der zwar seinem Bewußtsein nicht fremd ist, aber als speculatives Element nicht aufkommt, sondern dem plastischen Interesse der Geschichte nachstehen muß. Seine Kritiken, die scharfe und gedrängte Darstellungen liefern, hat Varnhagen unter dem Titel „Zur Geschichtschreibung und Literatur" gesammelt. Unter den in seine „Denkwürdigkeiten" eingereihten Schriften finden sich auch einige Novellen, eigenthümliche Lebensbilder in musterhafter Fassung. —

---

15. Politische und reformatorische Bewegungen in der deutschen Literatur.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die productive Literatur dieses Zeitraums in Deutschland, so müssen wir zuerst bemerken, wie in so mancher Beziehung das Bewußtsein einer veränderten Lebensanschauung, eine sich bestimmt aufdrängende Zeitgesinnung da war und diese unabläugbare Zeitgesinnung contrastirte namentlich gegen die in der Goethe'schen Poesie abgegränzte Weltanschauung entschieden genug. Wolfgang Menzel, der Kritiker des Stuttgarter „Morgenblattes," der in vielen Einzelbeurtheilungen und in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" einen neuen Standpunct zu umzeichnen suchte, er hatte besonders in seiner bekannten Kritik Goethe's diesen Contrast auf

eine unsinnige Spitze getrieben, aber sich darum nicht minder das Verdienst erworben, die auf das Nationelle und Patriotische hinstrebende Gesinnung einer jungen Generation frisch und muthig ausgeprägt zu haben. Wolfgang Menzel war ein gebornes Oppositionsmitglied der Literatur, der sein bedeutendes Talent blos für die Verfechtung der literarischen Bewegung hingab. Er stand wie ein kritischer Volksredner auf, wie ein demagogischer Sprecher für die literarische Volkssache. Seine Kritiken wurden oft Meisterstücke parlamentarischer Beredsamkeit, sie hatten keine ästhetisch-wissenschaftliche Grundlage, aber eine geschichtliche Bedeutung und volksthümliche Begeisterung. Der von ihm in der deutschen Kritik angeschlagene Ton athmete schon eine frischere Luft des deutschen öffentlichen Wortes, doch nur so lange, als er diesen Wendepunct des neueren Literaturgeistes bezeichnen half, indem er später mit den meisten dieser Elemente, welche er selbst als wesentlich für die Entwickelung der Literatur hatte anregen helfen, wieder zerfiel, und sich dadurch bald den Ideen der Zeit gegenüber in eine isolirte und unwirksame Stellung versetzte.

War aber damals in Menzel ein der Zeit nothwendiger Kritiker der Bewegung aufgestanden, so machte sich H. Heine, nachdem er seine erste Liebe mit dem epigrammatischen Feuer Byron'scher Lyrik ausgesungen, zu einem Bewegungsdichter der Zeit. In seinen „Reisebildern“ sah man plötzlich eine eigenthümliche Individualität der Zeit schon fertig gestaltet. Dies Buch wirkte bei seinem Erscheinen so außerordentlich, weil Jedermann das Unbehagliche und Zerklüftete seiner eigenen Stimmung, bald in humoristischer Selbstgeißelung, bald in sentimentaler Verherrlichung des Schmerzes, immer aber in poetischer Spiegelung darin wiederfand. Der erste Band erschien im Jahre 1826, zu einer Zeit, in welcher sich die in Geist und Form,

in Inneres und Aeußeres geschiedene und auseinandergefallene Lebensstimmung der Restaurationsepoche gewissermaßen im Extrem ihrer Thatlosigkeit geltend machte. Auf der einen Seite entfaltete sich durch Hegel die Wissenschaft der Idee, eine unsichtbare Kirche des Gedankens, welche in hoher Abgeschiedenheit von allen historischen und nationalen Bedürfnissen das Evangelium des absoluten Begriffs verkündigte, das nicht nur für alles Staatsleben und alle Nationalbewegung entschädigen wollte, sondern dieses selbst in höchster Potenz zu sein behauptete, da nach der aufgestellten Identität von Denken und Sein das Denken des Staatslebens auch schon ein seiendes Staatsleben allerdings hätte gewähren müssen. Dieser idealen Richtung der Zeit gegenüber machte sich aber auf der andern Seite das Unhistorische und Geschichtslose unsrer Zustände nur um so mehr geltend, und rächte sich bitter durch ein Versinken in alle nur möglichen Trivialitäten des Tages, in eine Götzendienerei von tausend Armseligkeiten der Gesellschaft, denen man unfreiwillig anheimfiel, weil das entleerte öffentliche Dasein gar keinen Haltungspunct darbot. Der witzige Saphir und die Sängerin Sontag waren eine Zeitlang die Helden dieser Tagesstimmung. In Heine aber erstand ein Dichter, dem die Trostlosigkeit der bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände schon wie unbewußt in seinen Nerven lag und den die allgemeine Zerrissenheit in eine humoristische Extase versetzte, worin er lachende und grinsende Verse mit heimlich zuckenden Schmerzen machte. Kam es in einer thatenlosen und trivialen Zeit darauf an, einen Standpunct des Geistes über dieser Zeit zu gewinnen, so hatte in Heine der Humorist auf seine Weise Dasselbe gethan, was der Philosoph in der Abschließung seines absoluten Systems. Der letztere wollte bloß das als Wirklichkeit gelten lassen, was zugleich ein Gedachtes und

dann ausschließlich sein Gedachtes, d. h. nach der Methode und im Zusammenhang seines Systems Begriffenes war. Der erste negirte ebenfalls die vorhandene schlechte Wirklichkeit, als humoristisches Individuum, das sein Recht dazu nicht aus der Nothwendigkeit des Gedankens, sondern aus sich selbst entnimmt, ein Selbst, in dem die Kraft des Humors gleich der reagirenden Lebenskraft in einer Krankheit wirkt. Dieser Humor erklimmt nun alle aus der Sündfluth irgend hervorragenden Höhen des Daseins und schaut lustig auf das Verderben herab, dem er selbst verfallen ist, über dem ihn aber seine Vogelnatur emporhält. Und über allem diesem lag in Heine's Reisebildern der Zauber der kecken Jugend, des ungenirt dareintappenden Studentenlebens, auf der einen Seite blumenhaft frisch, auf der andern angekränkelt von der greisenhaften Selbstreflectirung der Zeit, und in dieser Mischung der Contraste so ergötzlich und bedeutsam. Es war ein raffinirter Nachtigallengesang, den Heine anstimmte, aber es war doch immer ein Nachtigallengesang in jener Zeit, und man mußte eine Art von Trost an einem Sänger erblicken, der eine so burleske Philosophie in kleinen Liederepigrammen verbreitete. Konnte diese Poesie noch nicht ganz als die wahre und rechte Art des Dichtens erscheinen, so mußte man sie doch für den Uebergang zu der rechten Poesie der Zeit halten, und annehmen, Heine werde einmal alle diese genialen Einzelnheiten und Ausspritzungen seiner Natur zu einem großen Schöpfungsact sammeln und aus seinen Unarten eine Art machen, die plastische Gestaltung in das Schaffen der Zeit brächte: was freilich bei ihm nicht in Erfüllung gegangen. Denn Plastik, Gestalt, Fleisch und Blut mußte als das tägliche Brot erscheinen, das für eine neu werdende deutsche Poesie zu erflehen sei. Heine war noch nicht über den Standpunct der lyrischen und humo-

ristischen Reflexion hinausgekommen, ein Standpunct, der zu unzuverlässig war und allen möglichen Willkürlichkeiten freien Spielraum ließ. Die Atmosphäre des ersten Reisebilderbandes war und blieb aber unwiderstehlich. Diese träumerische, müßiggängerische, narkotisch stechende, die Zukunft aus der Gegenwart herausprickelnde Manier erschien in Heine als poetischer Frühlingsbote des nachmaligen Juliliberalismus, dessen ahnungsvolles Jucken die Reisebilder bezeichneten.

Die Stimmung, welche Heine damals in Gleichgesinnten weckte und vorfand, war in gewissem Betracht der Anfang jener Zerrissenheit, die später noch berüchtigter geworden ist unter dem Namen des Weltschmerzes, der besonders aus den süddeutschen Lyrikern, namentlich aus Nicolaus Lenau, in so lichter Lohe herausschlug. Indeß, wie viel Mißbrauch auch mit diesem Schmerz getrieben worden, so muß man doch gelten lassen, daß die Zerrissenheit jener Zeit so gut ein historischer Moment war, wie die Wertherstimmung im achtzehnten Jahrhundert. Warum soll denn ein Schmerz, wenn er sich auch burlesk und auffallend gebärdet, darum ein falscher und gekünstelter Schmerz sein? —

Da schlug die Stunde des französischen Juli von 1830, und da man in der lebenssatten Welt längst gewartet hatte, daß neue Zeichen geschehen würden, glaubte man, dies sei das Zeichen der neuen Zeit. Man freute und rüstete sich, man rechnete mit seiner Vergangenheit ab, und diese schauten in die Zukunft, während jene ihr Testament machten. Heine hing seine Liebesharfe über die Schulter und kam mit zersprungenen Saiten in Paris an. Er wurde ernsthafter, schärfer, bestimmter, und schrieb über deutsche Literatur, Religion und Philosophie in französischen Blättern. Diese zuerst als Artikel der Revue des

deux mondes in französischer Sprache erschienenen Artikel trugen jedoch wenig dazu bei, die Bedeutung Heine's für die deutsche Literatur zu sichern und auszudehnen. Besonders schwach war der philosophische Theil derselben ausgefallen. Der religiöse Theil jener Aufsätze aber, der eine oft witzige Opposition gegen die spiritualistischen und ascetischen Richtungen des Christenthums durchzuführen sucht, verarbeitete eigentlich darin nur auf originelle Weise die Ideen des Saint-Simonismus.

In Heine's Darstellungen aber ist immer ein Element nicht zu übersehen, das sich bei ihm von dem wesentlichsten Einflusse zeigt, und obwohl es nur die Form und Manier seiner Anschauung ist, doch den Inhalt selbst, und gerade die eigenthümlichsten Wendungen desselben bedingt. Dies ist der Heine'sche Stil, eine besondere Theorie des Stils, welche sich Heine hinsichts der Wirkung durch Gegensätze und Contraste gebildet hat. Wie sehr er Meister in der musikalischen Behandlung der Perioden ist, wird ihm jeder dafür Empfängliche zugestehen. Aber dieser feine musikalische Sinn für Hebung und Senkung, für Satz und Gegensatz, verlockte ihn auch, in das Inwendige des Inhalts beständig solche musikalisch wirkende Gegensätze zu verlegen, und wo keiner da war, stellte er eine geheime Windharmonica auf, in die sein Witz ein Schelmenstück hineinblasen mußte. So führt er mit seinem Stil immer allerhand blendende Scheinmanoeuvres auf, um nur Contraste herauszubringen, die einen piquanten Klang geben. Dadurch hat er sich gewöhnt, nichts so zu sagen, wie es eigentlich ist, sondern wie es einer Tonart seiner Stimmung sich fügt, welche ihm gerade in den Ohren summt. Die Musik seines Witzes und der Witz seiner Musik haben ihm das Bedürfniß auferlegt, zu der Hebung überall auch die Senkung, zu dem Satz sich den Gegensatz zu suchen,

und so läßt er nichts in seiner Darstellung bestehen, was er nicht auch wieder umwerfen müßte. Darum wird der Ernst sofort zum Scherz, und der Scherz, der sich am Ende über sich selbst lustig macht, häufig zur Grimasse. Jeden Inhalt, mit dem er sich beschäftigt, verhöhnt er zuletzt schon deswegen, weil er sich mit ihm beschäftigen mußte, denn seinen Witz verdrösse es zu sehr, die Wichtigkeit irgend eines Dinges bestehen zu lassen. Es ist wahr, Heine verstand in seinem Stil die Gegensätze, die er so possierlich zusammenwürfelte, oft zu wahren Meisterstücken des Humors herauszuputzen und zu verkleiden, und da er ein Virtuose des Drolligen ist, worin er mit Voltaire verglichen werden kann, so benutzt und ersinnt er allerhand lustige Geschichten, welche er als Blumenteppich zur Einwickelung seiner Schlangen braucht, und wodurch seine Darstellung beständig etwas fein Durchhauchtes gewinnt. Aber diese Manier des Stils, die in sich selbst verliebt ist und sich doch selbst aufhebt und vernichtet, wie viel Anerkennung ihr auch in vieler Hinsicht gebührt, kann doch auch eine gefährliche Einwirkung auf den ganzen Charakter der Literatur haben, indem sie dazu verführt, nichts mehr einfach um seiner selbst willen zu sagen, sondern, gleichsam aus Ueberdruß an dem Inhalt selbst, durch künstlich aufgesetzte Lichter einen fremdartigen Reiz in denselben hineinzubringen. — Einen dauernden Ruhm wird jedoch H. Heine als Lyriker in der deutschen Literatur anzusprechen haben, und sein „Buch der Lieder," in welchem er die gelungensten seiner Schöpfungen zusammengestellt hat, ist bereits ein allen Verstimmungen der Tagesparteien überlegenes Gemeingut der deutschen Nation geworden, welches auch den gehässigen Eindruck, den Heine durch sein Buch „über Börne" in ganz Deutschland hervorgerufen, wieder zu verlöschen hat.

Aus demselben Kampf und Drang des Zeitbewußtseins, wie Heine, war Ludwig Börne hervorgetreten. Die erste Sammlung seiner Schriften (in acht Bänden), welche noch am Vorabend der Julirevolution beendigt wurde, zeigte schon, zu nicht geringem Erstaunen, den vollständig abgerundeten und fertigen Autor in ihm. Seine Schreibart hatte er nach Jean Paul gebildet, jedoch nach seinem eigenthümlichen Naturell blitzend und scharfschneidig ausgeschliffen. Das jüdische Element in Börne gab einen piquanten Beisatz dazu. Im Grunde war der schriftstellerische Charakter Börne's schon bei seinem ersten Auftreten vollendet und abgeschlossen. Die Steigerung, welche der Ausbruch der Julirevolution in ihn brachte, und die sich besonders in seinen „Briefen aus Paris“ einen so gewaltsamen Ausdruck verschaffte, war nicht die reine und ächte Entwickelung seiner Selbst, sondern es war ein fast unfreiwilliges Ueberfluthetwerden von der Zeit, deren Wogen sein edles Haupt begruben. Börne hatte etwas Metaphysisches an sich, und man kann ihn den verzweifelten Metaphysiker dieser modernen Zeitbewegung nennen. Seine welthistorische Ironie trägt den schwarzen Fluch der Kassandra mit sich herum, an dem eigenen Untergang zehren zu müssen, und je tiefer die Anschauung, je rettungsloser stürzt sie ihn in den Wahnsinn der Selbstzerfleischung hinein. Sein Patriotismus war ein Barchant geworden, der ihm das Herz in Stücke riß. Wie der gläserne Licentiat des Cervantes schlich er in Deutschland umher, bis in seine innerste Seele durchsichtig und zerbrechlich, und theilte kluge und scharfe Antworten eines Wahnwitzigen aus, von denen man betroffen stumm wird. Die Gassenjungen ziehen jubelnd hinter ihm her, aber er geht in seinen tiefen schmerzhaften Gedanken mitten unter ihnen, und sieht freundlich, wie der alte verrückte Mann, der sein weißes Haar dem

Gespötte der Welt lächelnd preisgiebt. Alle offenen und geheimen Schäden der deutschen Nationalität hat Börne wie ein Giftpulver tief in sich niedergeschluckt, und ihm ist übel und wehe davon geworden, er beschreibt es selbst physisch bis zum Grausen, wie sich allmählig die deutsche Nationalität in ihm erbricht. Was wir in Bezug auf Heine von dem Witz des Stils bemerkt, ist zum Theil auch auf Börne anzuwenden, doch hatte bei ihm die Gesinnung ohne Zweifel einen mächtigeren Einfluß auf den Stil als der Witz, und überhaupt scheint mir der Börne'sche Stil, besonders in seinen früheren Schriften, als maaßvolle und künstlerische Ausarbeitung des Gedankens der Heine'schen Schreibart vorzuziehen. Dagegen fiel Börne in seinen letzten Schriften häufig genug mit der Thür ins Haus, und dann kränkelte ihm auch der Gram der Zeit, dem er sich geopfert, jenen bleichen und furchtbaren Ernst an, der auch seine Darstellung als ein schlotterndes Gespenst erscheinen ließ. Das deutsche Volk wird aber an ihm jederzeit einen seiner edelsten und ausgezeichnetsten Geister zu nennen und zu betrauern haben.

Der Einfluß von Heine und Börne, in Wechselwirkung mit den historischen Anläufen der Tagesstimmung, hatte schon einige ähnliche Talente zur Welt gebracht, welche sich ganz in jene Heine-Börne'sche Lebens- und Zeitanschauung, ja in die eigensten Formen ihres Ausdrucks, hineingearbeitet hatten. Unter diesen war zuerst Heinrich Laube mit einer einigermaßen bedeutenden Physiognomie hervorgetreten, und wenn er auch damals den ersten Abdruck von sich durchaus in den Typen des Heine'schen Stils in die Welt hinausschickte, so sah man ihm doch an, daß diese Interessen zugleich organische Lebenstheile einer sich selbstständig bewegenden Persönlichkeit waren. Er hatte im Jahre 1833 die Redaktion der Zeitung für die elegante

Welt übernommen, und sich darin besonders die Kritik der neuen literarischen Erscheinungen im Sinne des Liberalismus angelegen sein lassen. Obwohl er sich bei diesem Geschäfte häufig überstürzte, so gingen doch im Grunde sehr wohlthätige Anregungen des neuesten Literaturlebens von ihm aus. Auch war es angenehm, in ihm einen durchweg liebenswürdigen und tüchtigen Charakter in unserer Literatur zu sehen, der, was ihm an Tiefe der Wirkung gebrach, gewissermaßen persönlich durch eine ehrenhafte Vertretung der Form ersetzte. Bei Laube's erstem Auftreten war bemerkenswerth, wie er mehr Muth als Geist besaß, und durch den Muth der Form zu ersetzen wußte, was ihm der Geist des Inhalts versagte. In ihm war ein bedeutendes Talent des Anlaufs, Alles an Laube war Anlauf, und dieser Anlauf wiegte sich oft täuschend in die Illusion der That ein. In gewisser Beziehung konnte er auch zuweilen dafür gelten. Indeß beging Laube damals den Fehler, das, was er wollte und was die Zeit wollte, zu sehr, ich möchte sagen in kritischen Recepten zusammenzufassen, und tendenziöse Formeln und Typen statt der lebendigen und productiven Entwickelung hinzustellen. Durch den von ihm zu sprungartig aufgefaßten Gegensatz des Neuen zum Alten wurde er der Erste, welcher ein sogenanntes neues Deutschland aufs Tapet brachte, aus welchem Ludolf Wienbarg, seinerseits in dem edelsten und reinsten Sinne, ein junges Deutschland machte, welchem er im Jahre 1834 seine Aesthetischen Feldzüge widmete. Laube aber bekundete in seiner späteren literarischen Thätigkeit, die von allen Tendenzen abgelöst erscheint, ein sehr bewegliches und mannigfach umhergreifendes Schaffenstalent. Seine kritischen Leistungen concentrirte er zu einer deutschen Literaturgeschichte, die als literarhistorisches Lectürebuch ihre verdienstlichen Seiten

hat, indem sie auf bequeme Art eine rasche und gefällige Orientirung gewährt. Ein wohlüberlegter, nach harmonischer Abrundung und wohlthuenden Eindrücken strebender Geist charakterisirt die neuesten productiven Darstellungen Laube's, die ihre Stoffe oft aus den verschiedenartigsten Weltgegenden zusammenholen, darunter sein Roman „Gräfin Chateaubriand," „Französische Lustschlösser," u. s. w. Am entschiedensten scheint Laube zu Arbeiten für das Theater begabt zu sein, sein „Monaldeschi," „Rococo," „Struensee" u. a. die bisher auf den Bühnen zur Aufführung kamen, zeichnen sich besonders durch die Behandlung des Dialogs und der Sprache aus.

Ein tiefes, festes, männliches Streben, auf nationaler und wissenschaftlicher Grundlage, legte Ludolf Wienbarg an den Tag. Er hatte in seinen „Aesthetischen Feldzügen," unter welchem Titel er seine an der Universität zu Kiel gehaltenen Vorträge herausgab, die Aesthetik als eine geschichtliche und nationale Wissenschaft zu begründen gesucht, indem er sie in ihrer Einheit mit der Weltanschauung eines jeden Volks und als unzertrennlich von derselben auffaßte. Dieser wichtige Gedanke befreit die Aesthetik nicht nur von der unwürdigen Stellung, bloß für eine vereinzelte Liebhaberei des Volksinteresses zu gelten, sondern hebt sie zugleich über ihren bisherigen Charakter, wonach es in ihr entweder auf eine prinzipienmäßige Systematik des Kunstschönen, oder auf bloße Recepte und gute Rathschläge zur Bildung des Geschmacks abgesehen wurde, weit hinaus. Die pedantischen Definitionen dessen, was das Schöne sei, sind auf dieser Stufe überwunden, und da die höchste Vollendung und Bedeutung der Kunst nur in ihrer Einheit mit dem Charakter ihrer Nation und in der Beziehung zur herrschenden Weltanschauung ihrer Zeit vorhanden sein kann, so ist klar, daß dasjenige das Schöne sei, das den

nationalen Formen der jedesmal herausgetretenen Weltanschauung einer Zeit und eines Volkes gemäß und harmonisch ist. So hat jedes Volk seine eigenthümliche Kunst, seine eigenthümliche Bedeutung des Schönen, dessen Prinzip nur in der Nationalität beruht, und das in den colossalen Phantasiegebilden der alten indischen Poesie, in dem plastischen Ebenmaß griechischer Kunst, und in den Ueberschwänglichkeiten der christlichen Romantik, ebenso verschiedenartig als in der jedesmaligen Weise und Zeit anerkennens- und bewundernswerth hervorgetreten.

In Wienbarg's Richtung, die er ebenso klar als schön und begeistert entwickelte, lag in ihrer allgemeinsten Bedeutung, ein Hinstreben zu dem altgriechischen Prinzipe der Schönheit, das, mit der Weltanschauung des Volkes vermählt, den modernen Nationalzuständen die Harmonie des Kunstwerks zurückgeben sollte, welche die alte Welt besessen. Das Allgemeine, der Staat, erhielt dadurch dieselbe Aufgabe, wie das Individuum, der Bürger, nämlich sich selbst zum Kunstwerk auszubilden. Dies war eine gleichberechtigte Durchdringung und Vertretung aller Organe des Lebens, die Freiheit als Schönheit. Diese Ideen, mit welchen Wienbarg sich theilweise zu einem Jünger Plato's und Schleiermacher's bekannte, legte er an das Herz der jungen Generation, aus dem sie zur That emporblühen sollten, und widmete sie in diesem Sinne dem jungen Deutschland. Die Haltung dieses Schriftstellers war überhaupt so maßvoll, edel und ehrenhaft, im Geiste des antiken Republikaners, und Alles war an ihm auf künstlerische Abgränzung berechnet. Für die Literatur schien seine Wirkung eine weniger umfassende und sich fortsetzende, als sie vielmehr das blitz- und schlagartige Erhellen eines Anschauungsgebietes war, innerhalb dessen Wienbarg eine feste aber einsame Stellung behauptete, einsam, weil

er sich die productive Beweglichkeit innerhalb seines Standpunctes versagte. Wienbarg blieb im Schwerpunct seiner hohen idealen Lebensansicht gefangen, sie in der Peripherie mit Lebendigkeit zu entwickeln, schien es ihm oft an Lust zur Welt und an Vertrauen zu seiner Zeit zu fehlen. Doch ist seine literarische Thätigkeit noch keineswegs für abgeschlossen zu nehmen, vielmehr erscheint die Weiterentwickelung eines so edlen, kernhaften und auf das Höchste angelegten Geistes an die Zukunft unserer Nationalität selbst und deren Erhebung gefesselt. Zu poetischen Darstellungen hat er bedeutende Anläufe genommen, doch wollte sich, wie es scheint, die Form deutscher Nationaldichtung, die er als ein Höchstes erstrebt, ihm noch nicht gestalten. Bedeutend angelegt ist das in seinen „Wanderungen durch den Thierkreis" mitgetheilte Novellenbild „das goldene Kalb," worin die Frage vom Reichthum und der Gütergleichheit auf eine vortreffliche Weise angeklungen wird. Unter seinen publizistischen Arbeiten ist die in seiner „Quadriga" enthaltene Darstellung der norwegischen Verfassung bemerkenswerth. Seine Schilderungen von Helgoland dürfen als klassisch gelten. Als Kritiker übt Wienbarg in den Hamburger Blättern der Börsenhalle eine der Literatur sehr wohlthuende Wirksamkeit aus, und zeigt unter allen Urtheilsprechern der Gegenwart den vorurtheilsfreiesten, allen Persönlichkeiten unzugänglichen und lediglich an dem allgemeinen Fortschritte der Literatur festhaltenden Geist. Besonders haben in der letzten Zeit seine dramaturgischen Abhandlungen und Vorträge erwecklich gewirkt. Die Sprache Wienbarg's ist immer von außerordentlicher Schönheit, sie nimmt gern einen rhetorischen Schwung, ohne dem rein gedankenmäßigen Ausdruck dadurch etwas zu vergeben, wie denn bei diesem Schriftsteller Alles nur um der Sache willen da ist.

Wie die Literatur, welche sich seit 1830 in Deutsch-

land zu entwickeln begonnen, überhaupt noch keine übersichtliche Beurtheilung zuläßt, sondern hier nur in ihrem historischen Moment gewürdigt werden kann, so ist auch die Kritik der einzelnen Autoren, welche als die hauptsächlichsten Träger dieser Periode erscheinen, noch nicht reif zu nennen, da dieselben in einer fortdauernden Productivität und in einem Streben nach neuen Formen und neuer Wirksamkeit sich begriffen zeigen. Als einen Autor von umfassender und unablässiger Thätigkeit, der sich die weiteste productive Laufbahn eröffnete und berechnete, müssen wir Karl Gutzkow hier nennen. Seine Productionskraft versuchte er zuerst in einer eigenthümlich ersonnenen Composition „Maha Guru," wo der fremdartige Stoff, mit moderner Ironie ergriffen, oft zu bedeutsamen Reflexen benutzt wurde. Zu einer lebendigeren Darlegung seines Wesens und seiner Bestimmung schritt Gutzkow in seinen „Briefen eines Narren an eine Närrin," in welchen er in Börne's und Heine's Geist und Stil, doch oft mit eigenthümlichen Anläufen, der Zeitstimmung nach der Julirevolution ihren Tribut abtrug. In seinem Roman „Wally, die Zweiflerin" wandte er sich zuerst auf die socialen und religiösen Conflikte, und suchte darin einen Roman der Skepsis unserer Zeit, des Zweifels und der Verzweiflung zu gestalten, jedoch mehr in Berechnung darüberstehend, und geistreiche anatomische Präparate dieser Zeitrichtungen liefernd, als daß er sich in seiner eignen Individualität tiefer davon ergriffen gezeigt hätte. Die ätzenden Säfte eines tüchtigen, aber grausamen und quälerischen Verstandes machten sich in diesem Roman entschieden zum Nachtheil der Poesie geltend, wie frisch und keck auch Vieles darin aus den unmittelbaren Conflicten der Zeit und der socialen Stimmung derselben herausgegriffen ist. Die als Hauptthema dieses Buches behandelte Frage: ob das Christenthum eine abgelebte

Institution sei, und für uns und unsere Zustände nicht mehr tauge, wird durch schneidende psychologische Thatsachen beantwortet, die jedoch bei der Kälte, mit welcher sie zusammengestellt sind, nur den Eindruck einer künstlichen und mühsamen Reflexion machen. Das große praktische Talent Gutzkow's, immer etwas Fertiges und Zweckdienliches rasch zu gestalten, scheint ihn vorzugsweis einer erfolgreichen Thätigkeit für das Theater zu überweisen. In seiner Tragödie „Nero" hatte er schon einen bedeutenden dramatischen Fonds an den Tag gelegt, doch zeigte sich in dieser mit großer Gedankenkraft angelegten Dichtung noch mehr der speculative als der künstlerische Eindruck vorherrschend. Der Gedanke dieser Dichtung ist ohne Zweifel gewichtig, nämlich die ganze Gemüthsstimmung eines Zeitunglücks an ferne und fremde Gestalten einer ähnlichen Vergangenheit zu hängen. Die große, fast dämonische Gabe dieses Schriftstellers, die feinsten Adern im Getriebe der Gegenwart zu belauschen, hat er hier mit sichtlicher Satisfaction im Ausmalen jener Zustände des alten Roms walten lassen, und wenn sich geschichtlich auch noch viel dagegen einwenden ließe, das Verderben dieser Zeiten zu parallelisiren, so wird doch eine auf unser eigenstes Selbst zurückgehende Wirkung damit hervorgebracht. In Gutzkow's neueren Theaterstücken (Richard Savage, Werner, das weiße Blatt, die Schule der Reichen, Patkul, Pugatschew), ist zunächst mehr oder weniger die Richtung anerkennenswerth, das Leben der Zeit in anschaulichen und interessanten Bühnenfiguren zu gestalten. Der unermüdliche Thätigkeitstrieb dieses Schriftstellers hat aber so viele Hülfsquellen in sich, daß ihm die verschiedensten Gebiete Stoff hergeben müssen. Als Publizist hat er in seinen „Oeffentlichen Charakteren" sehr Anerkennenswerthes geleistet, und darin viel Tact und Gewandtheit bewiesen, in die Zusammenhänge der Persön-

lichkeiten und Ereignisse einzudringen. Dieselbe Richtung haben seine neuerdings herausgegebenen „Briefe aus Paris," welche die französischen Tageszustände und Persönlichkeiten oft mit scharfsinniger Analyse zersetzen. Dagegen sind seine Abhandlungen „zur Philosophie der Geschichte" flüchtig und dürftig ausgefallen. Als Kritiker hat sich Gutzkow von sehr ungleicher Bedeutung gezeigt, und ist im Grunde über die Manier Menzel's niemals hinausgekommen. Mit einer durchdringenden Schärfe für das Schwache und Verfehlte begabt, und in der Abfertigung von Mittelmäßigkeiten ein Meister, ist er doch selber stets von persönlichen Einflüssen zu abhängig, um überall gerecht sein zu können. Am unbefangensten und hingebendsten erscheint er in seinem vortrefflich gearbeiteten „Leben Börne's," in welchem, die allzu persönliche Vorrede gegen Heine abgerechnet, eine durchweg freie Geistesstimmung, und dazu, was man selten in Gutzkow's Schriften findet, eine warme Herzensregung sich verräth. Gutzkow hat fast keine Tonart in der Literatur anzuschlagen unterlassen. Was er sich vornimmt, wird er immer mit einigem Erfolg zu Stande zu bringen wissen, und er zeigt darin ein Talent des Machens, das an Beweglichkeit und Geschick kaum übertroffen zu werden vermag. Auch dem humoristischen Roman im Geiste Jean Paul's hat er sich vorübergehend zugewandt, in seinem „Blasedow," welcher die Jean Paul'sche Darstellungsweise gewissermaßen in populairen und zeitgemäßen Formen wiedergeben sollte. Aber dieser Roman, der manches Verdienstliche enthält, verunglückte an der inneren Kälte, mit welcher er componirt ist. —

Die in diesem Zusammenhange jetzt vorgeführten Autoren hatten die Conflicte, besonders die ethischen und religiösen, welche in ihrer Zeit offen zu Tage lagen, scharf

aufgegriffen, und es konnte daher nicht ausbleiben, daß sie von der Reaction, die sich überhaupt gegen diese Zeitbewegungen im Innersten der Prinzipien erhob, auch individuell scharf betroffen werden mußten. In der Literatur selbst war durch die Stellung, welche sich die älteren Dichter der früheren Periode zu diesen neuen literarischen und socialen Bewegungen gegeben, ein schädlicher Zwiespalt an den Tag gekommen. Namentlich war es Ludwig Tieck, welcher, obwohl selbst noch mit, zum Theil bedeutenden Productionen an dieser Periode der Literatur betheiligt, eine Sonderstellung für sich in Anspruch nahm, welche sich feindlich und behindernd gegen alle jüngeren Talente verhielt.

Die Stellung und Anschauung, die Tieck in seinen Darstellungen dem bürgerlichen Leben giebt, war von jeher eine fluctuirende gewesen. Man hat diesem Dichter oft aristokratische Sympathieen zum Vorwurf gereichen lassen, ohne vielleicht einen andern Grund dazu zu haben, als den geistreich ästhetischen Firniß, mit dem Tieck immer die Gesellschaftszustände der Wirklichkeit überpinselt, ohne ihre reale Seite naturkräftig und mit materieller Wahrheit zu erfassen. Die ersten Mährchen und Novellen Tieck's, wie sie im Phantasus gesammelt sind, erfreuen theils als anmuthige Zauberbilder und Träume der Phantasie, theils wirken sie durch eine wilde düstre Romantik, unheimlichen Waldgegenden gleich, abstoßend und zurückschreckend. Andere sind wunderbare Skizzen und Kleingemälde des Lebens, wie der „Pokal," welche schon auf die später ausgebildete eigenthümliche Novellendarstellung hindeuten. Diese Ausbildung zeigt sich in der Reihe von Dichtungen, die seit dem Jahre 1820 zuerst in Taschenbüchern hervorgetreten, und in ihren verschiedenen Richtungen einmal die gegenwärtige Zeit in Rücksicht auf Kunst, geistiges und geselliges Leben bedeutsam zu berühren suchen, und darin

eher platonische Gespräche als productive Dichtungen genannt werden können; anderntheils aber auch ein rein productives und poetisches Interesse erstreben. Einige dieser Novellen wurden zur Zeit ihres Erscheinens viel gelesen. Die bedeutendste unter ihnen ist das Dichterleben, die erste jener interessanten Novellen, in welcher Tieck das Wesen und Leben Shakspeare's poetisch zu verherrlichen gesucht, und worin die Poesie als furchtbares und lebenszerstörendes Eigenthum des Individuums, zugleich aber auch im Gegensatze als ein göttliches Gut voll höheren Friedens, stärkend, erhebend und erquickend erscheint.

In einigen seiner neuern Dichtungen hat sich Tieck entschiedener über das bürgerliche und sociale Leben zu erklären gesucht. Sein junger Tischlermeister, der theilweise noch in eine frühere Periode hineinreicht, ist merkwürdig durch die poetische Auffassung des Handwerkerstandes, der in der Gestalt des Tischlermeisters auf einer Stufe veredelt gezeigt wird, wo er selbst bis in die Aristokratie der Gesellschaftskreise ebenbürtig hinüberragt. Man darf aber darin nicht mehr finden wollen, als eine geistreiche poetische Laune, denn man würde sich sehr irren, wenn man Consequenzen daraus für die Gesinnung des Dichters ziehen wollte. Manche Gedanken, mit denen die heutige Generation gern an die Schöpfungen auch der Dichter tritt, sind für Ludwig Tieck so widerstrebend, daß er in der Vorrede zu dem jungen Tischlermeister ausdrücklich bemerkt hat: er habe sich das längst „an den Schuhsohlen" abgelaufen, was seine jüngeren Zeitgenossen neuerdings oft mit stürmischer Kritik von ihm begehrt hätten und in seiner Poesie ausgedrückt wissen wollten. Diese Entgegnung bezieht sich auf das Verhältniß des Dichters zur neueren Kritik, das in der letzten Zeit vielfältig unterminirt worden war. Die wichtigste Veranlassung dazu bot

seine polemische Novelle: Eigensinn und Laune, in der Tieck, manchen neuern socialen Ideen gegenüber, seine alte aristophanische Natur von Neuem gehen ließ. Das moralische Bewußtsein eines Volkes muß der geordnete Ausdruck seiner ganzen Geistesbildung, überhaupt der Ausdruck seiner historischen Bewegungen und Eigenthümlichkeiten sein, und in dieser Beziehung kann man behaupten, daß keine Zeit von so großen und ächten Tendenzen nach einem schönen sittlichen Lebensziel bestimmt ist wie die unsrige. Die engbrüstigen Abstractionen der Moral weiten sich zu höheren Anschauungen der menschlichen Verhältnisse aus, und das Geschlecht kann sich das Bedürfniß nicht mehr wehren, seine Sittlichkeit mit der Humanität, Freiheit und Schönheit in ein Lebensgesetz zu verschmelzen. Unsere Zeit hat die geheimen Unterhöhlungen der Gesellschaftsbande auf das Tiefste empfunden, und eine Generation, die den Adel ihrer ethischen Gesinnungen an der Hochschätzung der Weiblichkeit zu bethätigen gesucht, die ihr Herz an edle und hohe Gestalten gehangen, kann nur der wahren Versittlichung der Zustände entgegengearbeitet haben. Nur mit der Moral Derjenigen steht es schlecht, welche ihre egoistischen Angewohnheiten und Traditionen für moralisch halten. Die höhere Moral geht über ihre Gegenwart hinaus, und ist eine stufenweise Annäherung an das Ideal der Menschheit. Die heutige Schriftstellergeneration Deutschlands hat ohne Zweifel sittlichere Tendenzen als die romantische Schule. Man sehe nur hin, was die Frauen für eine Bedeutung gehabt haben bei einem Dichter wie Tieck, der in seinen Lebensdarstellungen fast nie vermocht hat, ein edles, sittliches, geistig schönes Frauenbild klar und plastisch hinzustellen. Nicht einmal künstlerische Durchschmelzung des Fleisches, wie bei Heinse, sondern die allermateriellste Anschauung des Weibes ist bei Tieck vorherrschend.

Hat er aber in dieser Novelle: Eigensinn und Laune, seine jüngsten literarischen Zeitgenossen wegen der sogenannten socialen Richtungen dieser neuesten Litratur, deren am meisten verdächtigtes Thema die Emancipation der Frauen war, gegeißelt, so mußte das deutsche Publikum mit Recht erstaunen, ihn in seinem neuesten Roman Vittoria Accorombona plötzlich dasselbe Thema ergreifen, und in productiver Unbefangenheit, als könne es gar nicht anders sein, erschöpfen zu sehn. Was die Speculation socialer Jugendversuche nur in Dämmerumrissen angedeutet, und was die Saint-Simonisten in den fernsten Welttheilen vergebens gesucht haben, das freie Weib, es war nun auf Einmal aus Meister Ludwigs Haupt in vollendeter Gestalt entsprungen, und wurde in Deutschland nicht nur nicht verboten, sondern erfreute sich selbst jeglicher Gunstbezeugung. Und dieser Begriff, in dessen Verspottung sich gerade die Unverständigsten so leicht einen Anstrich von Weisheit geben konnten, hat endlich auch seine Amnestie in Ehren verdient! Da aber in allen uns bekannt gewordenen Bestrebungen um dieses Thema kaum etwas Schlimmeres zu Tage gekommen, als in Tieck's Vittoria Accorombona ohne alle Hindernisse Jedermann lesen kann, so dürfte durch die gute Aufnahme, welche das Tieck'sche Buch namentlich in gewissen Kreisen gefunden, schon einer vorurtheilsfreieren Betrachtung dieser ganzen Richtung Bahn gebrochen sein, womit indeß keineswegs zugestanden werden soll, daß die Vittoria Accorombona, in ihren Vorzügen sowohl wie in ihren Ungehörigkeiten und in ihrer Ausnahmestellung, etwa ein Ideal der Weiblichkeit aufgestellt. —

Zum Schluß der Betrachtungen dieses ganzen Literaturabschnitts mag es uns noch erlaubt sein, auf den in der Zeitschrift: „der Freihafen" 1840. IV. mitgetheilten Aufsatz, Heine, Börne und das sogenannte junge Deutschland,

von Theodor Mundt, zu verweisen, welcher über des Letzteren Antheil an dieser Periode der literarischen und socialen Bestrebungen Erklärungen und Bekenntnisse enthält.

---

16. Die englische Literatur seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Literatur hat wohl in keinem andern Lande einen so abgeschlossen nationalen Charakter angenommen, wie in England, wo sie sich am entschiedensten innerhalb der Gränzen der heimischen Nationalität gehalten und die allgemeine Physiognomie der Lebensverhältnisse in sich abgeprägt hat. Die englische Literatur hat zwar nicht diesen ereignißreichen Entwickelungsgang, wie die Literaturen anderer Völker, die wir bisher betrachtet haben, das heißt, sie greift nicht so erschütternd und tonangebend in das moderne Ideenleben überhaupt über. Indeß gewinnt sie gerade in dem Zeitraume, in welchem wir sie hier aufzunehmen haben, nämlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, einen lebendigen Aufschwung, und tritt aus der starren, einseitigen und künstlich zurechtgesetzten Haltung, die ihr im achtzehnten Jahrhundert, und besonders in der für diese Richtung als klassisch geltenden Periode unter der Königin Anna, eigen gewesen, zu einem größeren Reichthum an Inhalt und einer freieren Beweglichkeit der Formen hervor. Dies war zugleich die Periode, in welcher das ganze Nationalleben der Engländer seine Erneuerung anstrebte, und das, was das Höchste in diesem Lande ist, die Staatsverfassung, die veralteten und der Freiheit hinderlichen Formen abzustreifen suchte. Während wir in Frankreich die

Revolution als den Heerd des geistigen Lebens erkannten, und sahen, wie sich alle Lebensrichtungen mehr oder weniger um diesen Mittelpunct drehen mußten, erblicken wir dagegen in England die Reform in derselben gewichtigen Bedeutung für den Umschwung des Nationallebens. Die Reform des Parlaments ist seit den letzten funfzig Jahren in England der Angelpunct alles nationalen Strebens und Bewegens gewesen, und bildet eigentlich den Kern der geschichtlichen Entwickelung, welche dies Land seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts gehabt. Die Geschichte Englands in der letzten Zeit ist die Geschichte der Reformirung des Parlaments. In der französischen Revolution von 1789 war das Prinzip der Volksvertretung von Neuem zur Erörterung gekommen, und hatte eine von Grund aus erschöpfende Herauskehrung aller seiner Seiten erhalten. Dies war auch nicht ohne Einfluß auf die englischen Reformbestrebungen geblieben, die schon vor Ausbruch der französischen Revolution sich mannigfach geregt und im Organismus des Staatslebens verzweigt hatten. Das englische Unterhaus konnte in seinen bestehenden Verhältnissen nicht mehr für eine ächte und vollständige Nationalrepräsentation angesehen werden, da es durch die Art und Weise, wie der Grundbesitz darin vertreten war, weniger einen volksthümlichen als einen aristokratischen Körper darstellen mußte. Die Bestimmung der sogenannten rotten boroughs, welche das Parlamentswahlrecht ausschließlich besaßen und großentheils unter den Einfluß der Mitglieder des Oberhauses gerathen waren, hatte die Volksvertretung längst zu einer Chimäre gemacht.

Aus der Wiederherstellung des Gleichgewichts der Nation, welche durch die Reformbill bezweckt wurde, erwuchs auch eine lebendigere und das Nationalleben tiefer als bisher durchdringende Vertheilung der geistigen Kräfte. Der

Volksunterricht, der besonders durch Vereine bedeutend gefördert wurde, begann allmählig eine breitere Basis für das geistige Leben in England zu bilden. Die eigenthümliche Seite der Literatur, welche hier besonders eifrig herausgebildet wurde, trug auch wieder einen durchaus englischen nationalen Zuschnitt. Es war dies die populaire Literatur, welche in Folge der Reformbestrebungen und gleichzeitig mit diesen einen großen Aufschwung erhielt, und namentlich durch die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse unter das Volk mit der den Engländern überall eigenen imponirenden Massenhaftigkeit zu wirken suchte. Die Geistesbildung Englands, die in den öffentlichen, zu Trägern der Wissenschaft bestimmten Instituten einer so starren Einseitigkeit verfallen war, sollte gleichsam aus dem Herzen des Volkes heraus wiedergeboren und zu frischem Leben erweckt werden. Diese Zeitstimmung war auch der Wiedererhebung der Nationalliteratur zu Anfang dieses Jahrhunderts günstig, und mächtige und hochbegabte Geister traten rasch hintereinander hervor, um eine, freilich auch wieder nur kurze Blüthe dieser Periode darzustellen. Die englische Literatur scheint von Zeit zu Zeit, nachdem sie einen großen Anlauf der nationalen Geisteskraft genommen, immer wieder der eigenthümlichen Schwere des praktischen und materiellen Naturells zu erliegen und dann in eine geistige Apathie zu versinken, die sich träge und ohne alle eigenthümliche Zeugung auf den orthodoxen Lebensgewohnheiten der Nation einherschaukelt. Ein besonderer Grund davon beruht in der unspeculativen Richtung des englischen Geisteslebens überhaupt, das zwar theilweise in ideale Stimmungen versetzt, aber doch nicht durch Ideen aus den festgezogenen Gränzen der praktischen Nationalität herausgebracht werden kann.

Der neue Aufschwung der englischen Literatur gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann, wie in allen

neueren Literaturen, mit einem Hinstreben auf das Romantische, und zwar hier durchaus unabhängig von dem Einflusse fremder Poesie, sondern unmittelbar aus selbsteigener Entwickelung heraus. Zwar hatte Walter Scott, der zuerst mit ritterlich romantischen Dichtungen hervortrat, Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur, und übte sogar seine poetischen Kräfte zuerst an Uebertragungen deutscher Dichtwerke, wie Bürger'scher Balladen und des Götz von Berlichingen von Goethe. Aber im Allgemeinen kann man doch die poetische Richtung, die jetzt in England begann, nicht füglich auf die Einwirkung der deutschen Literatur zurückführen, welche um diese Zeit noch zu wenig über ihre eigenen Gränzen hinausgetreten war, und fast gar keine europäische Geltung hatte. Es war vielmehr der verwandte Kern des germanischen Lebens, der sich in den Engländern zu neuem Leben in der Poesie erschloß, und dabei nothwendig das romantische Grundelement der deutschen Natur in seinen eigenen Hervorbringungen entwickeln mußte. Dies erhielt allerdings sofort ein nationales Gepräge, und schloß sich an die eigenthümlichsten Ueberlieferungen des Landes und der heimischen Volksstämme an, namentlich durch Walter Scott, der in seinem ersten literarischen Wirken das schottische Bardenleben und alle Herrlichkeiten des Minstrelgesanges wieder erstehen ließ. Dazu gewann er die wildromantische Natur des schottischen Hochlandes der Poesie, und brachte durch eine wunderbar treue Wiedergebung der Landschaft ein erhöhtes und reicheres Colorit in die poetische Darstellung. Gegen die steife und formell peinliche Manier der Dichter des achtzehnten Jahrhunderts waren damit schon lebensreichere und freiere Elemente des Schaffens aufgestellt.

In diesem Bestreben war freilich schon der Naturdichter Robert Burns vorangegangen, dem die erste Anre-

gung, den nüchternen Geist des Jahrhunderts durch den altheimischen Volksgesang zu bezwingen, zu verdanken ist. Aber diese herrliche Natur war mit sich selbst zu sehr zerfallen, und durch ein unglückliches Leben gehindert, ja in der Meinung seiner Landsleute zurückgesetzt, als daß eine durchgreifende Wirkung auf die Nationalliteratur, wozu er befähigt gewesen, von ihm hätte Aufnahme finden können. Gleichwohl empfing die englische Literatur durch ihn einen bedeutenden Anstoß, und ward auf die innerlichst hervorquellende Poesie der Natur, des Volkslebens, der heimathlichen Sage, zur Erfrischung an ihren Wurzeln, zurückgewiesen. In ihm machte sich wieder der Poesiereichthum des schottischen Naturells wohlthuend zur Belebung und Verschmelzung der englischen Geistessprödigkeit und rationellen Nüchternheit geltend. Dieser tiefpoetische Mensch, den ein dunkler Drang des Lebens von den Heerden seiner schottischen Heimath hinweggetrieben, mußte in der Welt, die er nicht kannte und für die ihm die wesentlichsten Vorbereitungen der Bildung fehlten, zerschellen. Die Welt ist heute nicht mehr für das Naturkind und den bloß gemüthlichen Volksdichter eingerichtet. Sie verlangt, daß man ein Kind ihrer eigenen Sünden sein solle, wenn man sich ihrer bemeistern, sie reformiren und weiterbilden will. Robert Burns war auf eine hohe und umfassende Bestrebung angelegt, es regten sich in ihm mächtig diejenigen Elemente der Zeit, auf welche die Geschichte ihre Fortbewegung begründet hatte, die französische Revolution hatte ihn begeistert. In seinem Dichtergemüth lagen zugleich die edelsten Anschauungen einer wahrhaft volksthümlichen Gestaltung des Nationallebens. Aber ihm fehlte die praktische, der Gemeinheit der Welt überlegene Durchbildung des Charakters, und so erlag er vielmehr allen diesen Anregungen, als daß er sich ihrer zu einer starken Einheit des Wirkens

und Schaffens zu bemeistern vermocht hätte. Doch im Kampf mit den Weltverhältnissen, der sein Dichterleben bezeichnet, verspritzte er einen ächt poetischen Geist, der selbst in dieser seiner Zerstückelung erweckend auf das Gefühl und den Geschmack seiner Nation eindrang. Seine herzinnigen, anschauungsreichen und von innerer Musik durchdrungenen Lieder haben, zuerst auf Anregung Goethe's, die besondere Vorliebe der Deutschen in neuester Zeit erweckt, wovon die vielfachen davon erschienenen Uebersetzungen, vornehmlich durch Ph. Kaufmann, Heintze u. A. zeugen. Die erste Sammlung seiner Gedichte, welche er selbst veranstaltete, erschien 1786 in der schottischen Landstadt Kilmarnok gedruckt. Seine gesammelten Werke wurden nach seinem Tode zuerst London 1800 in 4 Bänden, durch Dr. Currie, herausgegeben. Zur Ergänzung dieser nicht vollständigen Ausgabe erschienen die Reliques of Robert Burns (London 1808).

Bemerkenswerth ist diese vorherrschende Richtung auf Naturleben und Volksleben, welche sich in dieser Periode der Wiedererweckung der englischen Poesie bei allen Dichtern zeigt, und worin die beiden Grundelemente der romantischen Weltanschauung ergriffen wurden. In dieser Beziehung darf auch William Cowper hier nicht unerwähnt bleiben, an sich selbst ein keineswegs erfreulicher Dichter, aber für die Herausbildung einer freieren und geschmackvolleren Form der englischen Poesie von Wichtigkeit. Das trübe religiöse Element, das in ihm gährte und sich bis zur Geisteskrankheit steigerte, hauchte auch seine Muse krankhaft an, doch heilte ihn zeitweise die Betrachtung der Natur von aller Verwirrniß, und dann erscheint er in seinen Dichtungen, namentlich in der Naturauffassung und landschaftlichen Schilderung (besonders in „The task“ 1785) frei und erhaben, und kann durch seine gedanken-

volle und über alle pedantischen Normen sich hinausschwingende Darstellung den Einfluß gewinnen, welcher ihm auf die Wiederherstellung der neueren englischen Poesie mit Recht zuerkannt wird. Von seinen Gedichten erschienen mehrere prächtig ausgestattete Ausgaben (3 Bände, London 1815.)

Höher begabt als die bisher genannten Dichter muß uns William Wordsworth gelten, der in derselben Richtung durch Naturdichtung und poetische Behandlung des wirklichen Lebens seinen Einfluß auf die Literatur seines Vaterlandes ausübte. An Wordsworth kam zuerst der Gegensatz zum Ausbruch, welcher sich zwischen der neuen poetischen Manier und den bis dahin in der englischen Literatur gegoltenen Gesetzen herausstellte. Es kam zu kritischen Kämpfen, die immer eintreten müssen, wo eine neue Bestrebung zu ihrem Rechte und ihrer Anerkennung gebracht werden soll, und die Richtung Wordsworth's und seiner Freunde ging daraus bald mit der Ehrenbezeichnung einer neuen Schule hervor, welche die Seeschule (lake school) genannt wurde. Diese Benennung soll das naturbeschreibende und malerische Talent dieser Dichter ausdrücken, das sich vorzugsweise an den Seen von Westmoreland, wo namentlich Wordsworth den größten Theil seines Lebens zugebracht, ausgelassen hatte. Vielfache Reisen hatten bei Wordsworth den Natursinn zum feinsten und höchsten Organe ausgebildet, und eine Fülle von Gemüth, Phantasie und sinnreicher Tändelei ergoß sich in diese Anschauungen, die eine immer frische Geistesstimmung, ein harmonisches Ineinsleben mit allen Einzelnheiten der Natur, eine wahre Schönheitslehre der Schöpfung, ausdrückten. Damit verband sich, wenigstens in den früheren Dichtungen Wordsworth's, ein kräftiger Freiheitssinn, der einmal von der ächten Naturbetrachtung nicht zu tren-

nen ist, und sich überall einfindet, wo ein gesunder Geist die hohen Maßstäbe der Schöpfung erkennt. Der einfache poetische Stil, den Wordsworth zu seinem Prinzipe erhob, und der sich mit einer durchaus wirklichkeitsgemäßen Anschauung des Lebens verbinden sollte, war von ihm mit einem streng kritischen Bewußtsein darüber angeschlagen worden. Er hat seine Dichtungen mehrmals gesammelt und zum Theil mit Vorreden und Anhängen zu seiner kritischen Rechtfertigung versehen. Die neueste Ausgabe seiner Gedichte erschien in 4 Bänden (London, 1822.)

Unter den übrigen Dichtern der Seeschule werden besonders Coleridge und Southey genannt, die Freunde Wordsworth's, welche zusammen einen eine Zeitlang auf sehr umfassende Pläne gerichteten Dichterbund hatten. Coleridge erscheint unter diesen jungen englischen Dichtern, welche ihre Nationalliteratur reformiren wollten, als derjenige, den die französische Revolution von 1789 am mächtigsten angeregt hatte, und den es trieb, diese neuen Ideen der Geschichte auch in den Verhältnissen seiner Nation zum Leben zu bringen. Die republikanische Grundnatur dieses Dichters, die anfänglich mit Feuereifer hinausstürmte und durch öffentliche Vorträge, Volksadressen und feierliche Protestationen ganz auf eigene Hand zu wirken suchte, (in seiner Jugend schrieb er ein historisches Drama über Robespierre „the fall of Robespierre"), dämpfte sich jedoch bald an dem englischen Phlegma ab. Seine Genossen in diesen republikanischen Bestrebungen waren besonders Robert Southey und Robert Lovell gewesen, und ihr Bund ist deshalb bemerkenswerth, weil sich in ihm die ersten Keime der socialen und politischen Umgestaltungstheorieen zu organisiren suchten, welche sonst in England so spärlich und langsam Wurzel gefaßt. Auch würde schon der republikanische Dichterbund des Coleridge größere

Bedeutung erlangt haben, wenn man ihm, wie man in andern Ländern ohne Zweifel gethan hätte, mehr Gefährlichkeit beigelegt, oder einen Widerstand der Gewalt entgegengesetzt. Aber die allgemeine Gleichgültigkeit, welche diese Richtung in England erregte, stumpfte sie in sich selbst ab, und der Schluß davon war der einer heitern Komödie, indem die republikanische Weltverbesserung der drei jungen Dichter mit ihrer gleichzeitigen Verheirathung an drei Schwestern endigte. Coleridge's poetische Verdienste bleiben aber in ihrem Werthe anerkannt, und besonders ist sein vollendetstes Gedicht Christabel als eine dauernde Leistung in der englischen Literatur zu nennen. Wenn es ihm nicht gelang, die politische Welt zu reformiren, so bleibt ihm dagegen der Ruhm des Reformers in der Poesie seines Vaterlandes unbestritten, und er gilt mit Recht als einer der Ersten unter denen, welche die literarische Schule des achtzehnten Jahrhunderts in England stürzten. Seine Kenntnisse der deutschen Literatur, wovon seine berühmte Uebersetzung des Schiller'schen Wallenstein zeugt, und seine Befreundung mit den ästhetischen Ideen der deutschen Romantiker, haben nicht unmerklich zur Ausprägung seines eigenen literarischen Charakters beigetragen. Eine Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien unter dem Titel: The poetical works of S. T. Coleridge, London 1828, in drei Bänden.

Sein Freund Robert Southey, von bei weitem weniger bedeutenden Dichtergaben, machte den Rückweg von liberaler Poesie zu reactionnairen Grundsätzen noch in grellerer Weise, und nachdem er in Schauspielen und Gedichten die Ideen der Revolution glühend genug ausgesprochen, ward er plötzlich ein ebenso leidenschaftlicher Verfechter der Stabilität in den politischen und kirchlichen Dingen. Als

Historiker hat er sich besonders durch seine History of Brasil, (1810, 3 Bände) bekannt gemacht.

Eine Reihe gelungener Uebertragungen aus diesen zuletzt genannten Dichtern verdanken wir der fleißigen und kunstsinnigen Hand der Frau Louise von Plönnies, besonders in ihrer Britannia (Frankfurt am Main, 1843).

Was aber die englische Literatur in diesem ihrem neuen Aufschwunge eigentlich erstrebte, nämlich die Entfesselung des innersten Nationalgeistes von allen beengenden Formen, und seine Offenbarung in aller seiner unbegränzten Fülle und Tiefe, in allen seinen Gegensätzen und Widersprüchen, das erreichte sie vollständig und umfassend nur in Lord Byron, welcher das höchste schaffende Genie dieser Periode ist. Aber indem er die Entfesselung des Nationalgeistes von all den pedantischen und orthodoxen Normen darstellt, an die er gebunden gewesen, liegt in ihm zugleich der Widerspruch gegen alle positiven Elemente der Nationalität zu Tage, und es ist ein Dichter der Negation in ihm erstanden, der alles Diabolische und Dämonische, was nur in den Tiefen des Nationalcharakters geschlummert, herausgeschüttelt und gestaltet hat. Man wird Lord Byron einen ächt nationalen Dichter Englands nennen müssen, wenn man sein dunkelglühendes, wie durch Widerstand erst recht stürmisch gewordenes Gefühl, den scharfen Reiz der Contraste in seinen Anschauungen, den Ekel am Leben bei aller Lust und Fähigkeit zum Genuß, den unaufhörlich bohrenden Skeptizismus, welcher sich mit der weichsten lyrischen Hingebung verbindet, den auf Eigenheiten versessenen Trotz, der sich doch wieder allumfassend den Interessen der Völker und der Menschheit öffnet, die Liebe und die Begeisterung für die Freiheit bei despotischer Ichsucht und verhärteter Menschenverachtung, wenn man diese und andere, den Lord Byron charakterisirenden Eigenschaften er-

mißt. In keinem andern Dichter haben sich vielleicht die Nationalfehler und Nationaltugenden so sehr zu einer Persönlichkeit geeinigt wie in Byron, der sie auf ihrer höchsten Spitze und darum auch in ihrem grellsten Widerspruche aufzeigt. In ihm hat der englische Nationalcharakter sich in allen seinen Spitzen zusammengefaßt, und ist in ihm zugleich mit sich selbst zerfallen, und hat sich die schmerzhaftesten Wunden beigebracht. So ist Lord Byron das eigenste und liebste Kind Englands, und doch zugleich der Ausgestoßene, der Verworfene seiner Nation gewesen. Sie verachteten sich zuletzt gegenseitig, Lord Byron und England, aber sie gehören ewig zu einander, und in ihrem wunderbaren Verhältniß liegt ein Geheimniß verborgen, nämlich das Geheimniß eines Wendepunctes des englischen Volkscharakters, der sich seiner innern Gegensätze bewußt wird und sich dieselben gegenständlich zu machen sucht. In Lord Byron wohnt eine Anforderung von philosophischer Speculation, welche die Empirie des englischen Wesens gewaltsam zu durchbrechen trachtete, die sich aber bei ihm nur zerstörend auf die edelsten Theile seiner Subjectivität zurückwarf und ihn mit sich und dem Leben entzweite, statt Versöhnung und Harmonie zu begründen. Lord Byron gehört ebenfalls zu jenen modernen Charakteren, welche sich in ihren grundthümlichsten Schwingungen um die in der neueren Poesie so bedeutend gewordenen Elemente des Don Juan und des Faust drehen, und beide Elemente hat Byron in seinen Dichtungen verarbeitet. Wie er sich aber mit dem Faust abgefunden, zeigt sein Drama Manfred, welches die schneidendsten Dissonanzen der Weltanschauung zwar aus ihrem Versteck in der menschlichen Seele aufstört, aber nicht die Gedankenmacht an ihnen auszuüben vermag, um sie in sich selbst aufzulösen oder auf eine tiefere Grundlage zu erheben. Byron's Manfred und sein Don Juan

sind ohne Zweifel als seine beiden Hauptschöpfungen zu betrachten, doch erblicken wir ihn nur in seinem Don Juan in der That auf dem Gipfel seines Genius. Die Hingebung an die Wissenschaft und an die Natur, die er in seinem Manfred als Streben des unbefriedigten und unersättlichen Menschengeistes erscheinen läßt, wird doch zu flach ergriffen und mit zu geringer geistiger Gewalt auf die beabsichtigten Conflicte hingewandt. Wenigstens kann in dieser Beziehung der Manfred mit Goethe's Faust nicht im Entferntesten gemessen werden, und wohl nur als ein schwacher Aufguß nach der großen Goethe'schen Dichtung erscheinen. Dagegen bewegte sich Byron in seinem Don Juan im höchsten und vollkommensten Rechte seiner Genialität, und bemeisterte sich darin des ihm eigenst zugehörenden Stoffes mit einer gigantischen Schöpfungskraft. Es ist ein Autodafé der Leidenschaft, das Byron in dieser gewaltigen Dichtung vollbringt, die ganze Welt muß in diesen heftigen Flammen zerlodern, und nachdem die Lust der irdischen Existenz an allen Formen gebüßt worden, muß das Häßliche wie das Schöne in derselben Feuersäule der Vernichtung mit emporwirbeln. Der Dichter hat sich hier für sein eigenes gegensatzvolles Wesen die reichste Befriedigung ausgefunden, und läßt sich mit der Kühnheit eines dahinfahrenden Donnergottes die Zügel schießen. Es giebt nichts Schlechtes, Verruchtes, Fratzenhaftes und Verdammenswürdiges, das er nicht auf dieser seiner Bahn berührt und mit sich fortzieht; ebenso wird alles Süße, Innerliche, Zarte und Friedfertige an der Welt erkannt und genossen. Es herrscht eine gewisse Universalität in diesem Gedicht, die alle Tonarten des Lebens sich zu eigen gemacht, in allen Abgründen und auf allen Höhen heimisch ist. Byron hat den höchsten Aufschwung und die höchste Erschöpfung seines Geistes darin gemalt, er hat gezeigt, daß er alles

Große und Erhabene der Welt erkannt und sich mit dieser Erkenntniß in den Abgrund der Vernichtung gestürzt. Die Sprache, die sich in England kaum noch in dieser allumfassenden Beweglichkeit gezeigt hat, schmiegt sich allen diesen Extremen der Darstellung auf das Wunderbarste an, und giebt das Komische wie das Tragische, den herben Spott, die jubelnde Lust, die neckische Tändelei, die unverschämte Zudringlichkeit der Zote, die in sich selbst verlorene metaphysische Schwermuth, die geheimste Süßigkeit des Genusses, die Naivetät der Unschuld, die ausgesuchte Verderbtheit des Lasters, die Weisheit der Erfahrung, mit gleicher Meisterlichkeit wieder. Die übrigen Schöpfungen des Lord Byron, wie alles sonst zur Charakteristik seines Lebens und seiner Poesie Gehörige, können wir hier um so eher übergehen, da sich das Urtheil über keinen Dichter so sehr erschöpft und festgestellt hat, wie über diesen, mit welchem das Interesse ebenso sehr wie die Koketterie der Lesewelt bei allen Nationen sich zu schaffen gemacht. Kritiker, Dichter, Uebersetzer und Biographen haben den interessanten Lord auch bei uns in Deutschland vielfältig verherrlicht. Ernst Willkomm hat ihn zum Gegenstand eines theilweise sehr gelungenen Romans gemacht. Der neueste deutsche Uebersetzer ist Adolf Böttiger, dessen Arbeit eine sehr verdienstliche ist. Eine vollständige Gesammtausgabe seiner Werke ist die von Murray veranstaltete (London 1832—1833, in 17 Bänden), die mit biographischen und kritischen Anmerkungen von mehreren Verfassern versehen ist. —

Byrons Freund, Percy Bysshe Shelley, kämpfte zum Theil denselben Kampf mit der Welt und der englischen Nationalität, doch ist er noch entschiedener als ein Märtyrer dieser Nationalität anzusehen. Seine Begabung war bestimmter als die des Lords auf eine philosophische Grundlage gestellt, doch ließ ihn eben dies Bedürfniß der

Speculation, das ihn trieb, noch bitterer und unwiederbringlicher mit seinen heimathlichen Verhältnissen zerfallen. In ihm wurde gewissermaßen schon der erste Anlauf zur Philosophie und zu idealistischen Tendenzen von der Orthodoxie Englands furchtbar bestraft und mit einem Fluch belegt, der ihn in zartester Jugend traf, aber für sein ganzes Leben zerrüttete. Man kann sich freilich nicht wundern, daß so rechtgläubige und pedantische Institute, wie die englischen Universitäten sind, und vorzugsweise die Universität Oxford, es nicht dulden konnten, wenn einer ihrer studirenden Jünglinge über die Nothwendigkeit des Atheismus zu schreiben gewagt hatte, was Shelley schon in seiner ersten Jugendzeit dort gethan. Diese „Nothwendigkeit des Atheismus" war doch nur das erste Bewußtsein der Nothwendigkeit des Denkens überhaupt gewesen, und in dem Zweifel, den Shelley mit den ersten Kraftübungen der Metaphysik aufgestellt, lag schon das Erkennen selbst gegeben. Die Acht, die in seinem Vaterlande über ihn ausgesprochen wurde, und die ihn in seinen liebsten und theuersten Verhältnissen schmerzhaft betraf, ja bei mehreren Gelegenheiten fast vernichtende Folgen für ihn hatte, trieb ihn selbst nur um so heftiger auf sein Innerstes und auf die Kraft seines geistigen Lebens zurück. Sein fein organisirter Geist, der nach allen Regionen hin tastende Fühlhörner ausstreckte, schien mehr dazu bestimmt, sich unter seinem eigenen Reichthume aufzulösen nnd zu vergeuden, als sich eine Befriedigung in einer vollendeten Gestalt zu verschaffen. Die Alles unterhöhlende Anzweifelungssucht des Gedankens verband sich in ihm mit aller poetischen Schwelgerei der Gefühle, aus den tollkühnsten Wirbeln der Speculation trieb es ihn zur Einfriedigung in dem sanftesten Stillleben der Empfindung, mit den Furien war er ebenso vertraut wie mit den Liebesgöttern. Als Dichter ist er der stärksten und

zartesten, süßesten und schrecklichsten Töne mächtig. Er versteht alle Geheimnisse des innigsten Naturlebens zu belauschen und ist eingeweiht in der Mährchenwelt der Mondnächte, in dem verschwiegensten Liebesgekose des Frühlings. Seine Begeisterung richtete sich aber auch auf das Freiheitsringen der Völker, hier bald satirisch anstachelnd, bald elegisch verklingend, und die politischen Verhältnisse Englands selbst wurden ihm Gegenstand ernster und scharfer Gedichte. Seine ersten Jugenddichtungen waren the revolt of Islam und Queen Mab, welche letztere ohne seine Zustimmung gedruckt wurde, und in dieser Gestalt zur Verurtheilung des Dichters in England nicht wenig beitrug. In der Königin Mab haben sich die philosophischen, religiösen, gesellschaftlichen und politischen Ideen Shelley's einen sehr gedrängten und anschaulichen Ausdruck zu geben gesucht. Die Verneinung Gottes bedingt sich aber darin, und es scheint ein Pantheismus des ewigen Geistes im Weltall bestehen zu bleiben. Die göttliche Natur des Christenthums dagegen wird mit Leidenschaftlichkeit angezweifelt. Aber aus dem gährenden Chaos aller dieser Ideen, wie sicher auch der Dichter sie hin- und herzuwenden scheint, vermag sich doch das, was sich Shelley als sein höchstes Ziel setzt, nämlich die Reformirung der Weltzustände im Sinne der wahren individuellen Freiheit, in keiner bestimmten Gestalt abzuklären. Es bleibt nur der schmerzliche Mißklang eines in seinen tiefsten Tiefen zerrissenen Geistes zurück. In seinem Alastor or the spirit of solitude ist dieser Mangel an Befriedigung zum Gegenstand des Gedichts selbst geworden. Hier erscheinen Welt und Natur mit allem Farbenreichthum, mit allem Glanz einer göttlichen Schöpfung übergossen, aber Alastor steht vereinzelt und einsam, und kann das Band nicht finden, das ihn mit dem Weltall verknüpfe und ihm seine Stelle unter

den Erschaffenen als eine nothwendige und begehrenswerthe begründe. Unter Shelley's dramatischen Arbeiten ragt besonders sein Trauerspiel die Cenci hervor, in dem er sich mit einer gewissen Ueberlegenheit und Klarheit der Tragik dieses ungeheuern Stoffes bemächtigt hat. Wie Shelley die deutsche Poesie in sich aufzunehmen verstanden, zeigen seine Uebersetzungsproben von Goethe's Faust, die, wie kein anderer Uebersetzer vermocht hat, den Geist der deutschen Dichtung, wenn auch in freien Formen, doch in treuem Eindruck, wiedergeben. Shelley hat in der Zueignung seiner Cenci seine eignen Schriften selbst Visionen genannt, und in dieser Bezeichnung eines unheimlichen Verhältnisses zwischen dem Körperlichen und Geistigen, dem Irdischen und Ueberirdischen scheint in der That sein poetisches Schaffen charakteristisch erfaßt.

Von Byron und Shelley gehen wir zu dem Biographen beider Dichter, dem vielfach thätigen Thomas Moore über, der als Dichter ebenfalls seine Stelle auf dem englischen Parnaß behauptet, obwohl ihm das höhere und freiere Leben des productiven Genius versagt ist. Doch werden seine Irish Melodies ihm den Namen eines sinnigen, liebenswürdigen und wohllautenden Dichters bewahren. Die irländische Nationalität des Thomas Moore ist, wie auf seine ganze literarische Richtung, so auch auf seinen poetischen Charakter von dem entschiedensten Einfluß gewesen, und hat durch das katholisch oppositionnelle Element scharfe Tinten in seine Darstellung gebracht. Wo er sich zu orientalischen Stoffen wendet, wie in Lalla Rookh, und der Dichtung von der Liebe der Engel, nimmt er sich zwar oft erhaben und wahrhaft poetisch aus, wird aber auch eben so leicht langweilig und ungenießbar. Seine prosaischen Arbeiten, die vorzugsweise eine nationalgeschichtliche und religiöse Tendenz zeigen, scheinen ihn in der letz-

ten Zeit ausschließlich in Anspruch genommen zu haben. Die Reisen seines wundersamen Irish gentleman in search of religion sind jedoch namentlich auf dem theologischen Gebiet mit großer Feindseligkeit behandelt und abgefertigt worden. Dagegen haben die Memoiren des Capitain Rock in ihrer schneidenden Schilderung der irländischen Zustände das Verdienst großer Wahrhaftigkeit für sich. Seine literarhistorischen Arbeiten, durch welche er sich um die englische Literatur mannigfach verdient gemacht, sind besonders schätzenswerth. —

Der Erhebung der englischen Poesie in diesem Zeitraum ist die Bedeutung nicht nachzustellen, welche gleichzeitig die englische Prosa, besonders im Roman, gewonnen. Von Walter Scott's wichtigem Einfluß auf diese Literaturperiode überhaupt haben wir schon zu Anfang gesprochen und ihm das Verdienst zuerkennen müssen, durch Anregung des romantischen Geistes in der Poesie den neuen Anstoß in die englische Nationalpoesie gebracht zu haben. Die Natur und das Volksleben der schottischen Hochlande, das er in seiner Lady of the lake so meisterhaft geschildert, ward ihm auch in seinem Waverley, mit welchem er die Reihe jener europäisch berühmten Waverley-Romane begann, zuerst zum Gegenstand des Romans. In diesen Romanen ließ er sich auf einer breiteren Basis seiner literarischen Thätigkeit nieder, die sehr viel dazu beigetragen, die englische Literatur mit dem Interesse und der Liebe des übrigen Europa's zu vermitteln und sie aus ihrer Abgeschlossenheit zu einer weltliterarischen Stellung zu erheben. Zwar entartete diese Waverley-Literatur zuletzt bei Walter Scott selbst zu einer förmlichen Fabrikproduction, aber in den besten dieser Romane, zu denen Waverley selbst, dann Guy Mannering, Kenilworth, Quentin Durward, und noch einige andere gehören, sind doch glän-

zende und eigenthümliche Vorzüge der Charakteristik und historischen Portraitirung anzuerkennen. Dies Genre von historischem Roman, das Walter Scott wenn nicht neu begründete, doch zu einer neuen Geltung und Verbreitung in der modernen europäischen Literatur erhob, kann sich zwar nicht als eine höhere poetische Gattung oder Kunstform behaupten, aber es hat doch auf den Geschmack und die Bildung der Lesewelt nicht unvortheilhaft gewirkt, und eine zwar sehr materielle, aber doch gesunde und kräftige Speise abgegeben. Freilich kommt die Geschichte selbst eben so wenig wie die Poesie zu ihrem wahren Recht und ihrer eigentlichen Würde in diesen Darstellungen. Das Verhältniß von Poesie und Geschichte ergiebt sich darin überhaupt als ein vagues Gemisch, und das eine erscheint mehr oder weniger überwiegend auf das andere gepfropft, je nachdem der historische oder der romantische Effect besonders angeregt werden soll. Der historische Roman, welcher auf dieser mangelhaften Stufe besonders als historisch-romantische Erzählung erscheint, hat aber eben in diesem Auseinanderfallen des historischen und poetischen Elements, wo bald das Geschichtliche durch das Romantische gewissermaßen interessant gemacht werden soll, bald das Romantische wieder an dem Geschichtlichen Halt und Kern gewinnen will, das Unkünstlerische seiner Gattung dargethan. Die Zwitterhaftigkeit dieses Genre hat ihm darum auch immer nur einen untergeordneten Werth der Leistung in Anspruch nehmen können. Für die höchste Geschichtsauffassung giebt es dies zufällige Nebeneinander von Geschichte und Poesie nicht, sondern die eine wird sich aus der andern mit Nothwendigkeit entwickeln, die poetische Darstellung aber auf ihrer höchsten und reinsten Bildungsstufe sie organisch ineinszugestalten suchen. Walter Scott war aber auch als Historiker selbst nicht so glücklich, sich

auf die Höhe eines wahrhaft geschichtlichen Standpunctes zu erheben, denn sein „Leben Napoleons“ war es gerade, das in seinen literarischen Ruhm die erste Erschütterung brachte.

Theils nach Walter Scott'schem Vorbild, theils mit eigenthümlichen Anlagen entwickelte sich der Amerikaner James Fenimore Cooper, der dieselben Vorzüge und dieselben Mängel mit Walter Scott theilt und gleich ihm der Liebling der europäischen Lesewelt wurde. An innerer Poesie stehen beide Autoren vielleicht auf derselben Stufe, das heißt, sie haben beide gleich wenig davon, und die handfeste, praktische Bemeisterung der Wirklichkeit ist ihre hauptsächlichste Stärke. Doch geht Cooper in der Regel weniger umständlich und ermüdend mit den Einzelnheiten zu Werke, und bringt durch eine raschere Verschlingung des Fadens mehr Harmonie und Abrundung hervor. Sein eigenthümlicher Boden ist die heimathliche amerikanische Welt und das Meer mit seinen Stürmen, Schiffen und Seehelden. Seine Seeromane haben eine ungemein frische Anschaulichkeit und Lebensfülle, eine dramatische Beweglichkeit der Scenen und Gestalten. Mehr dichterischer Hauch ist jedoch in denjenigen seiner Romane, wo er die Urverhältnisse seiner amerikanischen Heimath, die ersten europäischen Ansiedelungen, den letzten Mohikaner, die Prairieen u. s. w. schildert. Die allgemein nationellen und ethischen Darstellungen gelingen ihm besser als die eigentlich historischen Verhältnisse und Individualitäten, in denen er sich häufig verzeichnet. Ein kräftige Freisinnigkeit, die den Grundzug bei ihm bildet, giebt seinen Romanen etwas sehr Erfrischendes, wie überhaupt ein lebensheiterer und klarer Charakter bei ihm vorherrschend ist.

Seinen Landsmann Washington Irving können wir hier gleich neben ihm nennen, der uns überall mit ei-

ner Liebenswürdigkeit und Anmuth entgegentritt, die man sonst gerade an der amerikanischen Bildung zu vermissen pflegt. Ein feiner und geistvoller Blick, namentlich für die gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten der Nationen, zeichnet ihn aus, und zu dieser Beobachtungsgabe gesellt sich ein graciöser Humor, der die scharfen Tinten vermittelt und lebensvolle Farben über seine ganze Darstellung ausstreut. Sein berühmtes Sketch book enthält die umfassendste und erschöpfendste Darlegung seines Genius, der hier seine durchaus für ihn einnehmenden Anschauungen von Natur, Geschichte und Nationalitäten zusammengedrängt hat. Eine mehr betrachtende als schaffende Natur, ist er doch mit künstlerisch bildendem Talent begabt, und gestaltet seine Reflexionen häufig zu anmuthsvoll abgerundeten Gemälden. Die verschiedensten Länder- und Völker-Eigenthümlichkeiten hat er mit gleicher Liebe und Eindringlichkeit behandelt, wie noch zuletzt das maurische und spanische Leben in seiner Alhambra. Besonders aber hat er seine eigenen vaterländischen und zeitgenössischen Verhältnisse in der schärfsten Auffassung und mit dem feinsten Takt zur Anschauung gebracht. Als Geschichtschreiber entfaltet er anziehende Darstellung und fruchtbare Combination, wie in seinem Leben des Columbus.

Da wir hier einmal von transatlantischen Autoren gehandelt haben, so möchten wir auch einen Schriftsteller, der, genau genommen, nicht in diesen Literaturabschnitt gehört, aber doch auch wieder seinem Inhalt und seiner Richtung nach durchaus demselben sich anreiht, erwähnen. Dies ist Seatsfield, der Verfasser des Virey, des Legitimen, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären, und zuletzt des Cajütenbuchs. Dieser große nationale Charakteristiker seines Vaterlandes hat es noch mehr, als die vorgenannten, verstanden, die Poesie der amerikanischen Verhältnisse zu

entwickeln. Das Dunkel, das längere Zeit über der Person dieses Autors geschwebt und zum Theil noch darüber gebreitet ist, ist zu keiner mystischen Geheimthuerei und Koketterie benutzt worden, wie es mit der großen Unbekanntheit des Walter Scott der Fall war. Dazu ist dieser Verfasser ein zu einfacher und ehrlicher, recht schwerköniger und wenig beweglicher Mann, dem es in allen Stücken nur um die Sache selbst zu thun ist. In diese sehen wir ihn bei seinen Darstellungen sich so vertiefen, daß er alle Rücksichten der Form darüber vergißt, und es ihm gleich bleibt, ob er Novelle, Geschichte oder Reisebeschreibung giebt. Dagegen zeigt er sich in Allem, was er darstellt, von einer gewissen erschöpfenden Gründlichkeit, die an sich eben so imposant ist, als die Gegenstände kolossal, welche er verarbeitet. In der Schilderung der amerikanischen Landschaft, der ungeheuern Vegetation, in der Poesie der Wildniß, die er in allen ihren Einzelnheiten eben so wie in ihrer ganzen furchtbaren Unendlichkeit vor das Auge zu zaubern weiß, hat er das Erhabenste, und doch in der einfachsten Entwickelung der Farben, geleistet. Eben so bewundernswürdig ist sein psychologischer Standpunct, auf dem er die Verbindung des Nationellen und allgemein Menschlichen in der Individualität seiner Gestalten mit den feinsten Details zeichnet. Zugleich hat er die transatlantischen Verhältnisse mehrfach als Gegensatz zu den europäischen erschimmern lassen, und sich dabei als einen eben so scharfen Kenner der diesseitigen Zustände gezeigt, die er denn in manchem Betracht der amerikanischen Natürlichkeit und Sittlichkeit nachstellt. Die Kunstlosigkeit und das nachlässige Gefüge seiner Darstellungen läßt sie uur noch mehr als unmittelbaren Abdruck des Erlebten erscheinen. —

Einen ächt englischen Autor dagegen, der namentlich das gesellschaftliche Leben seiner Nation in allen Beziehun-

gen zur Darstellung gebracht hat, haben wir an Edward Lytton Bulwer zu betrachten, der eben so reich begabt als gewandt und beweglich erscheint. Man kann kaum sagen, daß Bulwer gerade mehr innere Poesie in sich trüge als Walter Scott und Cooper, aber die geistreiche Reflexion zeigt sich bei ihm thätiger, die harten Umrisse der strengen Wirklichkeit zu mildern, und dem Materiellen in diesem Durchgang durch die Reflexion eine etwas idealere Färbung zu geben. Obwohl wir das productive Darstellungsvermögen Bulwers keineswegs herabsetzen wollen, so müssen wir doch die Reflexion als das hauptsächlich Wirkende, von der er in der Regel den ersten Anlaß zur Production empfängt, bei ihm erkennen. Sein außerordentliches Beobachtungstalent hat aber bei aller Schärfe zugleich so viel Tiefsinn, daß er damit auch immer zu dem poetischen Kern seiner Gegenstände durchdringt und oft den widerstrebendsten Stoffen eine dichterische Behandlung abgewinnt. Der Pelham ist das Hauptwerk dieses Autors geblieben, worin er auf dem eigenthümlichsten Punct die ganze Stärke und Reichhaltigkeit seines Genius entfaltet hat. Der Dichter zeigt sich in diesem Roman als Mann der vornehmen englischen Gesellschaftswelt, in deren Geheimnisse alle er eingeweiht ist, und die er in allen ihren fashionablen Einzelnheiten mit einer bewundernswürdigen Virtuosität zergliedert. Jedoch ist die Zergliederung so scharf, daß man ein Umschlagen dieser Objectivität in die Ironie annehmen muß. Ein Meisterwerk psychologischer Entwickelung hat er in seinem Roman Eugen Aram geliefert, welcher durch die Darlegung verwickelter Seelenzustände ein hohes Interesse behauptet. Seine historischen Romane haben auch ihre Liebhaber gefunden, darunter besonders Devereux, der es durch einige vortreffliche Charakterzeichnungen verdient. In einem seiner neuesten Romane Night and Mor-

nung hat er sich zum Theil auf das Gebiet der socialen Conflicte begeben, und besonders die Contraste der Geld- und Besitzverhältnisse darin in ergreifenden Schilderungen, oft mit poetischer Wirkung dargestellt. Was an Bulwer besonders sich liebenswerth zeigt, ist die Unbefangenheit und Vielseitigkeit seiner Anschauungen, denn wie sehr er auf den höchsten Gipfeln der Gesellschaft und in den Kreisen der aristokratischen Ausschließlichkeit zu Hause erscheint, so fehlt ihm doch darum keineswegs die volksthümliche Seite des Lebens, der er sich vielmehr mit einer besonderen Sympathie und einer tiefeingeweihten Kenntniß ihrer Zustände hingegeben, wie schon sein Roman Paul Clifford, der im Jahre 1830 erschienen, bewiesen. Bulwer zeigt sich uns als einen durchaus volksthümlich gesinnten Schriftsteller, und erhöht dadurch noch die Liebenswürdigkeit seines so glücklich begabten Naturells. Er ist noch in einem fortdauernden Hervorbringen begriffen, und hat sich in neuerer Zeit auch der dramatischen Poesie zugewendet, obwohl nicht mit hervorstechendem Erfolg. —

An Nachahmern und Nachfolgern Walter Scott's, Bulwer's und Cooper's hat es in der neuesten englischen Literatur nicht gefehlt, und es würde eine ebenso colossale als unfruchtbare Arbeit sein, eine Aufzählung derselben zu unternehmen. Die Masse der Production ist überhaupt in dieser Literatur größer als die hervorragenden literarischen Individualitäten selbst, die mit ihren in Menge erscheinenden Büchern kommen und verschwinden, ohne tiefer greifende Lebensspuren von sich zu hinterlassen. Die englische Literatur hat dadurch immer mehr einen bloß industriellen Anstrich bekommen, und aus der Production ist eine Fabrikation geworden, die ihre rasch arbeitenden Spulen und Räder nach allen Seiten hin treiben läßt. So hat Marier den Versuch gemacht, die einmal als gute

Kunstgriffe erprobten Netze des Walter-Scottismus auch über den Orient zu ziehn, und man muß von diesem Autor sagen, daß er gewissermaßen eine solide Mittelstufe in dem historisch-romantischen Fabrikwesen der neuesten englischen Literatur einnimmt. Schilderungen orientalischer Localität und Landessitte machen den eigentlichen Grund und Boden seiner Romane aus, und vorzugsweise ist es Persien, das Morier zum Lieblingsschauplatz seiner Darstellungen erkoren, und das er, wie schon die Lebhaftigkeit und der Reichthum seiner Auffassung gezeigt, aus eigener Anschauung kennen gelernt, da er bekanntlich als Mitglied der britischen Gesandtschaft längere Zeit in Persien verweilte. Diese Seite seiner Romane, auf eine noch wenig verbrauchte Localität sich stützend, wird sie immer anziehend und werthvoll machen, selbst da, wo man von der zu wenig durchgearbeiteten psychologischen Entwickelung der Charaktere unbefriedigt bleibt. Wir könnten jedoch noch ein Dutzend solcher Autoren wie Morier namhaft machen, die alle ihre Vorzüge haben, von der Lesewelt eine Zeitlang begierig verlangt und von den Uebersetzern, besonders den Deutschen, mit einer Wichtigthuerei, die auch wieder nur windige Speculation ist, ausgebeutet werden. Dahin gehören denn James, Horace Smith, Grattan, Banim, Crofton Croker, Thomas Hope, Allan Cunningham, Hood, und noch sehr viele Andere. Namentlich hat die Romanform herhalten müssen, Stoffe und Richtungen aller Art, die gerade das englische Leben beschäftigen, aufzunehmen und mit dem Tagespublikum zu vermitteln. So sind die staatsökonomischen, die religiös dogmatischen, die pädagogischen und andere Romane bei den Engländern hervorgetreten.

Unter den in den letzten Jahren neu aufgetretenen Autoren ist es fast nur einem gelungen, sich eine allgemeine

Geltung zu verschaffen und die fortgesetzte Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Dies ist Boz, der in seinen Kleinmalereien nationaler Lebenszustände ein außerordentlich liebenswürdiges Talent an den Tag gelegt hat. Man könnte ihn einen mikroskopischen Dichter nennen, so sehr gehen seine, ächt nationalen, Genrebilder oft ins Kleinliche. Aber in dieser liebevollen Hingebung an das Unscheinbarste und in diesem Aufsuchen der verborgensten Einzelnheiten des menschlichen Lebens zeigt Boz auch wieder seine poetische Natur, die aus Allem Nahrung zu schöpfen versteht, und in jedem abgelegenen Winkelchen der Wirklichkeit den göttlichen Funken und den ewigen Gedanken herauserkennt. Vergleicht man ihn mit einem deutschen Dichter, mit dem er in der humoristischen Darstellung des volksthümlichen Kleinlebens einige Verwandtschaft behaupten kann, mit Jean Paul, so muß Boz freilich dagegen arm erscheinen, und hat nicht diesen großen und unerschöpflichen Springquell des Gemüths- und Gedankenlebens in sich. Boz hat auch, wie Jean Paul, seine stereotypen humoristischen Charaktere, in welche sich der Dichter selbst so hineingelebt hat, daß sie in seinen verschiedenen Werken immer wiederkehren müssen und gewissermaßen die poetische Familie des Dichters abgeben. Pickwick und Master Humphrey sind ohne Zweifel Gestalten des köstlichsten und gemüthlichsten Humors, die auf eine nicht gewöhnliche Lebensdauer in der Literatur Anspruch haben. Auch in ernsten psychologischen Schilderungen ist Boz glücklich; und weiß hier oft sehr ergreifende Töne anzuschlagen, ohne gerade Neues und Außerordentliches zu geben. —

---

17. Die neueste europäische Literaturentwickelung.

Der Gedanke der Weltliteratur, der besonders durch Goethe eine Zeitlang aufgekommen und mit Vorliebe gepflegt worden war, ist mehr ein schönes Wort oder ein großartiger Traum als ein wahrer Gedanke, der die Möglichkeit seiner Verwirklichung in sich trüge, zu nennen gewesen. Zwar hat in den letzten beiden Jahrzehnten in der That ein innigeres Ineinanderleben der europäischen Literaturen stattgefunden, und namentlich war es deutsche Wissenschaft und Dichtung, welche auf die Fortentwickelung der Literaturen anderer Völker einen nicht abzuläugnenden Einfluß ausgeübt und dadurch gewissermaßen als ein Mittelpunct der Fortbewegung des europäischen Geisteslebens erschienen ist. Auch hat sich dies literarische Herüber- und Hinüberleben der Nationen zu einem fertigen Verkehr ausgebildet, wie man ihn allerdings noch zu keiner Zeit im Schwange gesehen, da früher schon durch den Mangel der äußern Communicationen der Geist nicht vermochte, sich seine Handelsstraßen so weit zu eröffnen, wie jetzt, in der Periode der Handelstractate und der industriellen Verbrüderungen aller Nationen. Aber dies weltliterarische Treiben, wie es in äußerer Hinsicht genannt werden kann, hat doch mehr eine commercielle und politische, als eine literarische Bedeutung selbst; wenigstens wird in jeder Literatur, wie sehr sie auch durch fremde Aneignungen und Einwirkungen gewinnen mag, nie von einer Gränzaufhebung der Nationalität zu ihrem Heil die Rede sein können. Die schärfste Ausprägung der eigenthümlichen Nationalität ist vielmehr in jeder Literatur als der wahre Kern und der höchste Reiz zu betrachten, und ein überhandnehmender universalistischer Geist der Bildung, der eine Verallgemei-

nerung der Nationalität zuwegebringt, kann nur die Verderbniß und Verschlechterung der Literatur erwirken. In unserer Zeit ist es mehr die Aufgabe, das **Nationalliterarische**, als das Weltliterarische, herauszufördern und zwar nicht das Eine auf Kosten des Andern, wie es in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts geschah, sondern mit einem freigewordenen historischen Bewußtsein, welches, gerade indem es auf dem nationalen Element sich wiegt und alle Hervorbringung in dasselbe untertaucht, zugleich als ein nothwendiges Glied in der Kette der Nationen sich setzt und einreiht. Der Geist in seiner absoluten Wesenheit ist allerdings nicht nationell, aber seine Offenbarung in den Formen der Wirklichkeit und in allem Reichthum des individuellen Lebens kann nur eine nationelle sein. Aber gerade weil der absolute Geist in diesen nationalen Verschiedenheiten sich gliedert, muß jede Nationalität, um ein ächtes Moment des Geistes zu sein, sich vorzugsweise in sich selbst erfassen und durch die erschöpfendste Herausbildung ihrer Eigenthümlichkeit ihre Stelle in dem großen Ganzen des Völkerlebens zu behaupten suchen. Wenn nun, je nationaler eine Literatur ist, sie um desto höher an sich selbst in Blüthe stehen wird, so muß dagegen auf der andern Seite jede Literaturbetrachtung, je mehr sie weltliterarisch ausfällt, von um so eingreifenderer Bedeutung für die Geschichte des ganzen Geisteslebens der Menschheit werden.

Gervinus, der in dem neuesten Bande seiner Literaturgeschichte sehr treffende Bemerkungen gegen die **Goethe'sche** Ansicht von der Weltliteratur macht, behandelt doch die weltliterarischen Einflüsse, welche von der deutschen Poesie ausgingen, mit zu großer Geringschätzigkeit. Einen Mangel an Einsicht in das innerlichste Leben der Literatur aber muß man es beinahe nennen, wenn er von der neuroman-

tischen Schule in Frankreich weiter nichts zu sagen weiß, als: „daß sie nichts angelegentlicher zu thun hatte, als die Verzerrungen und Verrücktheiten der deutschen Poesie zu übertragen." Der französische Romanticismus hat sich aber gerade darin als ein ächter Fortschritt des Geisteslebens in seinem Volke bewährt, weil er die fremden Bildungsstoffe, aus deren Aneignungen er hervorging, sofort in ein ächt nationales Element umsetzte und daraus einen eigenthümlichen Umschwung der eigensten Nationalbildung bewerkstelligte. Auch bei der englischen Literatur haben wir eine Wirkung der deutschen Poesie anzudeuten gehabt, die jedoch hier mehr in der grundthümlichen Verwandtschaft desselben nationalen Geisteselements ihre Wurzel hatte. Diesen Entwickelungsgang wird man aber besonders bei den neu sich bildenden Literaturen solcher Völkerstämme, deren Bildung sich erst organisiren will, zu betrachten haben: daß sie nämlich fremde Geistesstoffe begierig zu sich hinüberziehen, aber aus denselben sich sofort einen Grund und Boden bereiten, auf dem eine eigenthümliche Nationalbildung emporwächst. Von dieser raschen Bildungsvermittelung bietet besonders die russische Literatur ein merkwürdiges Beispiel dar.

Die Russen hatten außergewöhnliche Hindernisse zu beseitigen, ehe sie auf den Punct gelangen konnten, wo eine Nation auf selbstständigem Wege und aus eigenen Mitteln ihre Bildung beginnt. Daß Rußland des europäischen Lebens bedarf, um sich selbst in seiner wahren Bedeutung zu erfassen und zu entwickeln, hat die Geschichte dieses Landes selbst gezeigt, indem erst seit Peter dem Großen, welcher den russischen Coloß durch die Berührungen mit dem Abendlande auch geistig erschütterte, von der Entwickelung einer russischen Literatur zu sprechen ist, nachdem früher dies Volk unter orientalisch-barbarischer

Herrschaft und in nutzlosen innern Kämpfen, ohne alle geistige Reibung, so lange Zeit zugebracht hatte. Der mächtig schaffende Genius Peters des Großen, welcher die innersten Kräfte seines Volkes erweckte, brachte eine solche Bewegung in den Ideen, Ansichten und Lebensverhältnissen in seinem Lande hervor, daß mit dem geistigen Umschwung auch die Sprache der Nation ein völlig neues Leben begann. Die Menge europäischer Wortformen und Fremdausdrücke, welche sie namentlich durch die Uebersetzungen in sich aufnahm, brachten zwar ein buntes Gemisch hervor, bereicherten aber doch den geistigen Ausdruck und regten die innere Fähigkeit der Entwickelung in der russischen Sprache an. Diese Vermischung fremder Bildungsstoffe mit dem slawischen Grundelement schien den Russen durchaus unerläßlich, um überhaupt geistig in Bewegung gesetzt werden zu können, denn das Slawenthum, in sich selbst starr und unbeweglich, vermag sich nicht rein aus sich heraus zu einer Entwickelung zu bringen, zu der es des Anstoßes von Außen her bedarf. Legte Peter der Große durch die europäische Cultur, welche er nach Rußland verpflanzte, den ersten Grund zu einer eigentlichen russischen Nationalliteratur, so ist darauf Lomonossow als der erste gestaltende Geist dieser Literatur, welcher ihr Form und Maß gab und ihre Elemente zu fester Sonderung brachte, zu nennen. Dieser Autor bildete besonders die russische Volkssprache zu regelmäßigen und grammatischen Formen aus, bei denen er die strenge Gliederung der lateinischen Sprache sich zum Musterbild genommen. Er wirkte besonders viel auf die Gestaltung der Einheit eines nationalrussischen Idioms, indem er die verschiedenen russischen Dialekte und den neu aufgenommenen Vorrath besonders deutscher, französischer und holländischer Worte, in einen festen Guß zu bringen suchte, doch war es zum Theil

wieder ein fremdartiges Zwangsgepräge, das er ihr aufdrückte. Doch ging von diesen Bestrebungen noch wenig in das russische Volksleben selbst über, und die literarische und geistige Bildung blieb ein Eigenthum der Aristokratie und des Hofes. Die Dichter, welche auf den von Lomonossow geöffneten Bahnen nachfolgten, Sumarakoff, Kniäschnin, Wizin, Petroff, Cheraskoff und viele Andere, charakterisiren sich größtentheils durch die Schwülstigkeit ihrer Sprache und durch die ängstliche Nachbildung der französischen Classicität. Eine Ausnahme davon machte der Dichter Dershawin, ein wirklich genialer Geist von hohen Dichtergaben, welcher die Kaiserin Katharina II. unter dem Namen der Felitza besang. Er war der erste Dichter, welcher das russische Nationalbewußtsein zum Pathos seiner Dichtungen erhob und dadurch für die Literatur selbst ein volksthümliches Interesse erweckte. Die russische Literatur beginnt in dieser Zeit Katharinas überhaupt etwas mehr zum Volke herabzusteigen, was besonders durch die Begünstigung, welche diese Herrscherin dem Drama schenkte, vermittelt wurde, indem das Drama durch die Oeffentlichkeit seiner Darstellung immer die wirksamste Verbindung der Poesie mit dem Volksleben darbietet.

Ein wirklich nationaler Stoff wurde aber in die russische Literatur zuerst durch den großen Karamsin gebracht, der das russische Nationalleben selbst in seiner historischen Entwickelung und Bedeutung zum Gegenstand seiner Darstellungen machte und sich eine Form schuf, die, frei von allem Odenschwulst und allen mythologischen und classischen Verzierungen, an welchen die russische Poesie bis dahin so sehr gelitten, durch einen einfachen und sachgemäßen Ausdruck sich mit dem wirklichen Leben in Einklang zu setzen suchte, obwohl sie nicht ohne Nachbildung englischer und französischer Muster war. Indem er aber das gewöhnliche

nationale Leben in die Sprache und Darstellung der Literatur einführte, gab er dadurch der Literatur selbst einen populairen Charakter und eine ebenso volksthümliche als einfach menschliche Bedeutung. Diese Wirkung trug er zwar durch seine poetischen Arbeiten nur in geringem Maße davon, dafür aber um so entschiedener durch sein großes russisches Geschichtswerk, das in seinem Lande ein Volksbuch wurde und durch welches er als der Begründer der russischen Geschichtschreibung dasteht.

War so ein fester nationaler Boden für die russische Literatur gefunden, so konnte es nun auch nicht an Bestrebungen fehlen, sie mehr innerlich zu vertiefen und mit einem ächten poetischen Gedankenleben zu durchhauchen. Dies ist die Aufgabe, mit welcher sich die neueste Literatur der Russen eifrig und glücklich beschäftigt zeigte. Zuerst ist hier Shukowski zu nennen, durch welchen das deutsche Element einflußreich und tiefanregend in die russische Literatur übergeführt wurde. Shukowski trat zuerst mit Uebersetzungen deutscher Dichter und auch einiger englischen, darunter besonders Byrons, hervor, und zeigte in seinen eigenen Gedichten die Einflüsse dieser fremden Muster, zum Theil originell verarbeitet. Zugleich hatte er in dem Krieg von 1812 ein national ansprechendes Thema für seine Poesie gefunden, und erregte dadurch vornehmlich die Sympathieen des Volkes. Die Berührungen mit Deutschland, welche der Krieg gegen Napoleon zuwegebrachte, und die Bemühungen des Kaisers Alexander um die öffentliche Bildung, gaben die entscheidendste Periode für die Culturentwickelung Rußlands ab.

Das umfassendste Genie der durch Karamsin und Shukowski vorbereiteten neuen Aera ist Alexander Puschkin, in welchem den Russen ihr größter Nationaldichter, welcher die ganze Fülle und Ausdehnung des Volks-

geistes in allen seinen Beziehungen in sich gestaltete, erstand. Durch Puschkin feierte die romantische Poesie einen glänzenden Sieg über alle Classicität, welche noch immer in Rußland ihre Anrechte geltend zu machen gesucht hatte. So sehen wir auch hier für die russische Literatur den bemerkenswerthen Wendepunct eintreten, wo mit der Romantik zugleich das nationale Element in der Poesie zu seiner höchsten Blüthe gelangt. Diese Vereinigung des Romantischen und Nationalen fand in Puschkin Statt und zu gleicher Zeit regte sich allgemein in Rußland ein erhöhtes geistiges Streben, das nun seine regelmäßige Bahn der Entwickelung gefunden hatte. Eine Reihe productiver Dichter und thätiger Schriftsteller läßt es sich angelegen sein, die russische Literatur nach allen Seiten hin zu vervollständigen. Auch für die philosophische Speculation ist, von Deutschland aus angeregt, hier und da der Sinn erwacht, und hat sich besonders durch einige Literaten in Moskau bethätigt. Der Journalismus, der eine sehr breite Stelle auf dem russischen Literaturgebiet eingenommen, entfaltet eine außerordentliche Regsamkeit im Herbeiziehen und Verarbeiten aller möglichen Bildungsstoffe. Bei allen Bestrebungen und Productionen aber waltet fortan der nationale Gesichtspunct am entschiedensten vor, und Alles muß dies vorzugsweise heimische Gepräge tragen, wenn es irgend Geltung erlangen soll. So haben sich die nationalen Sittenromane von Bulgarin ein großes Lesepublikum erworben. Als Literator und Grammatiker der russischen Sprache hat sich N. Gretsch ausgezeichnete Verdienste um seine vaterländische Literatur erworben, und überhaupt dazu beigetragen, den literarischen Verkehr der Russen vielfältig zu erhöhen, wohin er besonders durch die von ihm herausgegebenen Zeitschriften gewirkt. Obwohl seit Puschkins Tod eigentlich kein einziges bedeutendes Talent wieder auf-

gestanden, so ist doch die Literatur in einer beständigen Regsamkeit verblieben, und hat sich auch bei den übrigen Nationen mehr und mehr Theilnahme erworben. Diese hat sich besonders in Deutschland eingefunden, wozu Varnhagen von Ense durch seine trefflichen Uebersetzungen einzelner russischer Novellen, und durch Kritiken, so wie H. König durch sein interessantes Buch: „Literarische Bilder aus Rußland," nicht wenig beigetragen. —

In der polnischen Literatur zeigen sich zum Theil dieselben Entwickelungskämpfe, wie in der russischen, doch fließt bei diesem reichbegabtesten der slawischen Stämme die literarische Regsamkeit mehr aus dem Innersten eines selbstständigen Geisteslebens her, und hat nicht so wesentlich des Anstoßes durch fremde Cultur bedurft. Der bildsamere und außerordentlich reich angelegte Organismus der polnischen Sprache selbst, welche leicht jedem geistigen Ausdrucke dient, mußte die Entfaltung der Literatur begünstigen. Die lateinische Bildung selbst, die hier lange vorherrschte, gewann nur einen günstigen Einfluß auf die Gefügigkeit und Construction der Nationalsprache. Die bedeutendste Entwickelung der neueren polnischen Literatur begann im achtzehnten Jahrhundert durch den großen Piaristen Stanislaw Konarski, der mit einem klaren Bewußtsein sich zum Reformator des nationalen Bildungslebens machte, und nach allen Seiten hin die geistige Thatkraft seines Volkes, in welcher er allein Rettung gegen politische Selbstzerstörung erkannte, anzuregen suchte. Sein merkwürdiges Bestreben zeigt, was der Wille eines einzigen Mannes, der sich mit energischem Bewußtsein zu einem großen Ziele erhoben, vermag, auch wenn er, wie Konarski, keineswegs mit eigener productiver Schöpferkraft begabt ist. Die Erziehung, das Verfassungswesen, die Religion, die Kenntniß und Verbreitung der älteren Nationalliteratur, ja selbst die drama-

tische Poesie und das Theater, welches er zuerst in Polen begründen half, empfingen von ihm den bedeutendsten Anstoß. Diesem aufgeklärten und vorurtheilsfreien Kopf, welcher sich die Anregung einer vielseitigen polnischen Cultur zu seiner Lebensaufgabe gemacht, verdanken die Polen in der That eine sehr fruchtbar gewordene Grundlage ihrer Bildung. Unter seinen Nachfolgern, die in demselben Geiste für Polen wirkten, verdient besonders der Bischof Ignaz Krasicki angeführt zu werden, ein freigesinnter und für die Unabhängigkeit Polens kämpfender Schriftsteller, der durch seine komischen Heldengedichte und Fabeln, und auch durch seine satirischen Schriften, in welchen er oft die Nationaluntugenden der Polen gegeißelt, sich bekannt gemacht. Viele andere Dichter und Schriftsteller, von größerer und geringerer Bedeutsamkeit, wirkten in dieser Zeit für die literarische und wissenschaftliche Erhebung ihres Vaterlandes, und ihre Bestrebungen sind um so höher anzuschlagen, da sie mit den beginnenden Zerrüttungen Polens durch die Theilung und die Revolution keineswegs nachließen, sondern vielmehr nur immer kräftiger sich emporzuschwingen suchten. Vornehmlich war es die Poesie, welche an den öffentlichen Nationalbewegungen neu erstarkte und eine eigenthümliche Erhöhung ihres Gehalts daraus gewann. Julian Niemcewicz, der treue Gefährte Kosciuszko's, muß hier vor allen Dingen genannt werden, der einen so großen Einfluß auf die öffentlichen Zustände seines Vaterlandes, sowohl durch seinen thatsächlichen Antheil an den Ereignissen, wie durch seine stets auf die Erweckung und Veredelung des Nationalbewußtseins gerichteten Schriften, ausgeübt. Seine historischen Werke, seine vaterländischen Schauspiele, seine Fabeln, seine nationalpolnischen Romane und Sittenschilderungen, sind alle gleicherweise von demselben kräftigen und dabei klaren und milden Geist erfüllt.

Niemcewicz gehört zu denen, welche nach der Revolution von 1830 den Kern der polnischen Nationalität im Auslande constituirten und dort nicht abließen, auch ihrer vaterländischen Literatur eine kräftige Fortentwickelung zu geben. Einen eigenthümlichen Fortschritt in dem polnischen Literaturleben stellte aber die Wilnaer Dichterschule dar, die seit dem Jahre 1815 eine neue Bewegung in der Poesie begonnen, und als deren Haupt Adam Mickiewicz zu nennen ist. Die Universität Wilna war der Mittelpunct dieser für ächte Poesie und freie Nationalität begeisterten Bestrebungen geworden, und ward dafür später, wie die meisten Theilnehmer dieses nationalen Dichterbundes, geächtet. Diese neue Schule nannte sich ebenfalls die romantische, wie wir denn diesen bedeutsamen Namen in den modernen Literaturen überall antreffen, wo ein literarischer Fortschritt sich auf den höher gefaßten Begriff des Nationalen und Volksthümlichen begründen will. Auch bei den polnischen Romantikern treffen wir die Grundlage eines deutschen poetischen Elements, das als Bildungsstoff mitgewirkt hat, wie auch der englischen Poesie einiger Antheil daran zuzuschreiben ist. Am entschiedensten faßten aber diese neuen polnischen Dichter das nationale Element in Einheit mit dem romantischen auf, und die Poesie sollte fortan ihre höchste Bedeutung nur in der Erfassung und Gestaltung des Nationalen finden. Unter dieser Fahne fochten Mickiewicz, Brodziński, Goszczyński, Chodzko, Garczyński und Andere, gegen die Classicität, mit welcher auch hier heftige Kämpfe stattfanden, die aber nur zum Triumph der jüngern Partei ausschlugen. Das großartigste Talent ist ohne Zweifel Mickiewicz selbst, in welchem die Polen ihren größten Nationaldichter erhalten haben, und dessen Dichtungen, mit dem Schicksale und der Eigenthümlichkeit seines Volkes tief verflochten, eben dar-

um so unwiderstehlich und erschütternd gewirkt haben. Die reiche Fülle seines poetischen Geistes strömte er zuerst in der Liebesdichtung Dziady aus, doch werden auch schon in diesen „Todtenopfern" seiner Liebe die tiefsten Wunden des polnischen Nationallebens berührt, und mit den süßesten und innigsten Anschauungen des Dichters verbindet sich das Herbe, Verletzende und Gewaltsame seiner Denkart zu den mächtigsten Eindrücken. Sein Epos Konrad Wallenrod erreichte eine noch größere und volksthümlichere Wirkung, und kann die Iliade des modernen polnischen Nationalgeistes genannt werden. Seine Sonette sind besonders reich an erhabenen und eigenthümlichen Naturanschauungen, und einzelne seiner Gedichte haben eine thatsächliche Wirkung auf das Volk ausgeübt.

Neben Mickiewicz wollen wir hier Krasinski anführen, einen reichen und mit hoher Gedankenkraft begabten Geist, von dessen Schöpfungen wir in neuester Zeit auch einige deutsche Uebersetzungen erhalten haben, wie seine „Ungöttliche Komödie" und den „Agay Han." Sein bedeutendstes Werk ist der Iridion, eine in dialogischer Form gehaltene Schilderung der Sittenverderbniß alter römischer Kaiserzeiten, mit erhabenen welthistorischen und philosophischen Anschauungen. Eine deutsche Uebersetzung dieses großartigen Werkes von dem talentvollen A. Mauritius haben wir kürzlich im Manuscripte gelesen, und es wäre zu wünschen, daß sich bald Gelegenheit finden möchte, sie durch den Druck zu veröffentlichen. Der Iridion Krasinski's dürfte für die polnische Literatur von derselben Bedeutung sein, wie Goethe's Faust für die deutsche. Slowacki, Wojcicki, Kraszewski, Madame Hoffmann, Czajkowski, und viele andere Autoren wären noch anzuführen, welche in der neueren Zeit mit Erfolg thätig gewesen sind. Die Reichhaltigkeit der polnischen Li-

teratur, welche durch die hier gegebenen Notizen nur angedeutet werden konnte, ist ein sehr erfreuliches Zeugniß für die intensive Kraft der polnischen Nationalität, die unter den ihr aufgelegten Bedrängnissen in einer so unabläßigen geistigen Production verharren konnte. Dabei ist die bestimmte und entschiedene Richtung, welche die ganze neuere polnische Literatur nach einem Ziele hin aufzuweisen hat, als etwas sehr Bemerkenswerthes hervorzuheben. Aneignung des Fremden findet nach mehreren Seiten hin Statt, aber es wird sogleich zu etwas Nationalem verarbeitet, und muß dem eigensten volksthümlichen Interesse dienen. —

Der Durchgang durch fremde Bildungsstoffe zu einer eigenthümlichen nationalen Geistesbildung hat in Ungarn ebenfalls, obwohl nicht unter so innerlich bedeutenden Entwickelungen, stattgefunden. Von den schwankenden äußern Schicksalen der Nation wurde auch die Heranbildung der Literatur, die in mehreren Zeiträumen mit größerer oder geringerer Energie versucht wurde, abhängig. Die lateinische Sprache hatte in diesem Lande der Entwickelung der Nationalliteratur lange allen Boden weggenommen, und Ungarn hat im achtzehnten Jahrhundert eine ganze Reihe lateinischer Autoren aufzuweisen, die in ihrer Art Treffliches leisten mochten, aber die Literatur zum Nachtheil der ganzen Nationalbildung zu einem ausschließlichen Eigenthum der Gelehrten erhoben. Nach Einsetzung der ungarischen Sprache in ihre öffentlichen Rechte, womit man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann, sah man auch hier viele reichbegabte Geister hervortreten, die in allen Formen der Darstellung Bemerkenswerthes leisteten. Die Namen Alexander und Karl Kisfaludi, Joseph und Ladislaw Teleki, Horváth, Batsányi, Berzsenyi, Báthori, in der neuesten Zeit Nicolaus Jósika, sind auch theilweise in einem weitern Kreise bekannt geworden, doch ist

das an ihnen haftende Interesse zu einzeln, um anders als in einer Specialgeschichte der Literatur gewürdigt werden zu können. Besonders aber hat sich eine nationale ungarische Journalistik in neuester Zeit lebenskräftig entfaltet, und bereits Vieles zu einem höheren und freieren Aufschwung des ganzen Nationallebens beigetragen. Ein eigenthümliches Schauspiel einer neuen nationalen Erhebung sehen wir in Böhmen, ein Land, welches allerdings die große Zeit seiner Cultur und seines Lebens hinter sich in der Vergangenheit hat, und durch die Ungerechtigkeit der Geschichte bestimmt schien, in sich selbst zu verdumpfen, und seiner Nationalität, namentlich aber seiner schönen und reichen Sprache, entfremdet zu werden. Indeß haben seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bedeutende Reactionen zu Gunsten der böhmischen Nationalität stattgefunden, besonders durch Pelzel, Prochazka, Kramerius, Dobrowsky, den vielbegabten Pfarrer Puchmayer, Swoboda, J. Jungmann, Presl, Hanka und Andere. Besonders haben in den beiden letzten Jahrzehnten die Bemühungen von Hanka und Swoboda um die alten Schätze böhmischer Sprache und Literatur eine große Wirkung auf die Belebung der böhmischen Nationalinteressen gehabt. In dieser Beziehung ist vornehmlich die Herausgabe der Königinhofer Handschrift als Epoche machend zu nennen. In die böhmische Sprache selbst trat ein neues Bildungsleben, zwar künstlich erweckt durch wissenschaftliche Anregungen, die besonders Dobrowsky durch seine grammatischen Untersuchungen ausgehen ließ, aber zugleich durch den Geist der alten böhmischen Nationalpoesie erhoben und veredelt. Das Jahr 1818, in welchem zuerst die Königinhofer Handschrift erschien, bezeichnet zugleich den neuen Aufschwung der böhmischen Poesie, die nun in vielen ausgezeichnet begabten Dichtern sich weiter zu entwickeln strebte.

Ueberhaupt begann seit diesem Jahre nach allen Seiten hin ein reges literarisches und wissenschaftliches Leben in Böhmen, das sich freilich keiner besondern äußern Gunst in seiner Entwickelung zu erfreuen hatte und beständig gegen Hemmungen aller Art ankämpfen mußte. Schaffarik und Palacki erwarben sich Verdienste um die ästhetischen Formen der Poesie, und suchten zum Theil auch eine höhere philosophische Behandlung der Literatur anzuregen. Unter den neuesten Dichtern verdienen auch besonders Jan Kollar (der Verfasser der „Tochter des Ruhms") und der zu früh geschiedene Mácha genannt zu werden.

Werfen wir noch einen Blick auf die Literatur des scandinavischen Nordens, so finden wir auch hier seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein reges Bestreben erwacht, das besonders auf die Entwickelung eines ächt nationalen Lebens in der Literatur gerichtet ist. In Schweden wechselten die Einflüsse der französischen und deutschen Literatur auf die einheimische Production, doch wirkte erst die deutsche Literatur, nachdem sie hier zu einem tieferen Verständniß durchgedrungen war, einen bedeutenderen geistigen Fortschritt bei den Schweden. Wenigstens hatte die von Gustav III. gegründete Akademie, welche nur französische Geschmacksrichtungen verfolgte und begünstigte, kein eigenthümliches Leben entstehen lassen können. Gegen die französische Schule in der schwedischen Poesie, welche besonders durch Kellgren, Leopold, Oxenstjerna und Andere vertreten worden, erhob sich bald eine nationale Reaction durch eine junge Partei, welche sich auch in Schweden die romantische nannte, und vornehmlich von den deutschen Romantikern, auch von der Naturphilosophie, die Elemente ihrer ersten Bildung empfing. Als die Vorläufer dieser neuen Richtung sind G. Silfverstolpe, B. Hoijer und Askelöff zu nennen, welche

zuerst in Journalen den Kampf gegen den französirenden Einfluß der Akademie führten und durch Hinweisung auf das deutsche Geistesleben die neue Bewegung in die Nationalliteratur brachten. Als productiver Vorkämpfer der neuen Schule zeigte sich Atterbom, durchaus ein Zögling der deutschen Literatur und Philosophie, und aus dieser Bildungsschule, wenn nicht zu hervorragender Originalität seiner Leistungen, doch zu einer für seine vaterländische Literatur sehr bedeutsamen Stellung erwachsen. Upsala, wo Atterbom mit einigen andern Genossen studirte, war der Ausgangspunct dieser neuen Bestrebungen geworden, und dort ward auch die Zeitschrift „Phosphorus" gegründet, welcher Journaltitel die Ursache abgab, diese schwedischen Romantiker mit dem Namen der Phosphoristen zu belegen. Nach dem Aufhören des Phosphorus im Jahre 1813 ward besonders die „schwedische Literaturzeitung" der Vereinigungspunct dieser neuen Richtung, und man sah mit den Herausgebern derselben, Palmblad und Hammerskföld, vornehmlich Atterbom, der seine besten Kritiken darin lieferte, sich verbinden. Schon früher war der „Polyphem" von denselben Schriftstellern herausgegeben worden, ein mehr volksthümlich gehaltenes Journal, das den Kampf gegen die schwedische Akademie, deren Partei besonders durch Wallmark vertreten wurde, mit den schneidendsten Waffen der Polemik führte. Atterbom selbst ward von dieser literarischen Polemik ohne Zweifel mehr hingenommen, als der Entwickelung seines eigenen poetischen Talents zuträglich war, doch zeigte sich auch dies in einigen Productionen, wenn nicht von großem Umfange, doch in angenehmer und liebenswürdiger Weise. Seine „Insel der Glückseligkeit" ist durch eine deutsche Uebersetzung unter uns am meisten bekannt geworden. In seinen Dichtungen, besonders in seinen früheren,

ist die musikalisch gefühlige Manier der deutschen romantischen Schule am meisten vorherrschend. Am wenigsten hat er aber wohl die deutsche Philosophie verdaut, obwohl er sich in einem ehrenwerthen und tiefsinnigen Ringen mit derselben begriffen gezeigt hat. Neben Atterbom, und aus denselben Bewegungen hervorgegangen, ist als Dichter Stagnelius zu nennen, der sich fast in allen Dichtungsarten versucht. Einzeln steht Esaias Tegnér in der neueren schwedischen Literatur da, und er hat sich mit klarem Bewußtsein diese unabhängige Stellung zwischen den literarischen Parteien seines Vaterlandes zu erhalten gewußt, indem er sein Talent selbständig, und ohne es weder dem alten Geschmack noch der neueren Richtung hinzuneigen, auszubilden strebte. Doch ist nicht zu läugnen, daß diese Mittelstellung, welche er sich erhielt, wohl dem höchsten Aufschwung seines Talents hinderlich gewesen, und seine Darstellung in einer zu sorgfältigen Abgegränztheit erhalten hat, die zuweilen wohl den Eindruck der Kälte macht. Franzén, Nicander, Vitalis, Beskow, Palmblad, Gumälius, haben ihre vaterländische Literatur ebenfalls durch mannigfache poetische Productionen bereichert. Die schwedische Romanliteratur, welche längere Zeit sehr dürftig geblieben war, ist neuerdings durch mehrere eigenthümliche Talente besonders in Aufschwung gekommen, und beginnt ein außerordentlich gesuchter Artikel auch der deutschen Lesewelt zu werden. Zuerst regte dies neue Interesse Fredrika Bremer durch ihre dem „Alltagsleben" entnommenen Romandarstellungen an, welche durch ihren liebenswürdigen Sinn, ihre feine und eindringliche Seelenkunde, und ein auf das edelste und geläutertste Bewußtsein sich stützendes Lebensbehagen, eine so bevorzugende Anerken-
gewiß verdienen. Zwar ist hier von keinem höheren
hen Talent die Rede, sondern nur von einem freund-

lichen und mildbeschaulichen Frauengeist, der die weibliche Art und Kunst, das Leben zu erfassen und zu behandeln, in einer durchaus schönen und harmonischen Begabung darstellt. Setzt uns Fredrika Bremer auch oft Plaudereien statt Darstellung, idyllisches und gemüthliches Sichgehenlassen statt poetisch wiedergegebener Wirklichkeit vor, so weiß sie uns doch immer in einen eigenthümlich lebendigen Kreis hineinzuziehen und ein Interesse selbst für die unscheinbarsten Verknüpfungen ihrer Charaktere und Begebenheiten zu erwecken. In der neuesten Zeit hat sie auch ein christliches Glaubensbekenntniß in ihren „Morgen-Wachen," auf Veranlassung des in das Schwedische übersetzten „Lebens Jesu" von Strauß, abgelegt, aber ihre Orthodoxie erscheint auf diesem Gebiet, auf welchem die weibliche Naivetät keine Geltung mehr hat, nicht so liebenswürdig, wie etwa in ihren Romanen. Nach ihr ist Emilie Flygare-Carlén mit schwedischen Romanen aufgetreten, die mehr poetische Empfindungskraft und Leidenschaft verrathen als die Bremer'schen, obwohl sie nicht diese charakteristische Einfalt des Gemüths wiederspiegeln. Ihre „Kircheinweihung zu Hamarby" hat mit Recht großen Beifall erlangt. Crusenstolpe hat in seinem „Mohren" ein neues Genre historischer Romandarstellung begonnen, und darin in der geschichtlichen Charakteristik Ausgezeichnetes geleistet, auch sich dabei als einen, seine eigene Zeit in weitester Ausdehnung überschauenden Autor bekundet. Auch die Arbeiten des Rector Almquist, in denen sich ein eigenthümlicher humoristisch-phantastischer Geist zeigt, verdienen eine Erwähnung.

Von den beiden bedeutendsten Dichtern der neueren dänischen Literatur, Baggesen und Oehlenschläger, haben wir schon früher an einem andern Orte gehandelt. Die nach ihnen aufgetretenen Dichter, unter denen beson-

ders Ingemann, Grundtvig, Heiberg, Hauch u. A. zu nennen, erreichen sie nicht an Kraft und Fülle der ursprünglichen Begeisterung, obwohl die Genannten theilweise Ausgezeichnetes und Eigenthümliches hervorgebracht haben. In neuester Zeit hat sich der dänische Dichter H. C. Andersen (geboren 1805 auf der Insel Fühnen) besonders in Deutschland durch seine liebenswürdigen Märchen-Erzählungen ein sehr antheilvolles Publikum erworben. Es waltet ein harmloser und ungemein glücklicher Naturgeist in diesem Dichter, der bei geistig beschränktem Standpunkt und bei vieler Selbstgefälligkeit sich nur um so behaglicher ausbreitet. Viel Beifall fanden auch in manchen Kreisen seine Romane: Der Improvisator, Nur ein Geiger u. s. w. und seine neuerdings herausgekommene, gemüthlich plaudernde Selbstbiographie.

Bedeutender als die Poesie ist in der neuesten Zeit die Publicistik in Dänemark vertreten worden. Die eigenthümliche Reibung der dortigen Verfassungsverhältnisse, welche in einen absolutmonarchischen Staat eine freie Presse mitten hineingestellt haben, mußte die Entfaltung der für die öffentliche Rede begabten Talente und Charaktere begünstigen, unter welchen vornehmlich Orla Lehman, als Journalist und als öffentlicher Charakter, mit Auszeichnung anzuführen ist.

Der norwegische Volksstamm, der dritte in der großen scandinavischen Stammeinheit, hat in neuerer Zeit auch mehrere Anläufe genommen, eine eigenthümliche norwegische Literatur bei sich zu entfalten, was aber nicht in einem ausgedehnteren Umfange gelingen konnte. Doch gab es hier einige Dichter, welche durch eine vorzugsweise und absichtliche Hinneigung auf das Vaterländische einen eigenen heimischen Parnaß zu gründen strebten und damit zum Theil einen Reactionsversuch gegen die dänische Poesie verbanden. Die größte Bedeutung unter den national-nor-

wegischen Dichtern erlangte Welhaven, durch seine „Dämmerung," ein Cyclus von Sonetten, welche ebensosehr durch satirische Schärfe wie durch eigenen poetischen Aufschwung ein nationales Geistesleben in Norwegen zu wecken trachteten. Doch verblieben diese, wie die Bestrebungen von A. Munch, Wergelandt und einigen Andern, wieviel Talent sie auch entwickelten, zu einzeln, um eine neue und nachhaltige Epoche einer eigenthümlichen Literatur zu erzeugen. Dagegen nahm die norwegische Journalliteratur, durch die freien politischen Verhältnisse des Landes gehoben, einen geisteskräftigen Schwung und führte Talente von nicht geringer Bedeutung auf den Schauplatz.

Die neuere italienische Literatur, die wir hier in ihren wesentlichsten Grundzügen anschließen wollen, ist besonders durch einige hervorragende Leistungen in der Novellistik und im Drama ausgezeichnet. Was zuerst die italienische Novellistik dieser neueren Zeit anbetrifft, so hat sie darin die berühmten Arbeiten von Alessandro Manzoni aufzuweisen, die aber schwerlich die Dauer in sich tragen dürften wie die Erzählungen der alten Novellisten, obwohl sie bei weitem anspruchsvoller und künstlicher gestaltet sind. Manzoni ist der vorzugsweis katholische Dichter unserer Zeit, und in ihm hat sich das katholische Prinzip in aller seiner Strenge und Starrheit, und mit einer durchaus rigoristischen Moral, zu behaupten gesucht. Der starre katholische Standpunct ist seinem ganzen literarischen Streben, das ursprünglich auf eine freiere Erweiterung der italienischen Literatur gerichtet war, nachtheilig geworden.

Die neuere italienische Literatur, die im Ganzen eine so eintönige Entwickelung genommen, hat doch mehrfach angesetzt, sich zu einem neuen, den andern Völkern einigermaßen gleichkommenden Aufschwung zu erheben. Die Al-

fieri'sche Schule hatte in der neueren Zeit noch immer das Bedeutendste in der Poesie hervorgebracht, namentlich aber in das Drama ein neues Streben nach Natur, Leben, Freiheit und Gesinnung eingeführt. Alfieri hatte eine streng nationale Richtung, und seine Poesie sollte das Volk erheben und bilden, die Nationalgesinnung erwecken. Darum suchte er einfach und groß zu wirken, und verlegte in das Menschliche und Sittliche die Hauptmomente seiner Darstellung, wodurch er sich auch freilich wieder den Vorwurf der Absichtlichkeit und Gezwungenheit zugezogen hat. Aber er und seine Nachfolger, unter denen Monti und Nicolini am meisten ausgezeichnet zu werden verdienen, haben doch offenbar wieder ein höheres poetisches Leben angestrebt, wie es in Italien lange nicht dagewesen war. In den Tragödien von Nicolini ist ein erhabener und kräftiger Geist, und dabei eine sehr eigenthümliche Bildung zu erkennen. Dieser begabte Dichter, dessen Trauerspiel Polyxena besonders berühmt geworden, hat vielleicht mehr Objektivität als die meisten andern italienischen Dichter, und seine Charaktere tragen alle mit großer Naturwahrheit die Farbe ihrer Zeit und ihrer Oertlichkeit an sich. In neuester Zeit hat sein Drama Arnoldo da Brescia große Aufmerksamkeit erregt, besonders durch das strenge Verbot, von dem es in Italien betroffen worden, und nach dieser Seite hin sind auch seine wesentlichen Verdienste zu suchen, indem es, durch mächtige historische und politische Motive, die es in Bewegung gesetzt hat, auf das erstorbene Nationalgefühl des heutigen Italiens zu wirken strebt.

Der strengen Haltung der Alfieri'schen Schule suchte sich Pindemonte wieder zu entziehen, indem er in seinen Dramen freie Wege der Phantasie einschlug und eine Emancipation von allen klassischen Regeln, die bisher in Italien besonders in der dramatischen Poesie gegolten, anstrebte.

Mächtiger noch ergriff diese Richtung Manzoni, von dem viele Kritiker behaupten, daß er eine neue Epoche in der italienischen Literatur begonnen, obwohl er dazu mehr einen großen Anlauf genommen, als daß er die wahre Kraft, etwas Neues zu vollenden und zu verwirklichen, besessen. Indem er eine freie moderne Tragödie zu gestalten suchte, nahm er doch zugleich wieder den antiken Chor darin auf, und hinderte dadurch die wahre thatsächliche Entwickelung des modernen Dramas. Eine gewisse erhabene Steifheit, welche dem Manzoni anhaftet, wird er aber selbst in seinen lyrischen Gedichten nicht los. Am berühmtesten ist er eigentlich in Deutschland durch seinen historischen Roman gli sposi promessi geworden, obwohl Goethe auch für seine Tragödien, namentlich für den Conte di Carmagnola, eine besondere Aufmerksamkeit im deutschen Publikum zu erwecken suchte. Aber jener Roman ist innerlich kalt und ohne alle eigenthümliche Lebenswärme, dazu erliegt er beinahe unter der Last des historisch gelehrten Materials, das keineswegs zu einer künstlerischen Einheit verarbeitet ist. Manzoni's Streben beruhte allerdings auf einer umfassenden literarischen Bildung, er kannte die Fortschritte der neuesten Literaturen in Frankreich, England und zum Theil auch in Deutschland, und hatte von den dortigen Autoren Manches gelernt und sich angeeignet, was er zur Erhebung der eigenen National-Literatur zu benutzen suchte. Aber er war kein productiver Geist von höherem Feuer, und unter seinen kalten Händen erstarrte am Ende Alles zu Eis und Stein, wie wir das Ende seiner dichterischen Laufbahn bezeichnen möchten. Unter seinen Nachahmern, namentlich im Roman, ist Rosini zu nennen, dessen Monaca di Monza ebenfalls in Deutschland eifrig gelesen, aber auch mit Recht eben so rasch wieder vergessen worden.

Die italienische Literatur wird, wie das ganze Natio-

nalleben, das Schicksal haben, in sich selbst zu verkümmern, wenn nicht die öffentlichen Verhältnisse endlich einen andern Umschwung in die Geistesentwickelung hineintragen. Die ruhige Forschung der Wissenschaft, welche sich selbst überlassen bleiben kann, hat noch die glänzendste literarische Ausbeute in der letzten Zeit geliefert. Die Arbeiten der Italiener in den Naturwissenschaften und der Mathematik legen immer ein bedeutendes Zeugniß von Geisteskraft ab, während die eigentlich productive Literatur sich nicht mehr dauernd auf einer Höhe behaupten zu können scheint. Man hat mit Recht gezweifelt, ob das heutige Italien noch überhaupt ein Land der Poesie sei, denn selbst die begabteren einzelnen Dichter, welche man dort erstehen sah, verschwinden immer bald wieder wirkungslos und in eigener Ermattung. So endet Silvio Pellico, der in seinen Tragödien und sonstigen literarischen Bestrebungen in einem kühnen, freisinnigen und auf die nationale Wiedergeburt gerichteten Geiste begonnen, nachdem er dafür allerdings den Kerkerlohn davon getragen, in einer geistig unfreien, dem Mystischen und Pietistischen anheimgefallenen Stimmung. Sein Streben, der italienischen Poesie eine freie nationale Richtung zu geben, wie er es besonders in seinem großartigen Trauerspiel Francesca da Rimini versucht hat, wird seinen Namen in der Literaturgeschichte stets glänzend erscheinen lassen, und doch muß sein Wirken innerhalb seiner Nation verloren genannt werden. —

Die neuesten Ereignisse der spanischen Literatur haben wir hier ebenfalls mit wenigen Bemerkungen in den Zusammenhang unserer Darstellung aufzunehmen. Nach mittelalterlichem Lebensglanz, in dem den Spaniern das Blüthenalter ihrer Geschichte auf einer seltenen Stufe origineller Volksentwickelung, Sittenenergie und schönster poetischer Kraftäußerung verlaufen war, schienen sie nicht be-

rufen zu sein, als eine Nation der neueren Geschichte weiterzuleben; in innerer Verdumpfung gefesselt, in Trägheit der Entwickelung zerflossen, waren sie lange wie ein durch ein Erdbeben geistig verschüttetes Volk anzusehen, über dem der Lavastrom der Zeiten sich zu einem Grab zusammengedichtet hatte, unter dessen tiefer Abgeschiedenheit sie das über sie hintönende Rauschen der Weltgeschichte vergeblich an ihr erstorbenes Gehör schlagen ließen. Die poetischen Zuckungen und Krämpfe, die in Folge französischer Herrschaft und Einflüsse durch innere Parteizerwürfnisse endlich wieder im Lande einen Anklang von den allgemeinen Zeitbewegungen erweckten, waren nur wie die unwillkürlichen Bebungen eines Scheintodten, die für neues wahrhaftes Leben noch immer sehr zweifelhafte Gewähr gaben; und es zeigte sich, nachdem jene Reibungen ohne Resultat vorübergegangen waren, nur wieder das aussichtslose Nichtleben- und Nichtsterbenkönnen der Zustände, das im Charakter des spanischen Staates und Volkes bis auf die letzte Zeit vorgewaltet hat. Der schwankende Scepter Ferdinands VII. hatte alle jene Wechselzustände, in denen sich die Kräfte des Landes erschöpft, gleicherweise begünstigt; Ferdinand hatte die schönsten Hoffnungen der Patrioten bestärkt und beschworen, dann gegen die Verwirklichung der neuen Verfassung Partei genommen, und die dem Aufruhr der streitenden Factionen folgende Ohnmacht zur Befestigung des alten Standes der Dinge benutzt. Der eigentliche ethische Volkszustand war aber durch alle Vorgänge auf keinerlei Art in eine Aufregung und höhere Thätigkeit versetzt worden, und blieb auf einer merkwürdigen Stufe barbarischer Natürlichkeit verharren, die sich in der Mitte der heutigen europäischen Civilisation um so auffallender ausnimmt, da sie bei diesem Volke nicht aus Ueberkraft und Frische eines noch unentwickelten Urzustan-

des, sondern aus Abschwächung nach verlebten Kräften, aus aufgelöster Nationalität sich einstellt. Die am Mark des innersten Volkslebens zehrende Verwirrung aller bürgerlichen Verhältnisse im jetzigen Spanien, die Rechtlosigkeit der Zustände, der Mangel an öffentlichen Garantieen; Räuber, die noch vor Kurzem ihr Handwerk systematisch im ganzen Lande organisirten, Schutz- und Trutzbündnisse mit den Behörden abschlossen, und, als ein Staat im Staate, eine ordentliche Justiz ausübten; Alles dies, und vieles Andere, trägt so sehr den Typus einer derben Wildheit, daß man ihn allerdings fast mit dem frischen Naturzustande eines Volkes verwechseln, und, wie auf einen solchen, Hoffnung auf neue Erhebung des spanischen Lebens gründen könnte. Manche Bekenner einer mildern Geschichtansicht, die, wiewohl mit Unrecht, an die Wiedergeburt großer Nationalitäten glauben, haben auch die Zustände des heutigen Spaniens nur aus jenem Gesichtspunct beurtheilt. Es wäre dies freilich das allerwunderbarste Phänomen, welches noch nie da gewesen, daß eine Volkseigenthümlichkeit, nachdem sie ihre eigenste Kraft und Fülle in der ihr beschieden gewesenen Culturperiode erschöpfend hervorgethan, einen Läuterungsprozeß durch eine Zwischenepoche der Barbarei zu erleben bestimmt wäre, aus der sie sich in neuer Wildheit der Zustände zu neuer Cultur gewissermaßen erkräftigen sollte. Dieser schmerzhafte Conflict zwischen großen Volkserinnerungen und einer, derselben unwürdig gewordenen, verdüsterten Gegenwart ruht noch, wie ein schleichender Schatten, über dem heutigen Spanien, aus dessen unheimlicher Lebensmonotonie seine mittelalterlichen Baudenkmäler, die sich als Zeugen jener Vergangenheit erhalten haben, wie erhabene Elegieen hervorragen. Obwohl sich nun Spanien während dieses ganzen Jahrhunderts fast nur auf einer sittlichen und politischen Auflösungsstufe gezeigt, so fehlt es doch nicht gänz-

lich, wie man denken sollte, auf dem Gebiet des Geistes und der Literatur an schaffenden Kräften. Vielmehr begegnen uns mehrere achtbare Talente, die sich aus den Gräueln und Verwickelungen ihres Vaterlandes in die freie Sphäre der Production zu retten suchen und auch in der ernsten Wissenschaft einen Lebenshalt und eine Stütze der Nationalität erstreben. Die spanische Bildung war im achtzehnten Jahrhundert eine vorherrschend französische gewesen, und besonders die Poesie lag in den Banden des französischen Classizismus gefangen. Neben dem Gallizismus machte sich jedoch bald auch eine andere Richtung geltend, welche sich dem Geist der alten spanischen Nationalpoesie wieder zuzuwenden suchte. Zwischen beiden Richtungen sehen wir eigentlich die meisten neueren Dichter Spaniens hin und herschwanken und auch nach diesen Seiten hin mehr oder weniger ein Ausdruck der politischen Tageselemente werden. Als ein solcher Dichter ist zuerst Juan de Melendez Valdez zu nennen, der als ein harmloser idyllischer und anakreontischer Sänger begann, darin besonders Villegas nachahmte, und später durch die politischen Verwickelungen so sehr dem französischen Einfluß anheimfiel, daß er seine vaterländischen Verhältnisse gänzlich aufgeben und sich in Frankreich eine Zuflucht suchen mußte. Die liebenswürdigen lyrischen Schwärmereien dieses Dichters, seine ländlichen Schilderungen, seine altnationalen Volkslieder haben ihm mehr Beifall verschafft, als sein Drama, das er aus einer Episode des Don Quixote, nämlich die Hochzeit des Camacho, verfertigte. Dagegen erwarb sich dramatischen Ruhm Don Nicasio Alvarez de Cienfuegos, der vier Trauerspiele im französisch klassischen Geschmacke schrieb.*) Auch dieser Dichter, dem bei aller

*) Einen deutschen Auszug aus der Condesa de Castilla

seiner Manierirtheit doch poetisches Leben nicht abzusprechen ist, ging in den politischen Strudeln seines Vaterlandes zu Grunde, und würde unter freien und geordneten Verhältnissen vielleicht auch sein Talent zu einer bedeutenderen Ausbildung gebracht haben. Bedeutender steht Don Leandro Fernandez Moratin da, welcher der spanischen Komödie einen neuen und eigenthümlichen Aufschwung gab, indem er sie auf eine der Wirklichkeit angehörende Charakteristik, auf einfache Handlung und natürliche Wiederspiegelung des gewöhnlichen Lebens stützte. In dieser Beziehung hat man ihm gewöhnlich den Namen des spanischen Molière beigelegt, und er kann mit dem französischen Komödiendichter mehrfältig verglichen und von dessen Einfluß abhängig genannt werden. Die gesellschaftlichen Sitten und viele Einzelverhältnisse seiner Zeit hat er oft in scharfen und ergötzlichen Zügen auf die Bühne gebracht, die von ihm eine neue Periode ihrer Blüthe herschreibt. Besonders gilt sein letztes Stück: El si de las niñas, für ein Meisterwerk des neueren spanischen Theaters, doch hat weder Moratin selbst, noch seine Nachfolger, auf die er zunächst eingewirkt hat, wie Monim, Villaverde u. A. diesen der spanischen Bühne gegebenen Anstoß zu einem nachhaltigen machen können. Moratin ward ebenfalls durch die politischen Verhältnisse vielfach zerrüttet und umhergeworfen, und starb außerhalb seines Vaterlandes. Ein umfassendes, literarisches Streben nach mehreren Seiten hin sehen wir an Don Francisco Martinez de la Rosa, in welchem jedoch die französische Bildung vorwaltete. In seinen Dramen, die zum Theil auch durch eine deutsche Uebersetzung unter uns bekannt geworden sind, arbeitete er

---

hat O. L. B. Wolff in seinen „Vorlesungen über die schöne Literatur Europa's" S. 443. flgd. gegeben.

größtentheils auf den Theatereffect hin. Bei schönen, regelmäßigen Formen fehlt es diesem Dichter zu sehr am warmen inneren Leben, um höhere Eindrücke hervorzurufen. Der kalt berechnende Verstand ist das eigentlich Thätige in seiner Poesie, darum leistete er auch als Literarhistoriker und Verfasser einer in Versen geschriebenen Poetik mehr, denn als schaffender Dichter. Von ihm muß Dasselbe gesagt werden, was wir noch bei einem Dutzend anderer spanischer Autoren der Neuzeit wiederholen könnten, daß sie nämlich unter geordneten Nationalzuständen mit bei weitem reicheren und vollendeteren Leistungen dastehen würden. Selbst diejenigen Ereignisse, welche eine Erhebung der wahren Nationalkraft mit sich brachten, wie die Revolution von 1820, wirkten doch nur zersplitternd auf die literarische Thätigkeit, und waren der Hervorbildung eines national literarischen Lebens nicht günstig. Zwar erhob sich namentlich der liberale Journalismus theilweise zu bedeutenden Kraftäußerungen, wozu die momentane Freiheit der Presse die günstigsten Anregungen gab, doch bildeten sich auch hier keine großen Typen zu einer neuen literarischen Aera aus. —

Wir beschließen diesen Abschnitt mit einigen Bemerkungen über die niederländische Literatur, die ungeachtet ihrer Vereinzelung immer ein reiches Bild wissenschaftlicher und poetischer Bestrebungen dargeboten, und auch in neuerer Zeit eine Reihe hervorragender Talente aufzuweisen hat. Nach der goldenen Zeit der niederländischen Literatur, die im siebzehnten Jahrhundert durch Hooft, van der Vondel, Cats und Andere, so glorreich dargestellt wurde, hatte kein Dichter eine so bedeutende und umfassende Begabung an den Tag gelegt, wie Willem Bilderdijk, dessen universales Genie die Literatur seiner Nation gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gewissermaßen

erneuerte. An Fruchtbarkeit beinahe mit dem spanischen Lope de Vega zu vergleichen, war Bilderdijk fast für sich allein im Stande, eine Literatur hervorzubringen, denn er dichtete und arbeitete in allen Fächern, ja in allen Sprachen. Neben ihm ist der Lyriker Jacob Bellamy anzuführen, der durch seine „Vaterländischen Gesänge" sich eine bedeutende Stellung in der holländischen Literatur erwarb. Rhynvis Feith, ein vielseitiger Autor, von welchem die Holländer Romane, Gedichte und Tragödien besitzen, wirkte wie Bilderdijk, und zum Theil in Gemeinschaft mit demselben, auf die Erhebung der vaterländischen Literatur. Die schwungvollen Oden Feiths haben einen besondern Ruhm erworben, wie auch seine Trauerspiele, namentlich Johanna Gray, Inez de Castro, u. a. auf der Bühne Glück machten. Sonst hat er, wie Bellamy, den Vorwurf erfahren müssen, zu dem sentimentalen Ton in der holländischen Poesie Beispiel und Veranlassung gegeben zu haben. Die genannten Dichter, und außerdem Helmers, Nieuwland, die Frauen de Lannoi, van Merken, Elisabeth Bekker und ihre inseparable Freundin Agathe Decken, welche beide zusammen arbeiteten, können als die Begründer einer neuen Aera in der holländischen Literatur angesehen werden.

---

18. Die neueste deutsche Poesie.

Wir haben noch eine Reihe deutscher Autoren zu betrachten, die nicht so sehr den ideellen Zeitrichtungen angehörten oder in denselben aufgegangen wären, um darin ihre wesentlichste Charakteristik zu finden, sondern die viel-

mehr vorzugsweise eine individuelle Selbstständigkeit in ihren literarischen und poetischen Leistungen erstrebten und darin mehr oder weniger Fonds von eigenthümlich schaffendem Talent bewiesen. Hier ist zuerst und vor Allen Karl Immermann zu nennen, der nicht zu den Blasen gehört, welche die modernen Wirren aufgeworfen haben, und darin zeigt sich sein gediegenes Schrot und Korn, die pralle Leiblichkeit seiner Muse, die ihr immer eigenthümlich war; aber er gehört auch nicht mit dem abgemessenen Wellenschlage seines Talents in die Strömung des Weltmeers, die er weder bezeichnen noch richten hilft. Seine literarische Mittelstellung hatte unangefochtenen Raum und Frieden genug, um so viel erfreuende und erquickliche Gebilde, als für unsere Zeit nur irgend möglich gewesen, zu erzeugen, aber die allgemeine Stimmung des unbefriedigten Hin- und Hergreifens schien ihn, trotz seiner gesunden hartschölligen Selbstgenügsamkeit, doch auch zu verfolgen und in seine abgeschlossene Werkstatt einzubrechen. Immermann begann als Schüler, um sich zum Meister zu vollenden, wenn es irgend seinen Ansichten entsprach, daß ein „Epigone" Meister werden konnte. Die beiden Granitpfeiler seiner Bildung gründete er sich in einem genialen Studium Shakspeare's und Goethe's. Seine ersten dramatischen Dichtungen traten keck und reckenhaft auf mit ihren von Shakspeare's Riesenstamm gepflückten Ablegern. Sogar Diction und einzelne Redensarten gehörten dem nachgeformten Meister, aber die Auffassung des Schülers war frisch, voller Naturkern, und man glaubte an seinen verwegenen Gebärden die ersten Wehen eines Originalgenies zu erkennen. Sein Verhältniß zu Goethe hatte er nur durch die „Briefe über die Wanderjahre" bezeichnet. Seine eigene Productionskraft aber gestaltete sich zusehends in immer gediegeneren und selbstständigern Schöpfungen. Die

allzukrasse Manier seiner Shakspeare-Nachahmungen erhielt bald einen gesetzten Niederschlag, und was Immermann aus dieser Schule gewonnen, wurde ihm immer mehr zur eigenen Natur. Sein „Kaiser Friedrich," sein „Trauerspiel in Tyrol," sein „Tulifäntchen" sind Gebilde einer tüchtigen, geregelten, markigen Kraft, die ihre Höhen und zugleich ihre Gränzen gefunden. Kühne Blitze des Talents scheinen oft großartige Perspectiven einer originellen Schöpfungskraft zu eröffnen, aber doch ist es nichts Lebenzeugendes und Welterschütterndes, sondern nur ein momentanes Wetterleuchten des Genius. Einen Uebergang von der streng shakspeare'schen, dramatischen Form zu epischen Gestaltungen innerlicher, moderner Interessen bildet bei Immermann schon sein Merlin. Hier aber zeigt sich seine spröde Natur gegenüber dem speculativen Mythus allzuhart und nicht in Fluß zu bringen. Das Tiefsinnige, das Ideale, das Prophetische, das Schmerzensreiche der heutigen Speculation hat Immermann nicht aus sich heraufbeschworen. Die speculative Innerlichkeit des Merlin bleibt an lauter phantastischen Dornen und Hecken hängen, es tritt nicht aus dem Rahmen einer mittelalterlichen Phantasmagorie heraus. Eine völlige Klärung des Phantastischen in wirkliche und uns nahe stehende Lebensgebilde zeigt sich bei Immermann zum ersten Male in seinen „Epigonen." Aus diesem Romane spricht der Grundton Goethe'scher Ruhe, Behaglichkeit und Ueberschaulichkeit. Der Dichter hat in seinem Plane, in der Gruppirung und Beherrschung seines Stoffes, offenbar den Wilhelm Meister vor Augen gehabt, oder vielmehr einen Wilhelm Meister der modernen Verhältnisse schreiben wollen. In jeder Hinsicht erscheinen aber die Epigonen im Verhältnisse zum Wilhelm Meister als ein Epigonenproduct. Immermann muß selbst ein Epigone der deutschen

Literatur genannt werden, und allerdings einer der bedeutendsten. Sein Talent ist auf die Vergangenheit basirt, und kam, hinanstaunend zu den Meistererzeugnissen einer abgelaufenen Zeit, zur Welt und in Bewegung. Immermann gehört in seiner Entwickelung zwei verschiedenen Perioden der deutschen Literaturbildung an, unter denen die Goethe'sche Periode, mit ihrer im künstlerischen Schaffen sich abgränzenden Weltansicht, ursprünglich den bedeutendsten Antheil an ihm behauptete. Die der Revolution entstammende Bildungsperiode mußte aber auch ihren Einfluß auf ihn ausüben, obwohl er sich gegen denselben mit edelster Hartnäckigkeit, so weit es gelingen konnte, abzuschließen und zu verwahren trachtete. Die gesunde und große Entwickelungskraft aber, die in ihn gelegt war, half ihm über den Zerreibungsprozeß, der in dieser Stellung begründet war, hinfort. Vielmehr erstarkte Immermann, jemehr er in seiner Laufbahn fortschritt, immer kräftiger in sich selbst, und wie er fortwährend neue und frische Anläufe nahm, so war er noch gerade in seiner letzten Lebenszeit in einer mächtigen Erneuerung und Bewegung seines Talents begriffen, wovon sein „Münchhausen" den glänzendsten Beleg liefert. In diesem Werke bildet zwar die isolirte Stellung Immermann's, die ihn von einer ironischen Höhe aus Welt und Zeit betrachten läßt, ebenfalls den Grundton und eigentlichen Standpunct, aber es springen darin wieder frische Quellen seines eigenen Wesens und Dichtens, und der Mensch wie der Poet zeigen sich uns in einer lebensvollen Wiedergeburt. Kaum hat ein anderer Dichter diese Kraft, sich erfolgreich zu erneuern, besessen, wie Immermann.

Mehr Hingebung an die Strömungen der Zeit, obwohl ebenfalls in einer literarisch und individuell abgegränzten Stellung des Talents, hat Heinrich Koenig gezeigt,

ein gesunder, markiger und ächt deutscher Geist, dessen Schaffen der Literatur wie dem Fortschritt der modernen Zustände überhaupt in mehrfachen Beziehungen förderlich gewesen. Als Publicist und hessischer Landtags-Abgeordneter, wie als Dichter, hat Koenig immer nur das eine große Lebensziel zu verfolgen und zu verwirklichen gesucht, die wahrhaft menschliche Freiheit des Denkens, Glaubens und Handelns, und die organische Verkörperung dieser Freiheit im Staatsleben durch volksthümliche und nationale Formen. Er gehört zu den wenigen liberalen Schriftstellern Deutschlands, welche dem Liberalismus eine humane und gemüthvolle Durchbildung gegeben und dadurch der Sache des Fortschritts die edelsten Dienste geleistet haben. In seinen kleineren Aufsätzen, und besonders in denen, welche er aus persönlichen Lebensanlässen geschrieben, hat er oft mit Meisterhand die religiösen und gesellschaftlichen Conflicte der Gegenwart gezeichnet. Unter seinen größeren Productionen ist als die bedeutendste „die hohe Braut" zu nennen, ein Roman der Freiheit, in welchem die liberale Poesie der Zeit sich eine plastische Ausdrucksform zu geben gestrebt, die für etwas Höheres anerkannt zu werden verdient, als die politische Zeitlyrik, die man in neuester Zeit so sehr zu überschätzen angefangen. In Koenig's poetischen Darstellungen ist vielleicht der dichterische Ueberschwang zu vermissen, der dem Gemälde das Duftige und Klangvolle mittheilt, aber dafür lebt in seinen Gebilden eine durchweg heitere und gesunde Kraft, und eine Begeisterung des Verstandes, der ihr poetisches Element nicht abzusprechen ist. In einem anderen Roman „Williams Dichten und Trachten" hat Koenig ein Lebensbild des größten Dichters aller Zeiten, William Shakspeare gezeichnet. Wenn Goethe in seinem Tasso die allgemeinen Conflicte des Dichtergemüths mit der Wirk-

lichkeit behandelte und darin Ideal und Wirklichkeit in dem schneidenden Gegensatz, welcher überhaupt das achtzehnte Jahrhundert beherrschte, gegen einander stellte, so war dagegen Shakspeare, der Dichter der That und der Realität, ein geeigneter Repräsentant, um ein Ineinanderleben von Poesie und Wirklichkeit, ein Ergriffensein des Dichters von der Realität der ihn umgebenden Welt, mit deren Inhalt er sich zu verschmelzen trachtet, an ihm darzustellen. Diese Aufgabe hat sich Koenig mit ebenso vielem innerlichen Tiefsinn als practischer Beschaulichkeit zum Bewußtsein gebracht. In den Shakspeare-Dichtungen Tieck's, die ohne Zweifel einen großartigeren Aufwand von Phantasie und Redekunst haben, erscheint doch die Gestalt Shakspeare's selbst zu einer allzu einseitigen Beziehung gebraucht, und dient fast nur dazu, den Gegensatz eines bescheidenen, sanftmüthigen, gediegenen und gehaltenen Wesens, wie es dem ächten Dichter geziemt, gegenüber einer barocken und phantastisch verzerrten Dichternatur darzustellen, ohne sich selbst in ihrer eigensten Bedeutung vor uns zu entwickeln. Koenig dagegen hat seinen Shakspeare durchaus in die Mitte der damaligen Zeitverhältnisse hineingestellt und ihn vorzugsweise in seinem Ringen und Streben, das Dichten mit dem Weltleben und die poetische Innerlichkeit mit den historischen Anforderungen einer großen Nationalität in Einklang zu bringen, gezeichnet. In diesen Berührungen, an denen sich zugleich Shakspeare's eigenstes Wesen entfaltet, bringt uns Koenig eine Fülle tüchtiger und kernhafter Lebensanschauungen und eine frischbewegte Scenerie von Bildern entgegen, worin sein eigenes liebenswürdiges Naturell sich auf das Erfreulichste darthut. Diese ungemeine Tüchtigkeit eines edeln und poetisch angeglühten Sinnes, der im Höchsten wurzelt, diese in den feinsten Gemüthsnüancen erfahrene Innerlichkeit, welche

zugleich immer anschaulich zu werden trachtet und sich zu einem ächten und practischen Lebensgewinn hinausführt, vereinigt sich zugleich mit einem festen und kräftigen Gepräge, das Koenig allen seinen Darstellungen zu geben versteht. Für die gegenwärtige deutsche Literatur kann es keine wohlthätigere Erfrischung geben, als einen Autor zu sehen, der, wie Koenig, auf einer so tüchtigen Harmonie des Geistes und der Form und auf einem so klaren und unverrückbaren Bewußtsein über die höchsten Entwickelungsziele des individuellen wie des ganzen Menschheitslebens beruht. Die neuesten Romane Koenigs „Regine" und „Veronika" zeigen die frische Fortdauer seines Schaffenstalents, das er in dem letztgenannten Buche wieder auf sein Hauptthema, auf die religiösen Entwickelungen des heutigen Zeitbewußtseins, bedeutungsvoll hingewandt hat.

Neben Koenig wollen wir, als einen ihm in manchem Betracht verwandten Geist, F. G. Kühne aufführen, in dem sich eine ächt menschliche und humane Seite unserer Literatur wohlthuend herausgebildet. Ohne radical zu wirken, und nach einer bestimmten Seite hin entscheidende Bestrebungen zu entfalten, verstand er doch in seinen gründlichen Anschauungen der Zeit durch Humor und Tiefsinn zugleich dasjenige Behagen um sich her zu verbreiten, welches immer mit einer geistigen und seelenhaften Fülle des Gehalts verbunden ist. Diesen reinen und wohlthuenden Charakter, der in dem Inhaltsvollen und Sachgemäßen seiner Thätigkeit beruht, hat Kühne besonders in seinen Kritiken und literar- und weltbeschaulichen Aufsätzen an den Tag gelegt. In diesen Darstellungen (unter dem Titel: „Männliche und weibliche Charaktere" gesammelt) umschrieb und verherrlichte er zugleich einen großen Theil der heutigen Bildungsstoffe, welche am meisten bei der Gestaltung der neuesten Literatur und des gegenwärtigen

deutschen Lebens mächtig gewesen. In Kühne's Novelle, „Eine Quarantaine im Irrenhause" hatte die junge Generation gewissermaßen ihre philosophischen Memoiren geschrieben. Das Ringen zwischen philosophischem Abschluß (Stabilität des Systems) und der ächt menschlichen poetischen Bewegung (Leben) ist in dieser Novelle mit einer geistvollen Tapferkeit durchgeführt und ausgemalt worden. In seinen Klosternovellen dagegen gab Kühne einen schönen Beweis von der künstlerischen Fortbildung seines Talents, und er zeigte sich hier vorzugsweise auf dem Gebiet der rein poetischen Hervorbringung, die, ohne sich von den Bedürfnissen der nächsten Zeitentwickelung abzuwenden, derselben jedoch mehr durch feste und bedeutsame Gestaltung, als durch die Debatte und die Reflexion zu dienen suchte. An Reinlichkeit, Zierlichkeit, Abrundung und Geschlossenheit der Darstellung dürften die Klosternovellen Kühne's schwerlich durch irgend ein anderes Product der neuesten Zeit übertroffen werden. Dazu kommen die vollendeten Zeichnungen historischer Gestalten und Verhältnisse, obwohl diese, namentlich die meisterhaften Figuren Heinrich's IV. und Sully's, noch zu abgetrennt von dem eigentlich poetischen Kern des Ganzen dastehen, und ihn überragen, anstatt sich mit ihm zu verschmelzen.

Die neueste Literatur hat ohne Zweifel das Verdienstliche, daß sie in Kritik sowohl als in Production vorzugsweise welthistorisch zu wirken gesucht hat. Der weltgeschichtliche Geist in der literarischen Production muß heutzutage für das Hauptsächliche erachtet werden, und es kommt darauf an, diesen Geist in künstlerischen Gestalten zur Anschauung zu bilden. Die Gefahr, bei solchen Darstellungen in die Zwittergebilde des Walterscottismus und der historisch-romantischen Affectation zurückzufallen, und mit van der Velde, Tromlitz, Bronikowski u. A., wel-

chen Werth diese Herren ihrerseits auch immer haben mögen, doch auf einem untergeordneten Gebiet zu wetteifern, kann eben nur durch die ideelle Gewalt des welthistorischen Geistes, der die Dichtung beherrschen muß, vermieden werden. In Kühne's Klosternovellen, wie in Tieck's Aufruhr in den Cevennen, fallen jedoch die historischen und poetischen Elemente noch zu sehr auseinander, obwohl diese Werke schon eine höhere und veredelte Stufe des historischen Romans darstellen. In seinen „Rebellen von Irland" hat aber Kühne wenigstens keinen erheblichen Fortschritt auf dieser Bahn an den Tag gelegt. Obwohl dieser Roman zum Theil bedeutender und großartiger in der Anlage ist, als die Klosternovellen, so hat ihm doch die allzu minutiöse Behandlung, die langsam Tüpfchen für Tüpfchen ausführt, und der Mangel an Erfindung, welcher bei Kühne überhaupt zu bemerken ist, sehr geschadet.

Fast in allen Gattungen der Poesie hat Julius Mosen vielfältige Bestrebungen gezeigt. Fern von allen Parteiungen der Literatur, hat er nur nach der Entfaltung eines reinen und selbstständigen Dichterlebens getrachtet, und der ihm eigene poetische Kern hat sich bedeutend genug dazu erwiesen. In seiner Lyrik vereinigt sich oft Gedankenfülle mit der höchsten dichterischen Kraft des Ausdrucks, und mehrere seiner Gedichte, wie „die letzten Zehn vom vierten Regiment" sind volksthümlich geworden. Die höchste Bedeutung legt er selbst auf sein dramatisches Streben, und er dürfte besonders befähigt dazu sein, die nationale Macht und Bedeutung des deutschen Drama's hervorbilden zu helfen. Das gedrungene, thatsächliche und scharf concentrirte Leben der dramatischen Dichtungen Mosen's (Cola Rienzi, Otto III., die Bräute von Florenz, des Fürsten Sohn) ist gewiß sehr anzuerkennen, doch hat auch er in seinen letzten Dramen, namentlich in den „Bräuten von Florenz"

angefangen, sich zu Gunsten des Theaters den bestehenden Bühnenverhältnissen auf eine der Poesie nicht mehr ganz zuträgliche Weise zu accommodiren. Bei weitem vollendeter und bedeutsamer scheint er uns in seinen größeren epischen Dichtungen dazustehen. Hier ist es ihm vornehmlich geglückt, zweier außerordentlich bedeutender Stoffe sich bemächtigt zu haben. Dieß ist der Ritter Wahn und der ewige Jude (Ahasverus). Diese Stoffe besitzen deshalb eine so glückliche und große Bedeutsamkeit in sich, weil sie, volksthümlich vorhanden und durch die Weihe des Mythus getragen, außer dieser überlieferten Berechtigung zur Poesie auch noch einen universalen und unendlichen Sinn für die ganze Menschheit haben, und so ein Höchstes in der Dichtung verheißen. In diesen Stoffen liegen alle Erfordernisse eines großen und wahrhaft modernen Gedichts, eines Gedichts, welches das ganze Ringen der christlichen Welt, alles Bangen und Schreien um Freiheit und Zukunft, um geistige und weltgeschichtliche Erlösung, noch den spätern Geschlechtern erzählen kann. Neben der speculativen Seite des Inhalts tritt auch aus diesen Stoffen so viele mährchenhafte Schönheit heraus, und der Blüthenduft der Sage mildert die herbe Speculation, die hinter der naiven Erfindung lauert.

Andere Richtungen und Zustände, die charakterschildernd für ganze Völkerepochen sind, bedürften ebenfalls, in Normalgestalten von der Darstellung festgehalten zu werden, wie zum Beispiel das Wesen von Uebergangsperioden überhaupt, mit allen ihren Gegensätzen, die am Individuum wie am Allgemeinen haften, deren Hinstellung einer Dichtung von großen Dimensionen und zeitgemäß speculativer Begründung vorbehalten bliebe. Wie im Faust die metaphysischen Zerwürfnisse der modernen Menschheit, die ihre andere Seite, in welche sie überschlagen, im Don Juan

haben, so müßte in einer gleich elastischen Gestalt die Dialektik der Zustände, die Anziehung und Abstoßung des Alten und Neuen, des Berechtigten und Werdenden, jene Skepsis, die sich wie eine fliegende Schiffbrücke über das Meer der Zeiten schlägt, verkörpert und versinnbildlicht werden. Heinrich Stieglitz, durch lyrische Dichtungen, besonders durch seine phantasiereichen „Bilder des Orients" sich zuerst auszeichnend, hat in einem Drama, das unter dem Titel: „Dionysosfest. Lyrische Tragödie" erschienen, diese Idee auszuführen und eine Dichtung der Uebergangsepoche zu liefern gestrebt. Zwei Träger grundverschiedener Lebenselemente streiten darin um den Preis der Geschichte, um die Anerkennung der siegenden Existenz, aber sie haben beide nicht ideell Gemeinsames genug, um das ganze Wesen einer historischen Uebergangszeit, in der sich Eines aus dem Andern in gleichartigen Verknüpfungen entwickelt, zu erschöpfen. Als erster und hauptsächlichster Eindruck aber muß sich der erweisen, daß der Sieg gefeiert werden soll, welchen das göttliche Recht über das menschliche davonträgt. Dies ist die Hauptschwingung aller Uebergangszeiten, und die Stieglitzische Dichtung hat in mehreren Partieen Bedeutendes zu ihrer Veranschaulichung geleistet. Bei diesem Dichter ist das musikalische Element seiner Poesie sehr beachtenswerth. Eine kräftige und edle Gesinnung hat sich auch in seinen „Liedern der Zeit" ergossen. Etwas Verwandtes in der Gemüthsart hat Wilhelm Waiblinger, eine bedeutende poetische Natur, die aber durch zu frühen Tod gehindert wurde, sich die höchste Ausbildung und Vollendung zu geben. Der wilde Ueberschwang seines Geistes machte sich zuerst in höchst formlosen, aber von originellem Streben zeugenden Dichtungen Luft, die alle Schlacken und Schärfen der modernen Skepsis in sich trugen. Sein Aufenthalt

in Italien wurde zu einer glücklichen Wendung auch für sein schaffendes Dichtertalent, und die Reihe der dort von ihm begonnenen und theilweise ausgeführten lyrischen, dramatischen und novellistischen Dichtungen zeigt ihn in einer merkwürdigen Läuterung und Erhöhung begriffen. Besonders sind seine Schilderungen italienischer Sitte, Natur und Volksthümlichkeit, die er in seinem Taschenbuch aus Griechenland und Italien gegeben, meisterhaft zu nennen. Mitten in diesem bedeutenden Umwandlungsprozeß aber, der mit ihm und seinem Talent vorgegangen, unterbrach ihn der Tod. Seine Werke erschienen von kundiger Hand geordnet und gesammelt. (Hamburg, bei Heubel).

Ein tiefes, beschauliches Gefühl tritt uns in Leopold Schefer entgegen, den die still sinnende Contemplation eines reichen Herzens, das durch innere und äußere Erfahrungen vielfältig gereift und gebildet worden, zum Dichter gemacht hat. In seinem „Laienbrevier," das unter allen seinen Werken die meiste Anerkennung gefunden, hat er die Summe seiner dichterischen Lebenserfahrungen in einer Reihe von didaktischen Gedichten zusammengestellt. Hier ist die Ausdrucksweise als Spruch, als Gnome vorherrschend, und diese gnomische Art der Dichtung scheint dem Naturell Schefers ganz besonders zuzusagen, obwohl er von der Kunst des Angelus Silesius, in zwei Zeilen die beiden Pole eines großen Weltgedankens entscheidend, und mit der Schnelle eines Blitzes zusammenzufassen, nichts besitzt. Die ganze Weltansicht dieses Dichters ist auf einen poetischen Optimismus gebaut, der ihm alle Erscheinungen mit einem ewigen Sonnenglanz überkleidet, die Contraste mildert und die Gegensätze von vorn herein verschmilzt. Dieser Optimismus führt zu einer solchen Heiligsprechung der Erde, wie sie in dem „Laienbrevier" gewissermaßen zum Moralprincip, zum Sittengesetz erhoben worden ist. Die

kindliche Gläubigkeit des Dichters, der das Tiefste zu erschauen vergönnt ist, hat in ihrem abgegränzten Stillleben das ihr gemäße Glück gefunden, nichts ist unbedeutend und beziehungslos für sie, an das Kleinste, das in ihrem Kreise sich ereignet, weiß sie das Höchste zu knüpfen, und an jedem Rosenstrauch am Wege verrichtet sie ihre Andacht, mit jedem Vogel steht sie in Sympathie. Aus diesem gegenseitigen Natur- und Gemüthsleben quellen die eigenthümlichsten poetischen Betrachtungen und Darstellungen Schefers hervor, und hierin bewährt er auch seine innige Wahlverwandtschaft mit Jean Paul, mit dem er die Sympathieen in der Anschauung, wenn auch nicht alle Mittel der Darstellung gleich mächtig theilt. Dies tritt uns vornehmlich in seinen Novellen entgegen, die oft merkwürdige Lebensbilder in originellster Behandlung vorüberführen. Besonders aber ist es der phantastische Humor, in dem Schefer eine große Stärke besitzt, der ihn häufig der wahren Wirklichkeit in seinen Darstellungen entfremdet, aber dafür im Gebiet der Träume um so glänzender und farbenreicher erscheinen läßt.

Mangel an praller Wirklichkeit und festem Fleisch der Darstellung kann man dagegen Willibald Alexis in seinen Romanen und Novellen nicht vorwerfen. Dieser Autor, mit seiner an Walter Scott groß gewordenen Muse, hat fast immer die tüchtige Staffage eines practischen Stoffes zur Hand, auf dem er mit einer sichern, meisterhaften Technik das Figurentheater bunter und interessanter Verhältnisse aufschlägt. In Behandlung der Localitäten ist Alexis fast immer ausgezeichnet und werthvoll, auch gelingen ihm Sittenschilderungen und individuelle Charaktermalereien, in denen er oft psychologische Tiefe entwickelt. Man hat ihn den preußischen Walter Scott genannt, und mit Recht, da seine Darstellungen aus der

brandenburgisch-preußischen Geschichte, namentlich sein „Cabanis" und der „Roland von Berlin" in diesem Genre Meisterwerke genannt werden können. Weniger passen ironische und zeitsatirische Motive für ihn, weshalb sein Roman „das Haus Düsterweg," bei vielen geistvollen und glänzend ausgeführten Einzelpartieen, nur eine verfehlte Wirkung haben konnte. Im historischen Roman hat auch Eduard Duller einige ausgezeichnete Darstellungen geliefert und darin eine ebenso kenntnißreiche als poetische Anschauung der Geschichte an den Tag gelegt. Duller hat viel Phantasie, einen edeln lyrischen Schwung, und tüchtige Gesinnung. In Genrebildern hat August Lewald Treffliches geleistet, und neuerdings in seinem „Theaterroman" die Wirklichkeit der deutschen Bühnenzustände charakteristisch genug aufgezeichnet. –

Man hat an der neueren deutschen Literatur das überwiegend demokratische Element hervorgehoben und dieser Umstand, sei er begründet oder unbegründet, ist großentheils die Ursache, weshalb unsere Literatur mehr als jemals isolirt und ohne Begünstigung dasteht in einem Lande, in dem gleichwohl die besten Lebenskräfte einzig und allein in die Literatur hineingedrängt werden, ohne andere Auswege der Thatkraft. Ein grausamer Zug unserer Zeit, daß sie am eifrigsten diejenige Blüthe heraustreibt, welche am sichersten bei ihr dem Tode verfällt. Die Zeit stößt unsere ganze Entwickelung in die Literatur hinein, und die Literatur geräth eben dadurch, weil sie der Träger einer universellen Entwickelung wird, in den ihr lebensgefährlichen Verdacht, den man endlich unter einem höhern Gesichtspunct auflösen sollte, um dem Streben des Geistes die Unbefangenheit wiederzuschenken. In Frankreich sehen wir jetzt dieselbe Ueberfülle von Literatur wie in Deutschland, aber unter schlimmeren Symptomen. Die französische National-

kraft, die sich in den politischen Spiegelfechtereien der letzten Jahre zu sehr abgeschwächt und entsittlicht hat, setzt sich in literarische Schöngeisterei um, die man jetzt in allen Formen und auf allen Gebieten wuchern sieht. Die heutige französische Literatur gleicht der polnischen Suppe, die im gewaltigen Kochtopf beständig auf dem Feuer brodelt und in welche alle Ueberbleibsel des Haushalts, alle abgefallenen Brodrinden des Tages, alle Neigen, Schwarten und Strünke der ganzen Wirthschaft hineingethan werden, um daraus den universellen Brei zusammenzurühren. So nimmt die französische Literatur jetzt alle Augenblicke einen andern Charakter an, je nachdem gerade, durch eine zufällige Mischung, ein besonderes Ingredienz das vorschmeckende ist, und vorübergehend scheint dort sogar eine religiöse Schöngeisterei, eine bigotte und katholische Belletristik zum Modeton der Tagesproducte zu werden. Die deutsche Literatur leidet an derselben Ueberdrängtheit der Lebensstoffe, indem auch bei uns alle Richtungen des Daseins sogleich zur Literatur werden, und vor der Hand auch als Literatur verbraucht werden, die Lebenskraft, welche ihnen inwohnt, in dieser Form an den Tag legend und anwendend. Dieser parlamentarische Charakter hat unsere Literatur in Mißgunst gebracht und bei manchen Regierungen wurde daher seitdem häufig Literatur gleichbedeutend mit Demagogie erachtet.

Unter diesen Umständen haben gewisse literarische Erscheinungen bei uns, welche sich von vorn herein in einer mehr privilegirten Sphäre der Gesellschaft ansässig zu machen suchen, das Interesse der Absonderlichkeit für sich. So ist es in den interessanten und lebensvoll ausgesponnenen Romanen von Auguste Paalzow (Verfasserin von Godwie-Castle) der aristokratische Gesellschaftsgeist selbst, der darin seine Vertretung und Gestaltung sucht, und der vorzugsweise in einem Schaffen, das sich in einem Kreise vor-

nehmer Interessen abgränzt, und in der eigenthümlichen chevaleresken Haltung aller Lebensgebilde, sein Prinzip des Schönen und Wahren entwickelt. Die Romane der Frau Paalzow haben die vornehme Sphäre, aus der sie erzeugt und für die sie berechnet sind, am ungetrübtesten und reinsten für sich, und das Fesselnde, das diese Darstellungen auf die Lesewelt ausgeübt haben, muß ihnen schon an sich als ein Vorzug zuerkannt werden, aber es fehlt ihnen im Grunde das höhere productive Talent, um diese Lebenssphäre so zu befruchten, daß es zu etwas Erheblichem dabei kommt.

Diese höhere Productions- und Gestaltungskraft ist den Romanen von A. von Sternberg nicht abzusprechen, und von ihm wäre am meisten eine rein künstlerische Durchbildung der Formen auf diesem Gebiete zu erwarten gewesen. Er zeigte sich früher besonders mit jenen hübsch abgerundeten und prägnant vorgetragenen Erzählungen, in denen das Wesen und Treiben kleiner Höfe und überhaupt ein gewisses aristokratisches Kleinleben so meisterlich spielt, ein Thema, das sich freilich durch die allzu häufige Benutzung immer mehr bei ihm abgeplattet und verdünnt hat. In Sternberg's bedeutendem Talent sind jedoch zweierlei Gesetze thätig, welche diesen Schriftsteller gewissermaßen befriedigungslos hin- und herzerren, nämlich das Gesetz der alten, literaturfrommen, im reinen poetischen Schaffen sich genügenden Zeit, und das Gesetz einer neuen, an die treibende Kraft der Zeitideen verfallenen Periode. Von beiden Seiten her hat er Richtungen empfangen, mit denen er sich nicht ganz klar abzufinden vermag, und die seinen Darstellungen etwas Schwankendes geben. Diese Zwiespältigkeit der Richtungen erscheint aber in ihm nicht als Kampf, sondern zum Theil nur als Manier. Nichtsdestoweniger gehören seine Leistungen zu den bedeutendsten der

gegenwärtigen Literatur in Deutschland, und lassen einen durch Lebenserfahrungen mannigfach gebildeten, hier und da nur in raffinirter und geklügelter Lebensstellung absorbirten Geist erkennen.

Dagegen sehen wir in einer aristokratischen Dichterin, Gräfin Ida Hahn-Hahn, eine gewisse harmonische Vollendung dieser Richtung sich herausbilden, und mit den socialen Ideen der Zeit sich eigenthümlich verschmelzen. Die vornehme Dichtung zeigt sich hier von ihrer liebenswürdigsten Seite, und obwohl ihrer selbst sich bewußt und auf manche kleine Besonderheiten kindisch versessen, erscheint sie doch auch wieder unbefangen und natürlich, und bemüht sich wenigstens, das exclusive Element wohlthuend in dem höheren poetischen aufzulösen, obwohl ihr dies nicht immer gelingen mag, indem daraus zuweilen bloß ein widerwärtiges Schönthun mit den exclusiven Manieren wird. Die Bücher dieser Schriftstellerin sind fast sämmtlich Schilderungen aus der Gesellschaft, und reihen sich als solche, oft in einem locker verbundenen Faden, zu Romanen und Novellen aneinander. Die Feinheit und Eigenthümlichkeit der Beobachtung, durch welche sich diese Darstellungen auszeichnen, hängt sich zwar oft auch an das Unwesentliche fest, mit dem Bestreben, etwas Wesentliches daraus zu machen und darin zu erblicken, aber sie erlauscht auch ebenso sehr die bezeichnendsten Züge der Individualität und stellt dieselben in den sinnigsten Malereien hin. Das Thema der socialen Verwickelungen ist die schwächste Seite dieser Dichterin, und sie besitzt hier nicht die Erfindungskraft, Menschenkenntniß und den erhabenen Gerechtigkeitssinn, welchen wir bei George Sand anerkennen mußten. Vielmehr müssen ihre Gebilde darin aller subjectiven Willkür und Laune gehorchen, und sie sucht oft als schön und interessant darzustellen, was offenbar nur eine moralische Schwäche ist,

wie ihr dies in ihrem neuesten Roman „Ulrich" begegnet ist. Ihr Hauptvorzug aber ist, daß sie eine wirkliche Dichterin ist, und je mehr ihre Productionen diesem rein poetischen Charakter entgegenstreben, desto unbestrittenere Anerkennung werden sie verdienen. Weniger angenehm ist sie als Reisende, wo sie sich durchaus unfähig gezeigt hat, Völkercharaktere in einem höheren Geiste zu beurtheilen.

Zeigt sich in den Romanen der Gräfin Hahn die aristokratische Lebensbetrachtung vorherrschend, so macht sich dagegen in den Darstellungen einer andern Dichterin, L. Mühlbach, oft das liberale Element der neueren Poesie geltend. In ihren Romanen wird zugleich für die socialen Conflicte der Zeit eine Versöhnung erstrebt, die sich auf der festen Grundlage des in seiner Sittlichkeit freien Gemüths aufführen will. Die Poesie der positiven Lebensformen sucht sich hier im modernen Roman zu gestalten, und wie scharf auf der einen Seite auch die Gegensätze und Zerklüftungen der heutigen gesellschaftlichen Zustände zergliedert werden, so soll doch daraus nur das wahre Ideal der höchsten Freiheit und Sittlichkeit selbst hervortreten, an das sich ein von edelster Menschheitsliebe erfülltes Herz festgehangen.

War oben von dem aristokratischen Element in der modernen Poesie die Rede, so müssen wir hier noch eines sehr begabten Schriftstellers gedenken, der, namentlich in Novellen, allen Lebensaufwand der Fashion und die aristokratische Tournüre ebenso naturgetreu abgezeichnet hat, als er sie zugleich, wo es sein muß, auf das Feinste persiflirt und in ihrer Nichtigkeit hingestellt hat. Dies ist Friedrich von Heyden, ein ächtes Dichtergemüth, mit einer vollen und festen Ansicht des Lebens, das er in seinen leisesten innerlichen Schwingungen wie in aller bunten Beweglichkeit nach Außen hin gleich kräftig und ge-

wandt zu ergreifen weiß. Besonders ist er Meister in der Darstellung verwickelter Gesellschaftsverhältnisse, denen ihn doch sein innerster Sinn, der ihn auf eine geheimnißreiche Fülle des Gemüths- und Naturlebens anweist, gerade am liebsten entzieht; aber wie ihm eine reiche Welterfahrung zu Gebote steht, so ruft er aus dieser vorzugsweise gern und mit besonders glücklichem Takt complicirte, durch höhere Intriguenspiele bewegte und verknüpfte Verhältnisse der Wirklichkeit hervor, und bringt sie mit ungemeiner Beweglichkeit und glänzender Ironie zur Darstellung. Der weltmännische Takt, die wahre Kunst zu leben, ist in Heyden's Darstellungen eben so sehr zu bewundern, als die zartesten Gemüthsnüancen, ein anmuthiges Stillleben der Gefühle, und alle die kleinen Züge eines liebenswürdigen Naturells, die sich in der Farbenmischung unbewußt verrathen, an seine Dichtungen fesseln. Die Schöpferkraft dieses Dichters hat sich schon sehr mannigfach und seit einer Reihe von Jahren ununterbrochen bethätigt. Als Epiker hat er besonders in seinem Reginald eine bedeutende romantische Dichtung geliefert. Unter seinen größeren Romanen zeichnen sich die Intriguanten, ein geistvolles Charaktergemälde des siebzehnten Jahrhunderts, durch sehr lebhafte und glänzende Schilderungen aus. Seine Novellen, in denen sich oft sehr charakteristische Auffassungen der Zeitverhältnisse zeigen, erschienen gesammelt unter dem Titel: „Randzeichnungen" (Leipzig 1842, zwei Bände). Seine dramatischen Arbeiten ragen durch Dialog, Erfindung und wahrhaft dramatische Behandlung in einem hohen Grade hervor. Die meisten derselben bewegen sich auf dem Schauplatz moderner Gegenwart und moderner Gegensätze, in deren Behandlung sich ein freies, alle Nüancen scharf durchdringendes Talent an den Tag legt. Sie wurden

gesammelt unter dem Titel: „Theater," Leipzig 1843, in drei Bänden. —

Die Poesie unserer Zeit hat ein merkwürdiges Bestreben an den Tag gelegt, eine Poesie der Wirklichkeit zu werden, und statt in müßigen, von der Welt abgeschiedenen Träumen sich zu ergehen, ein bestimmtes Verhältniß zu der sie umgebenden Gegenwart anzunehmen. Wie tief dies Streben im Geist der heutigen Menschheitsepoche überhaupt wurzelt, zeigt sich auch darin, daß die deutsche Lyrik, welche sich sonst am meisten in träumerische Naturempfindung und in subjectives Stillleben eingesponnen, in neuester Zeit am heftigsten diesen Drang bekundet hat, sich zu einem Organ der Zeit und ihrer wirklichen Zustände und Reibungen zu machen. Was nun die Lyrik als solche anbetrifft, so kann wohl ihrer ursprünglichen Aufgabe nichts mehr entgegen sein, als die, sich zu einem prickelnden Element in der Zeitbewegung zu machen, und diese sogenannte Zeitlyrik oder Oppositionspoesie, wie überreichliche Gunst man auch ihren, zum Theil unpoetischen Ergießungen geschenkt, und wie sehr sie auch anderntheils die ihr gezollte Anerkennung verdienen mag, wird doch, so lange sie noch mehr Zeitungspoesie als Volkspoesie bleibt, nur für eine untergeordnete Gattung erklärt werden müssen. Ihre wahrhafte Aufgabe ist, sich aus der bloßen Oppositionspoesie zur wahren Volkspoesie zu erheben. Das Volkslied hat dies Vorrecht der Poesie, sich an Alles heranzumachen, und es durch die einfachste und naivste Betrachtung zugleich auf das Schärfste zu zersetzen, immer siegreich verwaltet. Alle Volkspoesie trägt schon einen Keim von Opposition in sich, denn des Volkes Stimme ist eben darum Gottes Stimme, weil vor der gesunden und durchdringenden Anschauung des Volkes, in der das Recht und die Freiheit schon wie ein Naturinstinct leben, keine Schlechtigkeit bestehen kann.

Das deutsche Volkslied des Mittelalters hat in Scherz und Schimpf so manchen nationalen Widerstand ausgefochten, und ein ächter Kern unserer Nationalität ist darin herrlich zu Tage gekommen. Wenn aber die Volkspoesie, in ihrer natürlichen Freiheit und in des Volkes nie zu berückendem Wahrheitsinstinct, leicht zur Oppositionspoesie geworden, so sollte umgekehrt auch alle Oppositionspoesie, durch welche Unnatur der Zeiten sie auch erweckt und zu künstlichen Formen getrieben werden mag, zur Volkspoesie zurückkehren und zu Volkspoesie werden. Der Volksgeist, wie er in sich gewaltig und unerschütterlich ist, ist auch wieder die fröhliche und kindliche Gemüthsherrlichkeit selber, und was in seinem Sinne angegriffen und zerstört wird, wird auch in seinem Sinne, zu wahrer Erhebung des Nationallebens, wieder auferbaut werden. Denn das Volk, göttlich mild und ewig schaffend wie es ist, verwüstet nichts, was es nicht auch die Kraft hätte, besser und edler wiederherzustellen. Was das Volk an seinen Tyrannen verwüstet, wird es immer aus sich zu ersetzen vermögen. Nicht so die Tyrannen, denen nicht Kraft und Macht von Gott gegeben ist, das zu ersetzen, was sie oft am Volke verwüsten. Dagegen wird nur dasjenige Schlechte wahrhaft verwüstet, welches aus dem Volke heraus verwüstet wird.

In den politischen Liedern Hoffmann's von Fallersleben, die sich neckisch und bedenklich zugleich Unpolitische Lieder genannt haben, ist es zwar der politischen Opposition gewissermaßen gelungen, jenen Volkston anzuschlagen, der eine so hinreißende Gewalt auf das Gemüth ausübt. Wenn aber jenes satirische Behagen des Volksliedes, das sich harmonisch in seinen Gegensätzen schaukelt, hier nicht aufkommen konnte, wenn das Scharfe und Schneidende mächtiger geworden ist als das Naive und Poetische, so ist darin eine innere Störniß zu Tage

gekommen, die dem trefflich ausgerüsteten Dichter nicht allein zuzuschreiben ist.

Am nächsten daran war Anastasius Grün in seinen „Spaziergängen eines wiener Poeten," eine deutsche Chanson mit ähnlicher Feinheit und Naivetät, wie Beranger, zu gestalten. Die liberale Richtung dieses hochbegabten Dichters zeigt sich auch immer mit poetischem und gemüthlichem Element durchdrungen, und was er in dieser Weise geleistet hat, muß wohl für sein Bestes und Vollkommenstes erachtet werden. Hier ist auch seine Diction, die sonst oft in ihrer Schwülstigkeit Auswüchse der Kraft darbietet, feinbegränzt und maßvoll. Anastasius Grün ist einer unserer edelsten und vom ächten Geist der Muse beseelten Dichter, und wenn man ihm in letzter Zeit hat nachsagen wollen, daß seine Begeisterung für die Freiheit erkaltet, so beruht dies lediglich auf äußern Umständen, die auf das Innere dieses Dichters nicht den geringsten Einfluß geübt, und die von den mit solchem Vorwurf sehr freigebigen Schreiern des Tages zu dieser Anklage benutzt worden. Der Pöbel sieht überall nur Convertirungen und Bekehrungen, sobald er nicht mehr in den Extremen seine Rechnung finden kann. Was wir aber von der zu grellen Absichtlichkeit in den deutschen Chansons bemerkten, muß von den meisten politischen Gedichten Friedrich von Sallet's, der sich sonst durch Witz, Schärfe und Tiefsinn auszeichnet, gesagt werden. Es lebt in ihm der begeisternde Gedanke deutscher Volksdichtung, der auch die Grundlage seines „Laien-Evangeliums," in welchem er sich zu dem größten Kraftaufwand seines Talents gesammelt, bildet. Abgerundeter und anmuthsvoller, auch in den schreiendsten Dissonanzen beständig von einem poetischen Hauch durchdrungen, zeigt sich schon G. Herwegh in seinen „Gedichten eines Lebendigen" welche (die unangemessene

und durchaus unnütze Zueignung abgerechnet) durch ihre mächtige Begeisterung in feingeschliffener Form alle Anerkennung verdienen. Doch ist oft noch das Rhetorische in ihnen vorwaltend, was Längen verursacht, die der Wirkung nachtheilig werden. In diesem Zusammenhang sind auch die durch schöne Form und eine oft sinnreiche Auffassung ausgezeichneten Gedichte von Franz Dingelstedt zu nennen. Die Dichtungen von Karl Beck, theils der oppositionnellen Zeitlyrik angehörend, theils in romantischem und phantastischem Genre sich bewegend, haben ihr Eigenthümliches in einer glänzenden Bildersprache, Bild und Redeblüthe vertreten darin ganz und gar den Gedanken, vernichten ihn aber auch oft. Klar und scharf geschliffen erscheinen dagegen immer die Darstellungen von Franz Freiherrn Gaudy („Gesammelte Werke" von Arthur Müller, Berlin 1844), der namentlich in seinen humoristischen und satirischen Gedichten eine populaire Naivetät zeigt, und einen sinnigen volksthümlichen Ton getroffen hat.

Wieviel Blendendes und Hinreißendes auch diejenige Lyrik haben mag, welche vorzugsweise die Bewegungen der Zeit nachzuklingen und anzuregen gestrebt, so werden uns doch dabei auch die Dichter, welche am liebsten innerhalb der Gränzen des poetischen Gebiets verbleiben und an den ewigen Frieden der Dichtkunst sich festgehangen haben, in ihrem guten Recht und gewissermaßen im alten Recht der Poesie selbst erscheinen müssen. Friedrich Rückert, zum Beispiel, (seiner Bedeutung als Zeitdichter erwähnten wir schon früher unter seinem damaligen Dichternamen Freimund Raimar) ist ein Naturdichter, und als solcher der größte, reichste und originellste, den es in Deutschland gegeben. Rückert's Naturansicht ist eine durch und durch vergeistigte und neigt sich mit einer überwiegenden Richtung zu dem dichterischen Pantheismus der orientalischen Welt-

anschauung, die in Allem nur Eines sieht, feiert und anbetet. So singt Rückert:

O Sonn', ich bin dein Strahl, o Ros' ich bin dein Duft,
Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!

und dieses lyrisch trunkene Sichempfinden im Allgemeinen, woraus gewissermaßen ein hymnischer Wettgesang zwischen Mensch und Natur zur Feier der Schöpfung hervorgeht, bildet einen überall anklingenden Grundzug seiner Poesie. Dabei jedoch, trotz aller Ueberschwänglichkeit dieser Stimmung, nirgend eine mystische Verkümmerung in Rückert. Weise wie ein Bramin, und leicht und leichtsinnig wie ein Vogel, bewegt sich sein Lied unter einem immer blauen, reinen, lächelnden Himmel, mit tiefen Fernsichten nach Ost und West, mit blitzenden Sonnen, symbolischen Sternen, und gedankenvollen Morgen- und Abendröthen. Bald liebenswürdig unter Blüthen gaukelnd wie ein schelmischer Elfengeist, bald ernst unter wehenden Bäumen und Büschen in feierliche Priesterandacht versunken, träumt sich dieser Dichter, während er sich nur an das Naturwüchsige der ihn umgebenden Blüthenwelt hinzugeben scheint, daran oft in die tiefste Speculation hinein. Und dies wird meistentheils der eigenthümliche Wendepunct seiner Gedichte. Das Orientalische, das in Rückert's Gemüth und Anschauungsweise mehr wie eine geistige Sympathie, denn als absichtliche Hinneigung hervorsticht, tritt dagegen in seinen poetischen Ausdrucksformen öfter mit bestimmter Absichtlichkeit, ja mit philologischen Anflügen heraus. Die neuen, reichen Wendungen und Ausdrucksweisen, die dadurch in seiner Sprache entstehen, sind nicht selten bedeutend und von origineller Schönheit, mitunter jedoch lästig und in's Spielerische entartend. Mit den Orientalen theilt Rückert auch noch die Eigenthümlichkeit, daß er seinen Ergießungen, die ihn selbst

aus einem unerschöpflichen Füllhorn überschütten, kein Genüge finden, seinem Gedicht kein Ende und keinen Abschluß zu geben vermag. Viele seiner Gedichte sind in der That zu lang, und nicht ohne einige Beeinträchtigung ihres Eindrucks, so schlecht auch jene Kritik des Polonius sein mag, und so gewagt das Hülfsmittel Hamlets, jede Länge gleich zum Barbier zu schicken.

Hier wollen wir auch der markigen, kraftvollen und ehrlichen Muse Adalberts von Chamisso, mit seiner Lyrik von altem Schrot und Korn, gedenken. Dieser edele Dichtergeist, welchen Deutschland der französischen Nation abgewonnen, hat sich in ächt deutscher Weise herrlich entwickelt, und in seiner Poesie gesunde und starke Gebilde hingestellt, die durch ihre Naturfülle immer etwas Erfreuliches haben. So technisch vollendet Chamisso in seinen Formen ist, so ungekünstelt und wahr ist er in seinen poetischen Anschauungen, in seiner humoristischen Lebensauffassung, in seinen ernsten gedankenvollen Träumereien. Dieser unschuldige und naturvolle Sinn, der in ihm waltet, giebt ihm zugleich den wahren Adel der Poesie, eine erhabene und von allem Gemeinen fremde Gesinnung, die uns in Chamisso's Dichtungen überall entgegentritt. In seinen Balladen und poetischen Erzählungen spielt jedoch öfters eine grelle französische Melodramatik mit, die im Stofflichen liegt, und die Vorliebe Chamisso's für schauerliche Nachtstücke, Räuberscenen und dergleichen in sich schließt. Ein durchweg freundliches Talent haben wir dagegen in dem gemüthvollen Gustav Schwab, der sich immer innig und harmonisch zu geben trachtet. Seine Balladen haben einen klassischen Werth, und werden ihm in der Geschichte der deutschen Lyrik seine Bedeutung sichern. Nicolaus Lenau begann bedeutender, als er endigen zu wollen scheint. Die düstern und melancholischen Naturan-

schauungen in seinen früheren Gedichten haben oft eine erhabene dichterische Kraft. An größeren Productionen, namentlich seinem Savonarola und Faust, ist er bis jetzt gescheitert. Dagegen ist er in der Form immer Meister und erreicht eine seltene harmonische Abrundung. Etwas Verwandtes mit ihm hat Ferdinand Freiligrath, obwohl er stärkere und grellere Effecte in seinen originellen Naturmalereien erzielt. Dieser Dichter, auf dessen Phantasie das Fremdartige und Groteske einen so großen Reiz ausübt, hat in seiner Poesie doch eine starke Beimischung von französischem Element, das sich in seinem Haschen nach piquanten Bildern oft allzusehr verräth. Er ist ein Meister in der malerischen und musikalischen Behandlung seiner Bilder zu nennen, aber sein geistiger Horizont ist beschränkt, und wie sehr auch seine Leistungen den ihnen gewordenen Beifall verdienen, so legt man doch auf der andern Seite zugleich durch diese Vorliebe für Freiligrath das Bekenntniß eines verdorbenen Geschmacks an den Tag. Zedlitz, der Dichter der „Todten-Kränze,“ behauptet durch dieses eine Werk einen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß, wenn er sich auch seitdem in keinem productiven Fortschreiten begriffen gezeigt. Die Gedichte von Wilhelm Wackernagel,* erst jetzt gesammelt, werden einen unserer freisinnigsten und talentreichsten Dichter auch in einem weiteren Kreise kennen lehren. Kein Zweig der Dichtkunst hat wohl so viele und eifrig gepflegte Blüthen getrieben, als in neuerer Zeit die deutsche Lyrik. Wie viel Mittelmäßigkeiten sich darin auch immer eine ihnen gern zu erlassende Expectoration verschafft, so liegt doch auch in so vielen andern edeln und schönen Ergüssen begabter Naturen der erfreuliche Reichthum deutschen Gefühls- und Seelenlebens zu Tage. Apollonius von Maltitz, ein kräftiges und eigenthümliches Talent, auch zu dramatischer und novelli-

stischer Dichtung begabt, Karl Maier, mit seinen kleinen allerliebsten Liederepigrammen und Naturgedichten, die er sich gewissermaßen von den Bäumen schüttelt, Ludwig Bechstein, vielseitig und auch wissenschaftlich regsam, besonders aber durch sein lyrisches Talent bedeutend, Leopold Schweitzer, durch treffliche und originelle Balladen ausgezeichnet, bedeutender noch als Feuilletonist und Publizist wirkend, E. Ferrand, G. Pfitzer, A. Rebenstein, Hermann und Rudolf Marggraff, und noch manche andere dürften hier zu nennen sein, die in einer Literaturgeschichte der Lyrik ihre umständlichere Charakteristik verdienen. —

Was die neuere dramatische Poesie anbetrifft, so dürfte es im Allgemeinen hier noch als erfreulich zu bemerken sein, dieselbe jetzt in ein unmittelbareres Verhältniß zur Bühne und zur theatralischen Aufführbarkeit eingetreten zu sehen. Während die hervorbringenden Talente es eine Zeitlang für vornehm und gewissermaßen für einen Stempel ihrer poetischen Echtheit hielten, wenn sie dramatische Dichtungen der Bühne so widerstrebend als möglich einrichteten, so ist jetzt ein umgekehrtes Verhältniß genußvoller hervorgetreten. Immermann, obwohl er sich mit Grabbe in Düsseldorf zu gemeinsamen Bestrebungen für die Erhebung des deutschen Theaters vereinigt hatte, konnte doch selbst in seinen eigenen dramatischen Productionen das richtige Verhältniß zwischen Drama und Theater nicht finden. Noch weniger vermochte dies Grabbe, dessen gewaltiges und gewaltsames Talent alle Bühnenverhältnisse überragte. Den Shakspeare-Geist, den sich Immermann zuerst künstlich einimpfte, besaß Grabbe wirklich als einen eigenthümlichen Naturfonds in sich, obwohl Grabbe's wilde, excentrische, cynische Ueberkraft sich nie zu der künstlerischen Harmonie und wahrhaft geistesgroßen Anmuth

bezwingen konnte, die den Sieg des ächten Genies bezeichnet, und in Shakspeare diesen Gipfel schöpferischer Vollendung darstellt. Die ersten Stücke Grabbe's, unter denen sein Herzog von Gothland für die colossalste Verirrung des Talents gelten kann, zeigen ihn in einer krampfhaften Bewegung, in der selbst die Kraft oft nur als ein verzweifeltes Ringen nach Kraft erscheint. Einen merkwürdigen Fortschritt dagegen bewies er in seinem Hannibal, den man als eine bedeutende Bereicherung der neuesten deutschen Poesie überhaupt betrachten muß, ein Stück von wahrhafter Originalität und hoher dichterischer Kraft. In dem einfachen, großartig klassischen, epigrammatisch kurzen Stil dieser Tragödie hat Grabbe alle früheren Unarten seines Talents überwunden, und die bacchantische Redseligkeit, an der seine andern Dichtungen leiden, ist hier einer pointirten und durch stille Motive wirkenden Besonnenheit gewichen. Die dramatische Entwickelung leidet aber auch hier an manchen Fehlern, besonders an dem, daß sie nur in die Verhältnisse und nicht in die Charaktere hinein verlegt ist. Die Zeichnung Hannibals selbst bietet nur geniale Noten für den Schauspieler dar, ermangelt aber durchaus aller innern Charakterausführung, die in die Seelenbewegung des handelnden Helden hineinblicken ließe. Grabbe hat sich in diesem Stück, um seinen Gefühlsexcentricitäten entgegenzuwirken, oft in eine schneidende Kälte der Darstellung gehüllt, doch ist des Großgedachten und Hochpoetischen zu viel vorhanden, um nicht von dem Ganzen einen bedeutenden Eindruck zu hinterlassen. In seinen andern Dichtungen, namentlich in seinem Don Juan und Faust, in seinen hundert Tagen u. s. w. mag zum Theil mehr Kühnheit der poetischen Erfindung und Combination enthalten sein, aber zu einem so geschlossenen und

künstlerisch gedrungenen Ganzen, wie im Hannibal, hat sich **Grabbe** sonst nicht wieder zu concentriren vermocht.

Zum Gegensatz mit diesem unbändigen Talent, welches sich dem Theater nicht accommodiren mochte oder konnte, wollen wir ein anderes betrachten, welches uns als der Repräsentant dessen gelten kann, was im bestehenden Zustande die deutschen Bretter bedeuten. **Raupach** hat ohne Zweifel ein ursprüngliches, sehr entschiedenes Talent, das ihn befähigte, etwas Ungewöhnliches zu erreichen, aber statt seine ansehnlichen Kräfte an eine geistigere Belebung des deutschen Theaters zu wenden, statt den Schauspielern tieferes Charakterstudium in seinen Stücken zuzumuthen oder sie wieder durch die Ueberlegenheit wahrer Poesie zu einer ächt ästhetischen Schule zu gewöhnen und zu zwingen, ging er ohne Weiteres, und ohne einmal einen Kampf mit sich zu kämpfen, darauf ein, seine Muse als Theaterbedienten engagiren zu lassen. Nachdem **Müllner's** schick- und scheusälige, aber doch immer schön geschriebene und oft wirklich dramatische Tragödien sich auf den Brettern abgenutzt hätten, trat **Raupach**, mit dem fruchtbarsten und unermüdlichsten Talent, das seit **Kotzebue** gesehen worden, hervor, um sich der deutschen Bühne zu bemächtigen. Seine Stücke begünstigten ein gewisses oberflächlich glänzendes Schauspielertalent, wie es jetzt aller Orten angetroffen wird, und **Raupach** dichtete ganze Tragödien und Lustspiele für dieses oder jenes Schauspielers Figur oder Organ, und zeugte Menschen, wie sie in das, auf der königlichen Theatergarderobe in Berlin einmal vorhandene Costüm hineinpaßten. Und doch scheint es mitunter, als wenn selbst unter diesen beweglichen Costümen in seinen Stücken ein menschliches Herz schlüge, es scheint mitunter, als wollte sich ihm die Theaterdecoration zu einer Lebensperspective erweitern, einzelne geniale Züge tauchen unwillkürlich aus

der Maschinerie hervor und man kann sich nicht enthalten zum öftern bewegt, hingerissen zu werden, wenn man auch an die Wirkung, von der man widerwillig überrascht wird, selbst nicht glauben kann und mag. Doch hat Raupach von Hause aus ein zu gutes poetisches Gewissen, als daß es ihm nicht zuweilen noch schlagen sollte, und er scheint dasselbe durch die sogenannten ideellen Tendenzen, nach denen er die meisten seiner Stücke zuschneidet, fast beschwichtigen zu wollen, indem er sich dann vielleicht überredet, echter Kunst und Poesie im Ganzen doch Genüge gethan zu haben, nachdem er sie im Einzelnen an den theatralischen Dingen todt gehetzt. In solchem Betracht ist zum Beispiel sein „Robert der Teufel" in der That merkwürdig. Es ist ein Drama, in dem die Frage von der menschlichen Willensfreiheit vollständig abgehandelt, und die Idee von der Prädestination auf eine sehr gründliche und wahrhaft schön durchgeführte Weise, widerlegt wird. In seinen rein historischen Stücken, namentlich in seinen Hohenstaufen-Tragödien hat Raupach meistentheils leichtsinniger gewirthschaftet.

Die jüngeren, ohne Zweifel mit treueren Absichten für die Poesie beginnenden Talente, haben es nun ebenfalls darauf abgesehen, die Bühne zu erobern. Sie lassen sich jetzt mit derselben sofort in practische Unterhandlungen ein, und zeigen sich willfähriger als sonst, Zugeständnisse aller Art zu machen. Das Talent sowohl, wie die Bühne, beide müssen dadurch gewinnen, das Talent an Realität, an Wirklichkeitsinstinct, woran es der deutschen Poesie und Literatur immer nur allzusehr gemangelt, die Bühne aber an frischen Säften, und überhaupt an Reinigung und Rettung ihres ganzen Organismus, der zum Theil unter unsaubern Verhältnissen, unter den Banden des Handwerks und schlechter Rücksichten zu stocken und zu versumpfen ge-

droht. Dichter, wie Gutzkow (der mit seinem Richard Savage hier den Reigen bedeutend eröffnete), Laube, Mosen, Friedrich von Heyden und Andere, werden uns binnen Kurzem ein ganz neues und heimisches Repertoire schaffen, man halte ihnen nur allwege die Bahn offen und enge nicht ihre wahren Talente durch die hergebrachten Theatermiseren ein, durch welche die Bühnendichter von der alten Fabrik sich eben mit diesem Uebergewicht der Bretter bemächtigt haben! In einer Geschichte der jungen Dramatik, die wir uns vorbehalten haben, werden, außer den obengenannten Dichtern, auch Eduard Arnd, der schon vor länger als zehn Jahren mit den „beiden Edelleuten von Verona," den „Geschwistern von Rimini" und andern bedeutenden Compositionen aufgetreten, Michael Beer, Friedrich Halm, ein begabter und glücklich organisirter Dichter, der sich aber in seiner Griseldis in quälerischen Gefühlsexperimenten gefallen und im „Sohn der Wildniß," einem sonst schön und elegant gearbeiteten Stück, nicht frei von Koketterie und Gefühlsverweichlichung geblieben, Bauernfeld, Carl von Holtei, der zuerst ein deutsches Vaudeville auf unserer Bühne begründet, Ernst Willkomm, Hermann Marggraff, ohne Zweifel mit dramatischem Talent begabt, aber vielleicht noch eigenthümlicher zum humoristischen Roman ausgerüstet, Friedrich Hebbel, der in seiner Judith, obwohl sie ihrer Anlage nach der Bühne und vielleicht überhaupt einer sittlich schönen Darstellung widerstreitet, doch bereits eine große Meisterschaft dramatischen Stils an den Tag gelegt hat, J. B. von Zahlhaas, ein viel zu wenig anerkanntes Talent, besonders zum deutschen Originallustspiel ausgezeichnet begabt, die Prinzessin von Sachsen, Feodor Wehl und mehrere Andere, mehr oder weniger ausführlich nach ihren Leistungen zu charakterisiren sein. Auch

Grillparzer, obwohl als Dramatiker einer früheren Zeit und zum Theil manierirten Geschmacksrichtungen angehörend, verdient doch durch sein allgemeines poetisches Talent, das von der schönsten Bedeutung ist, seine Stelle zu behaupten.

Eine eigenthümlich practische Form aber, um zu den Deutschen zu reden und ihnen in bequemer und zugänglicher Weise etwas beizubringen, ist in unserer Literatur der Roman geblieben. In diesem hat sich denn unausgesetzt eine große Mannigfaltigkeit von Leistungen hervorgethan, die mit größerem oder geringerem Glück ihr Verhältniß zum Publikum behauptet haben. Die beliebten Darstellungen von Carl Spindler sind immer durch lebendige Charakteristik, durch straffe Wirklichkeit der Situationen, und durch eine Fülle von Stoff und Leben ausgezeichnet gewesen. Ebenso die vielgelesenen Romane von Theodor Mügge, der auch als Reiseschriftsteller interessante und werthvolle Mittheilungen geliefert, von Ludwig Rellstab (der Roman „1812" und viele kleinere Novellen) u. A.

---

19. Die philosophische und wissenschaftliche Literatur in Deutschland.

Die Literatur der modernen Zeit ist in ihrer Entwickelung hauptsächlich durch das eine Gesetz bewegt worden, welches wir auch als das eigentliche Lebensgesetz der politischen Entwickelung der Völker mehrfach erkennen mußten, nämlich durch das Gesetz der freien Selbstbestimmung, das den menschlichen Geist treibt, sich auf seiner individuellen Seite zu einem wahrhaft künstlerischen

Organismus auszubilden, wie es in der deutschen Poesie vorzugsweise an der Erscheinung Goethe's zu Tage gekommen war, welches Gesetz aber durch Kant zuerst zu einem wissenschaftlichen Prinzip erhoben, und in diejenige philosophische Bewegung der Zeit eingetreten, welche die höchste Stufe des Geistes darin erkannt hat, daß der Geist sich aus sich selbst begründe, und keine anderen Bestimmungen empfange, als aus seiner eigenen Nothwendigkeit, welche zugleich seine Freiheit ist. Im geschichtlichen Völkerleben war dies der Kampf des erwachenden Volksgeistes mit der absoluten Monarchie, die sich, abgetrennt von der Substanz des Volks, auf ein geheimnißvoll abgeleitetes Recht begründet hatte, wodurch gewissermaßen ein unerforschbares göttliches Recht dem auf die Vernunfterkenntniß sich begründen wollenden menschlichen Recht entgegengesetzt worden war. In der religiösen Weltansicht war dies der außerweltliche Gott, der in dem durch geheimnißvolle und unerforschte Rathschlüsse von ihm beherrschten Weltmechanismus ebenso wenig darin war und seinem Wesen nach Theil daran hatte, als seine Stellvertreter auf Erden, die absolut herrschenden Könige, in dem Staat selbst wesentlich darin waren. Aus dieser mechanischen Geistesanschauung, die das ganze wirkliche Leben in ihre unfreien Bande geschlagen, sahen wir in Frankreich die auflösende atomistische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hervorgehen, welche den nothwendigen dialektischen Uebergang aus jenem Lebens- und Staatsmechanismus in die Revolution vermittelte.

Diese Trennung der ganzen Weltansicht, die in der französischen Revolution durch die Idee der politischen Freiheit ausgefüllt werden sollte, sie wurde in Deutschland an das geistige Versöhnungswerk der Wissenschaft gewiesen, das besonders dahin arbeitete, die freie Selbstbestimmung in der substantiellen Einheit des Göttlichen und

Menschlichen zu begründen, welche Einheit dann wieder der Puls einer neuen Fortbewegung der Geschichte und der wahre Grund aller Freiheit des Völkerdaseins werden muß. Diese Idee der Einheit des Göttlichen und Menschlichen hat sich durch drei eigenthümliche Bewegungen der deutschen Wissenschaft, durch Schelling, Schleiermacher und Hegel, am entschiedensten hervorzubilden gestrebt.

Durch Schelling war das Absolute gewissermaßen wie der Dieb in der Nacht plötzlich und überraschend in die Philosophie gekommen. Es war nur zu erkennen bei der Blendlaterne der intellectuellen Anschauung, die es mit sich gebracht hatte, und die ihrer Zeit den Dienst von Aladins Wunderlampe leistete, magisch hineinstrahlend in bisher noch verschlossene Tiefen, aus denen nun eine ganze Welt in geheimnißreicher Fülle sich hervordrängte. Da erschien eine ernste, kräftige, männliche Gestalt an den Pforten dieser Zauberwelt, vor Kurzem noch derselben Magie Lehrling gewesen, mit drohend aufgehobenem Finger. Es war Hegel, welcher nun Aladins Wunderlampe für eine bloße Diebeslaterne erklärte, die keine Berechtigung habe, auf diesem Gebiete des Absoluten zu leuchten. Diese vernichtende Erklärung über die intellectuelle Anschauung Schellings gab Hegel zum ersten Mal in seiner Phänomenologie des Geistes, in welcher er zuerst den ungeheuern Katakombenbau des sich selbst denkenden Denkens unternahm. Hier oder nirgends ist das Absolute! so spricht die großartige Hieroglyphenschrift dieser Phänomenologie auf jedem Blatt, und dies hier oder nirgend Hegel's ist der Begriff, der durch die immanente Selbstbewegung, indem er sich in seinen Unterschieden setzt, sich findet und als das wahrhaft Absolute bestimmt, welche immanente Selbstbewegung des Begriffes sich nachher als das System der Logik ausarbeitet. Die schönen

Jugendträume der Naturphilosophie sind nun verflogen, die Orgien der intellectuellen Anschauung sind verrauscht, und mit dem Reich der Logik, die das Absolute im Begriff faßt, hat das in sich selbst sich abschließende Mannesalter der Idee seinen Anfang genommen, das in der ebenso freien als nothwendigen Selbstbestimmung des Geistes seine größte Verherrlichung findet. Aber dieses neue Gesetz der Selbstbestimmung wird der hegel'schen Logik immer nur die Methode zu danken haben, diese immanente Methode des Begriffs, die nur mit ihren eigenen Waffen anzugreifen ist, und gleich der Sphinx nur dann fallen wird, wenn man ihr Räthselwort ihr abzunehmen vermocht hat. Den eigentlichen Lebensinhalt dieser Selbstbestimmung, die substantielle Wirklichkeit des sich selbst denkenden und begründenden Geistes, hat aber die Hegel'sche Philosophie noch nicht gefunden. Inwiefern nämlich dieser Hegel'sche reine Begriff, der mit sich selbst anfängt und die höchste Genugthuung seiner Entwickelung darin erlebt, wieder in sich selbst zurückzugehen, inwiefern dieser durch einen logischen Prozeß zu sich selbst gekommene Begriff zugleich die wahre und einzige Realität sein soll, muß man Denen Recht geben, die nur eine Verflüchtigung aller Wirklichkeit, eine wirklichkeitslose Leere des Begriffs, darin erkennen wollen. Die Identitätsphilosophie Schelling's hatte für ihre apriorischen Begriffe unaufhörlich an der Natur eine Wirklichkeit zu gewinnen und nachzuweisen gewußt. In Hegel's System aber war jene Einheit von Geist und Natur wieder auseinandergetreten. Die Natur, welche bei Hegel jetzt bloß als die Idee in ihrem Anderssein erscheint, sie ist diejenige, in welche der Geist sich entäußert hat, jedoch nur um daraus wieder in sich selbst zurücktreten zu können, so daß Natur und Geist nun ein dialektisches Gedankenspiel

eingegangen sind, dessen Nothwendigkeit und Wirklichkeit sich niemals beweisen lassen.

Die Zeit, in welcher Hegel vorzugsweise sein System ausbildete, war die Zeit der Restauration, oder diejenige Zeit, in welcher überall eine dem Begriff unangemessene Wirklichkeit sich zeigte, in welcher aus den vorangegangenen historischen Völkerkämpfen die Erkenntniß fertig und klar genug herausgewachsen war, wo aber durch die hinterher geschlichene Reflexion das Verbindungsglied wieder entzweigeschnitten wurde, durch welches die Erkenntniß zur Wirklichkeit zu werden bestimmt war. Diese nach den Wiener Tractaten beginnende flaue Zeit hat man die Zeit der Wiederherstellung genannt, und damit sehr gut jenen zweideutigen Moment bezeichnet, in welchem allerdings eine neue Ordnung der Dinge, aber in dieser doch eigentlich nur die alte Zeit, wiederhergestellt werden sollte. Dies war die in Geist und Form, in Inneres und Aeußeres geschiedene und auseinandergefallene Lebensstimmung der Restaurationsepoche, welche ihren Inhalt nicht zur Form bringen, und die Form mit keinem Inhalt erfüllen konnte. Dies dialektische Spiel war in Frankreich thatsächlich an den neuen politischen Formen des Staatslebens, an der constitutionellen Verfassung ausgebrochen, um die es sich nach Rückkehr der alten Dynastie dort handelte. Diese neue constitutionelle Charte von 1814, welche von den siegreichen verbündeten Mächten im Voraus anerkannt und verbürgt worden war, sie ward allerdings gegeben, aber in dem Eingang zu dieser neuen Verfassung nannte sich Ludwig XVIII. schon wieder „von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra,“ und bezeichnete sich als von der göttlichen Vorsehung in seine Staaten zurückgerufen, während der Erhaltungssenat kurz vorher erklärt hatte: „das französische Volk beruft frei auf den Thron

Ludwig Stanislaus von Frankreich.“ Ludwig XVIII. that noch mehr, er ließ durch seinen Kanzler d'Ambray erklären, Frankreich habe die unerschütterlichen Pfeiler seiner alten Monarchie wiedergefunden, auf diese „geheiligte Grundlage müsse jetzt ein dauerhaftes Staatsgebäude hergestellt werden,“ der König aber, „in dem vollen Besitz der ihm auf dieses Königreich angestammten Rechte“ wolle „der ihm von Gott und seinen Vätern verliehenen Macht“ selbst Gränzen setzen. Diese Gränzen enthielt nun die neue constitutionelle Verfassung, die überhaupt Alles enthielt, was hier nur gefordert werden konnte, wie Religions- und Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz für Alle, Verantwortlichkeit der Minister, Oeffentlichkeit der Kammer- und Gerichtsverhandlungen, und alles Andere, aber es lag hier eben im Sinne des Königs und jenes mit sich selbst nicht einig gewordenen Geistes der Restauration, Alles dies nur als einzelne Freiheiten zu gewähren, aber keineswegs das Prinzip der Freiheit selbst, als ein von dem alten Staatsleben verschiedenes neues Rechtsprinzip, darin anzuerkennen. Die freie Selbstbestimmung des Geistes, die sich im politischen Völkerleben durch die Constitution eine Form zu geben suchte, sie errang unter der Restauration wenigstens diese Form, aber ihr eigentlicher das ganze Leben durchdringender Inhalt, ihre Wirklichkeit, sollte ihr durch das dialektische Gaukelspiel jener Epoche verflüchtigt werden.

Das Denken und das Sein, das Hegel in seiner um diese Zeit ausgebildeten Vernunftwissenschaft als identisch proklamirt hatte, es hatte durch diese behauptete Identität ebenso wenig schon die wahre Realität und Wirklichkeit im System des Geistes festgehalten, als im Völkerleben das Denken und das Sein der Freiheit in dieser Zeit identisch zu werden vermocht. Die trügerische Dialektik der

Restaurationsperiode war aber dahin gegangen, die Völker die Freiheit nur denken zu lassen, das Sein aber als das geheimnißvolle Buch mit sieben Siegeln zu verkleben. Dies war eine traurige, abmattende, den Lebenskern verzehrende Zeit, der am Ende nichts übrig blieb, als sich Zerstreuungen und Vergnügungen zu machen. Das tel est mon bon plaisir der absoluten Monarchie, welches das einzige Rechtsprinzip der alten Zeit Europa's geworden war, es suchte für die Beschwichtigung der neuen Zeit wenigstens noch das plaisir beizubehalten, das seit der Restauration oft bunt genug gewirthschaftet hat. Hier zeigt sich die polizeilich ästhetische Seite des Absolutismus, nur merkt man oft die Absicht und wird verstimmt. Und hier beginnt zugleich die europäische Bedeutung des Ballets, dessen erste Priesterin zur Zeit des Wiener Congresses durch den größten Staatskünstler dieser Periode, durch Gentz, ausgebildet wird. Das Unhistorische und Geschichtslose der hervorgetretenen Zustände konnte sich aber nicht bitterer rächen, als eben durch dies Versinken in alle nur möglichen Trivialitäten des Tages, in eine Götzendienerei von tausend Armseligkeiten der Gesellschaft, denen man unfreiwillig anheimfiel, weil das entleerte öffentliche Dasein gar keinen Haltungspunct darbot.

Man wird stets die hohe Kraft des Geistes bewundern müssen, die bei Hegel dazu erforderlich war, mitten in einer solchen Zeit die Wissenschaft der Idee zu gestalten, was hier nicht nur die ewige Macht des Denkens, sondern auch die hohe Moralität einer edeln und freien Seele bewies. Der ganze deutsche Geist krümmte sich damals in einem dialektischen Gedankenmoment, und in diesen zwischen Vergangenheit und Zukunft schwankenden Moment trat die Hegel'sche Philosophie hinein, um ihn zu einem bewußten System der Idee zu fixiren. Es war ein

Eroberungskrieg der absoluten Idee an der alten und neuen Cultur zugleich, und so entstand ein System, das einen Abschluß mit der ganzen welthistorischen Vergangenheit zu Stande zu bringen suchte. Wenn aus Hegel's Philosophie auch nicht Das hervorzutreten vermochte, was die ganze Zeit nicht leisten konnte, nämlich die Fülle der mit sich selbst eins gewordenen Wirklichkeit, so wird man ihr doch niemals mit Recht nachsagen können, daß sie ein unfreies Verhältniß zur Wirklichkeit in sich getragen. Hegel's Rechtsphilosophie, in der sich seine Ansicht vom Staat in bewundernswürdig fester Gliederung entfaltet hat, ist früher häufig des Servilismus angeklagt worden, und dieser Vorwurf lehnte sich besonders auf den Satz: „was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig," den Hegel hier in entschiedenste Anwendung auf den Staat und das Recht gezogen. Durch diesen Satz ließe sich aber doch nur in einer unphilosophischen Auslegung der despotische Staat ebenso gut begründen wie der freie. Ausdrücklich aber hat Hegel an mehreren Stellen seiner Rechtsphilosophie, besonders im Abschnitt vom Staat, §.262, ausgesprochen, daß in dem modernen Staat der Mensch in seiner individuellen Innerlichkeit geehrt werden müsse, und daß das, was der Staat als Pflicht fordere, auch das Recht der Individualität unmittelbar sei, indem es nichts eben ist, als Organisation des Begriffs der Freiheit.

Wenn Hegel das Wesen des Geistes in den Begriff setzt, so hat er eben durch diese Negativität, welche er im Geiste zuläßt, den großartig gedachten Grund zu jener dialektischen Geisteswissenschaft gelegt, welche mit ihrer elektrischen Kraft das innerste Bett aller Wissenschaften umgewühlt und viele derselben aus ihrem empirischen Todesschlaf losgerüttelt hat. Das Wesen des Geistes ist allerdings auch bei Hegel die Freiheit, aber sie erscheint, wie

er es selbst ausdrückt, als diese Identität der absoluten Negativität des Begriffes mit sich, indem der Geist als die Idee, deren Object ebensowohl als das Subject der Begriff ist, in dieser Identität eben als absolute Negativität gewußt wird. Diese Negativität ist eigentlich das eigenthümliche Moment, welches Hegel in die Schelling'sche Identitätslehre hineingebracht und woraus er ein neues System wissenschaftlich dialektisch zu gliedern vermocht hat. Denn in der absoluten Identität der ersten Schelling'schen Philosophie, welche absolute Identität zugleich der Grund alles Seins und selbst seiend, als absolute Vernunft ist, hat der Geist seine Wahrheit noch nicht in der Trennung gefunden, in welcher er eben erst durch die Entäußerung von der Natur identisch mit sich geworden ist. Der logische Prozeß, in welchem bei Hegel die ganze Wirklichkeit aufgeht, erscheint zugleich als die eigentliche göttliche Wesenheit, als Gott selbst, der, um sich zu offenbaren, nöthig hat, diese logischen Unterschiede in sich zu setzen. Das Bedürfniß der Versöhnung und Erlösung aber leitet Hegel lediglich aus dem Bedürfniß des endlichen Geistes her, die absolute Wahrheit zu haben. So erscheint denn die christliche Versöhnung in diesem System nur logisch als die Vermittelung der Idee mit sich selbst, und der Mensch erlöst sich selbst durch das Denken.

Diesem unabsehbar dahintreibenden Strom des philosophischen Gedankens hatte sich Schleiermacher durch seine Glaubenslehre, die zuerst 1821 und 1822 erschien, ein für allemal zu entziehen gesucht. Diese Glaubenslehre ist der Friedenshafen, in welchen er sich vor den Stürmen der Speculation hineinrettete, die ihn aber auch in dieser stillen Bucht noch wider seinen Willen heimsuchten. An dieser Glaubenslehre baute seine alte scharfe Gedankenkraft, aber zugleich die eigene Bangigkeit seines Her-

zens, die er später in seinen Briefen an Lücke noch unumwundener aussprach, daß nämlich die Resultate der Wissenschaft in Zukunft alle blüthenvollen Wunder aus dem Leben Jesu verscheuchen möchten, und es werde dann nichts dastehen vom Baume des Lebens als der nackte Stamm, nichts übrig-bleiben von der Herrlichkeit der göttlichen Sendschaft des Sohnes als die Wahrheit des nackten Gedankens. In diesen weltgeschichtlich bedeutenden Gegensatz zwischen dem Alles in sich auflösenden Gedanken und der positiven lebensvollen Wirklichkeit stellte Schleiermacher nun wieder das persönliche, gnadenvolle, historisch geoffenbarte Christenthum mitten hinein. Dem Reich des Denkens, das sich selbst erlösen wollte, stellte er das Reich der Gnade gegenüber, das sich nur mittheilt in dem Leben der christlichen Gemeinde. Die entschiedene Trennung des philosophischen Denkens vom dogmatischen Denken bildet den Grundgedanken dieser Schleiermacher'schen Glaubenslehre. Von den Elementen der Philosophie wird nur die wissenschaftliche Sprache noch in der Dogmatik zugelassen. Aber diese Ausschließung der Speculation von der Erkenntniß des Christenthums ist willkürlich und dem Bedürfniß der Welt nicht mehr angemessen, weshalb sie auch bei Schleiermacher ihr Ziel, die Versöhnung des in diese Gegensätze zerspaltenen Bewußtseins, nicht zu erreichen vermochte. Auch macht sich das speculative Element selbst in mehreren Hauptbestimmungen der Schleiermacher'schen Dogmatik unabweisbar geltend. Während er alles Zurückgehen auf speculative Grundsätze von der Dogmatik ausgeschlossen wissen will, bestimmt er doch das absolute Abhängigkeitsgefühl, auf welches er die Glaubenslehre wesentlich begründet, durchaus philosophisch als ein solches, in welchem mit dem eigenen Sein als endlichen, das unendliche Sein Gottes mitgesetzt sei, welches beides sich nur

als Selbstbewußtsein oder Gefühl in diesem absoluten Abhängigkeitsgefühl vereinige. Dieses Gefühl, welches für uns die unmittelbare Gewißheit Gottes in sich schließt, vertritt dann freilich auch die Stelle aller Beweise in religiösen Dingen. Diese Bestimmungen, und ihre daraus abgeleiteten Sätze, haben oft eine ungemeine Tüchtigkeit der Anschauung und der innern Lebenskraft für sich, oft erscheinen sie wie ein Händeringen an dem Kreuzweg philosophischer Speculation und christlicher Kirche.

Auf diesem Kreuzweg der Zeiten, an dem wir angelangt sind, ruft es: hier oder nirgend ist das Absolute! und dort ruft es: hier oder nirgend ist Jesus von Nazareth! Es ruft auch: hier oder nirgend ist Hellas! und es ruft: hier oder nirgend ist Herrnhuth! Daß Schleiermacher, der alle diese Gegensätze der neueren Zeit am lebendigsten und mit der höchsten persönlichen Kraft in sich getragen, nicht mit ihnen fertig geworden ist, sondern sie als unbezwungene Gährungsstoffe in sich umhergewälzt, dies beweist, daß es nicht blos am Individuum liegt, um mit diesen aufreibenden Gegensätzen unseres geistigen Lebens fertig werden zu können, sondern daß die Welt selbst, die ganze Wirklichkeit, noch andere Entwickelungen zu durchlaufen hat, ehe sie diese Gegensätze zu lösen und wieder in eine feste Lebensgestaltung zu verbinden vermag.

An diesem Kreuzweg der Zeiten ist nun auch Schelling wieder erschienen, um eine neue Philosophie, die positive, in diese klaffende Wunde der Zeit zu legen, und ist erschienen mit der bestimmt ausgedrückten Absicht uns zu retten. Die neue Philosophie Schelling's liegt zwar nicht in ihrer Gesammtentwickelung vor uns, aber sie erscheint doch in der, wenigstens ihrem Gedankenkreise nach abgeschlossenen Philosophie der Offenbarung, (durch Vorlesungen an der Berliner Universität bekannt gemacht),

als Andeutung einer neuen großen Geisteswissenschaft, ja zum Theil schon als eine Thatsache dieser neuen Bewegung der Idee, die, während die Hegel'sche Philosophie als ein Complex der Vergangenheit des menschlichen Geistes sich darstellt, ihrerseits an die Zukunft sich wendet, und in dem geschichtlichen Werdeleben, in aller Fülle der Wirklichkeit und Erfahrung, ihren Grund und Boden sucht. Schelling nennt diese seine neue Wissenschaft die positive Philosophie, oder auch den empirischen Apriorismus, der sich in seinem Ausgangspuncte sowohl wie in seinem Endziel als bestimmter Gegensatz zu dem reinen Apriorismus der Hegel'schen Philosophie, die durch diese Stellung auch die Bezeichnung der negativen Philosophie davonträgt, verhält. Es läßt sich nicht läugnen, daß in dieser Bezeichnung des dialektischen Begriffthums Hegel's eine schlagende Wahrheit enthalten ist, und daß in dem als Gegensatz daraus hervorgetretenen Bedürfniß einer positiven Wissenschaft der große Wendepunct liegt, welchen unsere Zeit überhaupt zu nehmen hat, um aus dem unendlichen Zersetzungsprozeß, welchen die sich selbst erkennende und in sich selbst zurückgehende Idee mit allen Lebensmächten vorgenommen, herauszutreten, und statt des Schaukelns abstracter Gegensätze die zwar gedankenmäßig gestaltete, aber zugleich in ihre wahre Freiheit erhobene Wirklichkeit zu gewinnen.

Das neue System der Philosophie muß das System der freien Wirklichkeit, der wahrhaft lebendigen Realität, und zugleich das System der freien Persönlichkeit sein, welche ihre ewigen Rechte ineinsgebildet hat mit den höchsten Anforderungen der objectiven Welt, und in dieser absoluten Ineinsbildung mit der Wirklichkeit die einzig gültige Anerkennung und Befreiung ihres individuellen Lebens empfängt. Wir müssen somit die neue Schelling'sche

Philosophie, oder vielmehr den ersten Entschluß dazu, wie ihn Schelling in sich gefaßt hat, insofern als die richtige anerkennen, als sie das allgemeine Bedürfniß der Zeit nach einem solchen auf das Leben selbst eingehenden und von der Wirklichkeit sich nicht losreißenden Standpunct des Geistes ursprünglich richtig gefühlt hat. Aber anders verhält es sich mit dem, was wir aus der unternommenen wissenschaftlichen Ausführung dieses neuen Standpunctes bis jetzt haben hervorgehen sehen, und worin Schelling nicht nur in dieselben Mängel zurückverfallen, die er, mit einer jetzt nicht mehr angemessenen persönlichen Leidenschaftlichkeit, an dem in den Frieden der Wissenschaft hinübergetretenen Hegel'schen System hervorgehoben hat, sondern worin er sich auch auf ein der Wissenschaft und den heutigen Lebensanforderungen ganz fremdartiges Gebiet verloren zu haben scheint, wodurch ganz neue Gefahren und Vermischungen für unser heutiges Geistesleben entstanden sind. Er hat auch hier wieder, wie schon früher, den richtigen Anfang gesehen, aber er vermag nicht damit zu einer reinen wissenschaftlichen Gestaltung durchzukommen. Denn das einzige wissenschaftliche Beweismittel Schelling's ist auch jetzt nur die intellectuelle Anschauung, die, längst eine Pensionnairin der Wissenschaft, nun wieder mit neuen Ansprüchen hervorgetreten. Wenn aber Schelling als einen Grundmangel der Hegel'schen Philosophie mit Recht den hervorhebt, daß er das Logische mit dem Realen verwechselt, und einen logischen Prozeß des Bewußtseins zu einem realen Prozeß der Gottheit selbst gemacht, so muß man dagegen denselben Mangel an Schelling's neuem System darin erblicken, daß er die drei Potenzen, auf welche er dasselbe begründet hat, als die eigentliche reale Lebensgeschichte Gottes hinstellt und mit der Dreieinigkeit selbst identificirt. Diese drei Potenzen, in denen sich Gott erst aus dem al-

lem Denken voraus Seienden oder aus dem blind Existirenden zum Herrn des Seins herauszuwickeln hat, sie werden durch den Menschen in Spannung erhalten, welches der mythologische Prozeß des Bewußtseins ist, aber diese Spannung der Potenzen wird erst durch die Ausspannung Christi am Kreuz gelöst. Wenn schon Lessing sagte, daß es die Richtung unserer neuen geistigen Entwickelung sei, die geoffenbarten Wahrheiten in Vernunftwahrheiten umzubilden, so läßt dagegen Schelling jetzt wieder die Vernunft und die Offenbarung in ihrem alten Gegensatz zu einander heraustreten. Die Offenbarung erscheint jetzt bei Schelling wieder als das Uebervernünftige, und die Philosophie der Offenbarung hat nur den Zweck, diese über alle Vernunft hinausgehende Offenbarung zu erklären, worin ein Widerspruch liegt, und zugleich der eigentliche Abfall Schelling's von sich selbst, ein Selbstvergessen seiner eigenen philosophischen Kraft und Würde, und seiner Bedeutung in der Geschichte der deutschen Philosophie. Selbst Schleiermacher hat auf dem resignirten Standpunct seiner Glaubenslehre noch behauptet, daß die christliche Offenbarung niemals eine übervernünftige sein könne, sondern das Christliche müsse zugleich das Vernünftige sein. Schelling's Absicht, ein neues System der Versöhnung der Wirklichkeit zu geben, muß in der Durchführung als gescheitert betrachtet werden. Die Wirklichkeit ist bei ihm so weit davon entfernt, sich als eine versöhnte darzustellen, daß vielmehr der alte Dualismus wieder durch ihn aufgerufen scheint, und daß die Welt sich in dieser neuen Schelling'schen Philosophie als eine Welt des göttlichen Unwillens, des göttlichen Zornes erscheint, denn, ruft Schelling aus, wie sollte Gott in dieser kranken, zerfallenen, gebrochenen Welt anders darin sein, als mit seinem Unwillen?

Wenn wir bei Schleiermacher und Schelling das Ringen zwischen dem unabweisbaren wissenschaftlichen Element der Zeit und dem christlichen Bewußtsein erblicken, so sehen wir dagegen bei einem andern hochbegabten Mann einen entschiedenen Rückzug aus der philosophischen Speculation in das christliche Bewußtsein eintreten. Wir meinen Henrich Steffens, dessen eigenthümliche Entwickelung den Bildungsdrang einer gewaltig angelegten Natur darstellt, bis er sich zuletzt durch Aufnahme fremder, ihm ursprünglich keineswegs zugehörender Stoffe wirkungslos machte. Das Schwanken zwischen dichterischer und wissenschaftlicher Begabung, das wir bei so vielen Deutschen unserer Zeit antreffen, hat sich bei Steffens gewissermaßen zu einem einheitlichen Guß temperirt, indem er mit aller Sicherheit als Philosoph und Gelehrter Dichter ist, und ebenso leicht als Dichter Philosoph und Gelehrter wird. Indem er uns aber den tiefsten Blick in ein unaufhörlich wogendes geistiges Leben vergönnt, besitzt er zugleich ein glänzendes, kaum bei einem andern deutschen Schriftsteller ähnlich sich findendes Talent darin, die Nachtseite der Innerlichkeit und Speculation durch die herrlichsten Farbenbilder der Phantasie zu erleuchten und wohnlich zu machen. Aus der Naturphilosophie erwachsen, hat er wohl auf diesem Gebiet seine bedeutendsten Leistungen entfaltet, und durch seine „Anthropologie," wie auch durch seine „Beiträge zur speculativen Physik," sich eine ihm nicht zu bestreitende Stellung in der deutschen Wissenschaft erworben. In seinen „Novellen-Cyklen" hat er gewissermaßen eine Anthropologie in künstlerischen Formen zu gestalten gesucht. Die Familie Walseth und Leith ist in der That eine poetische Anthropologie des achtzehnten Jahrhunderts zu nennen, indem sie von Lessing an, der selbst im Vorbeigehen persönlich auftritt, bis zur fran-

zösischen Revolution, Geist, Sitte und Geschichte dieser Zeit in einem merkwürdigen Cyklus von Darstellungen umfaßt. Doch wird in diesen Novellen durch eine gränzenlose Zerstückelung der Darstellung der Eindruck oft bedeutend geschwächt. Dieselben Vorzüge und Fehler theilt der Novellen-Cyklus von den vier Norwegern, in welchem die neueste Zeit, besonders Deutschlands, in den bedeutsamsten Verhältnissen, wie sie sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts entwickelt haben, den Mittelpunct bildet, aus dem sich das individuelle Leben dieser Dichtungen gestaltet. Wenn wir früher andeuteten, wie Steffens in seiner letzten Lebensperiode allzuweich fremdartige Eindrücke in sich aufgenommen, über die sein ursprüngliches Naturell eigentlich erhaben ist, so hat sich dies unter seinen letzten literarischen Productionen besonders in seinem Roman die Revolution an den Tag gelegt. Die höhere Geschichtsansicht, die Steffens in seinen „Carikaturen des Heiligsten" und in dem Buch „Unsere Zeit und wie sie geworden" oft auf eine so mächtige und durchaus freisinnige Weise gezeigt hatte, ist in diesem Roman völlig zu Schanden geworden. Den Gang seines vielbewegten und reichen Lebens hat Steffens in eigenen Denkwürdigkeiten, unter dem Titel: „Was ich erlebte" (Breslau 1841 flg. 6 Bände) in seiner lebendigen und ansprechenden Weise aufgezeichnet.

Wenn Steffens von Börne ein Neophyt des Glaubens und Apostat des Wissens genannt wurde, so darf man doch nicht behaupten, daß er sich darum alles speculativen Elements entschieden und mit Bewußtsein entäußert habe. Vielmehr schien sich durch die Stellung, welche er einnahm, zuerst dem Wissenssupremat der Philosophie gegenüber ein speculativer Pietismus auszubilden, welcher keineswegs aller philosophischen Grundlage entbehrte und in dem concreten christlichen Glauben zugleich den wahren

speculativen Inhalt inbegriffen finden wollte. Wenn aber in dem gewöhnlichen Gefühlspietismus die Persönlichkeit des Individuums in ihrer Bestimmtheit zu verschwimmen pflegt, so liegt dagegen in dem speculativen das Streben, welches, wie es Steffens an sich selbst bezeichnet, darauf gerichtet ist, „die Enthüllung der eigenen ewigen Persönlichkeit" in der Religion zu suchen. Aber auch dieser Pietismus wird leicht an unwahre und unklare Extreme hinanstreifen und bald in Mystik sich verlieren, bald in trübe Schwärmereien des bloßen religiösen Gefühls zurückzuversinken Gefahr laufen.

Das speculative Element mit dem christlichen Glauben zu vermitteln, hat sich aber C. F. Göschel, auf Seiten der Hegel'schen Philosophie selbst, am eifrigsten angelegen sein lassen. Göschel's erstes Auftreten mit den Aphorismen über Wissen und Nichtwissen, die Hegel selbst sehr empfohlen, hatte noch einen entschieden wissenschaftlichen Anstrich gehabt, und auch in einigen seiner späteren Abhandlungen war ein sinnreiches und gedankenvolles Bemühen, den wahren Kern des Lebens und der Zeit zu erfassen, bei ihm unverkennbar. Seine eigentliche Vermittelungsrichtung, die ihn zu manchen Extremen und Uebertreibungen verführte, legte er zuerst in seinen Unterhaltungen über Goethe auf eine der Freiheit aller Forschung nachtheilige Weise an den Tag. Göschel wollte Alles vermitteln, Bibel und Babel, Hegel und Nicht-Hegel, Logik und Gesangbuch, Goethe und Herrnhuth, und war dadurch in eine süßlich spielende Mystik hineingerathen, die ihren Triumph darin suchte, auf ihrem Standpunct die Vereinigung von Speculation und Tradition zu Stande zu bringen. Dies Balancier-System vermochte sich aber keineswegs in einer so künstlichen Schwebe zu erhalten, sondern es zeigte sich bald, daß Göschel, zwischen Philosophie

und Orthodoxie ringend, die eigentlich philosophische Sphäre verlassen mußte, um in der orthodoxen wenigstens auf festeren Füßen stehen zu können. Stand Göschel schon anfangs mit dem linken Fuß in der hengstenbergischen evangelischen Kirchenzeitung, so hielt er doch noch den rechten in dem Hegel'schen System, und man nannte auch die Richtung, welche Göschel vertrat, die rechte Seite der Hegel'schen Philosophie. Seitdem zog aber Göschel auch seinen rechten Fuß aus der Hegel'schen Philosophie zurück, und schien seine Bekehrungsversuche an der absoluten Idee zu bereuen.

Göschel zeigte sich schon gewissermaßen als Vorläufer der Auflösung der Hegel'schen Schule, welche besonders an zwei Thatsachen des neueren wissenschaftlichen Lebens, an der Anwendung der äußersten Consequenzen der Hegel'schen Philosophie auf die christliche Dogmatik, und an der Verbindung des Hegelianismus mit dem Tagesliberalismus, zum Ausbruch gekommen. Die eine Richtung wurde zuerst und am bedeutendsten durch Dr. Strauß vertreten, der in seinem „Leben Jesu" den ersten Versuch machte, die wahre Realität des Christenthums, mit kühner Anwendung der Hegel'schen Lehre, in die Idee zu setzen, das der Idee Widersprechende aber als zufällige und schlechte Realität dieser Religion für vernichtet zu erklären. Die früheren Bestrebungen der Zeit, das Christenthum in seinen bestehenden Verhältnissen als überlebt nachzuweisen, auf eine neue Linie der Entwickelung zu stellen, und zu einer Weltreligion auszubilden, diese Bestrebungen traten in Strauß von Neuem auf einer großen wissenschaftlichen Grundlage auf, und vereinigten in ihm mit aller kritischen Schärfe und Gelehrsamkeit der Sichtung eine ehrenwerthe Läuterung der Gesinnung und des Charakters. Strauß hat durch seine ausgezeichneten Eigenschaften sehr viel dazu

beigetragen, das wissenschaftliche Leben und Bewegen der neuesten Zeit zu erhöhen, wenn auch das Verdienst mehr in der Anregung der freien Forschung besteht, die von ihm ausgegangen, als in den Resultaten, die es zu keiner feststehenden Geltung bringen können, und in denen er selbst theilweise schwankt. Seine Nachfolger auf diesem Gebiet und in diesem Wirken, Feuerbach, Bruno Bauer und Andere, stellen schon ein Extrem dieser Richtung dar, und sind, bei bedeutender geistiger und wissenschaftlicher Kraft, auf einem gänzlich nihilistischen Standpunct angelangt, auf dem sie schwerlich lange verharren werden. Für diese äußerste Linke der wissenschaftlichen Zeitbewegung gilt selbst Strauß schon als ein wegen zu großer Orthodoxie Beseitigter.

Eine andere Coterie dieser sogenannten linken Seite des Hegelianismus zeigte sich vorzugsweise als journalistische Opposition thätig, und suchte die liberalen Bewegungen der Zeit auf die Prinzipien der absoluten Philosophie, auf den Hegel'schen Begriff zu stützen. Wenigstens war dies der ursprüngliche glückliche und im Geist der Zeit begründete Anlauf des philosophischen Journalismus, welcher sich vorzugsweise als den junghegel'schen bezeichnete, der aber seinen nach allen Seiten hin unternommenen Feldzug zur Vereinigung der Wirklichkeit mit der Idee schlecht zu Ende führte, indem er sein Werk durch allerhand persönliche Blößen, die er gab, selbst entstellte und verdarb. Andere Schüler Hegel's haben für sich eine selbstständige und erfreuliche Stellung zu behaupten gewußt. Unter diesen muß besonders Karl Rosenkranz mit verdienter Anerkennung genannt werden, der viel eigene geistige Lebendigkeit, große Gewandtheit in Darstellung von Gedanken und einen bedeutenden Vorrath von Kenntniß und Gelesenem, der ihn überall zu Hause sein läßt, gezeigt

hat. Die literarhistorischen Arbeiten von Rosenkranz haben das Verdienst einer raschen und geistvollen Uebersichtlichkeit und Verarbeitung fremder Darstellungen, seine streng-philosophischen, wie die Psychologie, nehmen nur den Werth des Compendiums in Anspruch. In kleineren Abhandlungen, besonders in solchen, wo er die philosophische Erkenntniß mit den socialen Lebenserscheinungen in Beziehung gesetzt, hat sich Rosenkranz oft als Meister in der Behandlung und Entwickelung gezeigt.

Die wissenschaftliche Bewegung und Regsamkeit ist in der Gegenwart namentlich in Deutschland immer bedeutungsvoller und mächtiher geworden. Die auf allen Gebieten wetteifernde Thätigkeit des deutschen wissenschaftlichen Geistes hat sich besonders auch in der Geschichtschreibung gezeigt, welche in der neueren Zeit durch mehrere bedeutende Talente vertreten worden. Der künstlerische Charakter der Geschichtschreibung hat sich in der letzten Zeit am schönsten in den Darstellungen von Leopold Ranke ausgebildet. Dieser Historiker erscheint als Meister in der Kunst, die Geschichte zu individualisiren, und die Persönlichkeiten in einer reizenden Wechselwirkung mit den allgemeinen Verhältnissen zu zeichnen. Seine Geschichtsansicht ist umfassend, und die inneren Prinzipien der Zeit, die er darstellt, tief ergründend, nur da, wo seine Darstellung mit den Fäden der neuesten Politik sich irgendwie verschlingt, nicht immer vorurtheilsfrei, sondern einer zweifelhaften Richtung hingegeben. Die abgeschlossene Vergangenheit behandelt er aber in der Regel freisinniger, als diejenigen Verhältnisse, die noch mit der Gegenwart zusammenlaufen oder einen Einfluß auf dieselben ausüben könnten. Doch weiß er auch die zweideutig schillernden Seiten seiner Auffassung mit historischer Gründlichkeit zu bedecken, und sich unbefangen darin zu zeigen. Den hohen ideellen und mit einem

plastischen Talent sich verbindenden Standpunct, welchen Ranke in der Geschichtschreibung einnimmt, kann man zwar Friedrich von Raumer nicht zuerkennen, aber man darf darum seine Verdienste um die Ausbildung der modernen Historik nicht geringer anschlagen. Durch seine Geschichte der Hohenstaufen, die als ein historisches Lesebuch in alle Klassen der Gesellschaft übergingen, hat er bedeutend dazu gewirkt, das Interesse der Deutschen an ihrer Nationalgeschichte zu erwecken. Freilich kann man in einer Zeit, wo die Geschichte nicht ohne die tragische Ironie eines Tacitus geschrieben werden sollte, nicht immer mit dem Prinzip sich einverstehen, aus welchem Raumer die Geschichte und die bewegenden Gegensätze ansieht. Raumer weiß für alles Rath in der Geschichte, keine Gegensätze quälen, keine Räthsel schmerzen, keine normalwidrigen Charaktere verwirren ihn, und über Jedes muß sein Haupt- und Universal-Prinzip, welches er sich in dem Satz: die Wahrheit liegt in der Mitte, erfunden, hinaushelfen. Raumer's historische Darstellung ist aber immer harmonisch, nach einem kunstvoll angelegten Plan sich gliedernd, und aus dem edelsten menschheitlichen Gesichtspunct gefaßt. Die Klarheit, welche sich so mild und wohlthuend über seine Geschichtswerke verbreitet, gehört aber in der Regel nur den Beleuchtungen des sogenannten gesunden Menschenverstandes an.

Eine solche Klarheit kann man den historischen Darstellungen von Heinrich Leo nicht zum Vorwurf machen, aus denen uns im Gegentheil oft eine absichtliche Unklarheit entgegenzutreten scheint, die zwar oft aus genialem Tiefsinn hervorgeht, aber durch bizarre Combinationen und Beleuchtungen alle Gesichtspunkte verrückt, und aus dem Einfachsten das Fremdartigste gestaltet. In Leo hat die liberale Geschichtsbetrachtung, von welcher er zuerst ausging,

sich mit sich selbst überworfen, und es ist eine Verwirrung darüber in ihm ausgebrochen, die auch in der legitimistischen Construction aller Weltbegebenheiten, deren er sich befleißigt, keinen wahren Geistesfrieden zuzulassen scheint. Doch hat er Geschichtswerke geliefert, deren Verdienst im Ganzen über alle Anfechtung erhaben, und die ihm den Ruhm eines unserer ersten Historiker sichern; wozu vornehmlich seine „italienische Geschichte“ gehört. Könnte es hier im Einzelnen unsere Aufgabe sein, die deutsche Historik überhaupt in ihren vielseitigen und bedeutenden Leistungen zu charakterisiren, so würden wir an den Arbeiten von Schlosser, Luden, Dahlmann, Wilken, Stenzel, Rommel, Preuß, Langenn, Bensen, Alexander Flegler und vielen Andern das Bild einer wissenschaftlichen Bestrebsamkeit und Gediegenheit zu zeigen haben, wie sie kaum noch bei einem andern Volke angetroffen wird.

Nicht minder hat sich auf anderen wissenschaftlichen Gebieten ein großes Leben gezeigt. So erhält die Musikwissenschaft durch die großartigen theoretischen Werke von A. B. Marx, besonders durch seine Compositionslehre, eine ganz neue Grundlage und Gestaltung.

Die Wissenschaft hat die letzte Bewegungskraft des deutschen Nationalcharakters in sich aufgenommen, und scheint sie zu bessern Zeiten der Wirklichkeit hinüberführen zu wollen.

---

20. Volksliteratur und Volksschriftenwesen.

Die geistigen Tendenzkämpfe der Zeit, soweit es sich in ihnen um die Reform der gesellschaftlichen Zustände und damit zugleich um Leben und Glück des Volkes handelt, sind mit dieser Aufgabe neuerdings zu einer eigenthümlichen volksliterarischen Thätigkeit und Betriebsamkeit übergegangen, wie man sie seit der Reformation kaum in Deutschland wieder gesehn, und worin ein durch seine innere Gesundheit wohlthuendes und erfreuliches Streben zu Tage gekommen. Die Zeittendenzen mit ihrem darin liegenden unabweislichen Drängen der allgemeinen Zustände haben zwar auf die künstlerische Seite der neueren Literatur keinen günstigen Einfluß ausgeübt, sondern vielmehr die Zerfahrenheiten, Formlosigkeiten und Mischbewegungen derselben mannigfach verschuldet.

Wenn aber die socialistischen Wühlereien der Gegenwart, in wiefern sie zur literarischen Darstellung und Wirkung gelangen, auf diesem Gebiet meist nur anregende und verwundende Stacheln ausgestreut haben, welche im Fleisch der Zeit stecken geblieben oder auch wieder nutzlos davon heruntergeglitten sind, so hat sich dagegen in einer gewissen volksliterarischen Richtung, die seit einigen Jahren bei uns hervorgetreten, ein bei weitem gesunderer und natürlicherer Ausweg zur Befriedigung dieses Drängens und zur Herstellung eines innigeren und ersprießlicheren Verhältnisses mit dem Volke eröffnet. Wir möchten zwar den künstlichen und absichtlichen Versuch, eine neue Volksliteratur zu gründen, an sich keineswegs überschätzen, da einer solchen, so lange sie noch künstlich bleibt und nicht aus den wirklichen Quellen des Volkslebens naturfrisch

heraufströmt, nur ein sehr bedingter Werth zuzugestehen sein würde.

Es hat aber in früherer wie in gegenwärtiger Zeit in Deutschland nicht an Talenten gefehlt, welche dem Volke seine Lebenszustände mit dem dazu erforderlichen, sehr hoch anzuschlagenden Takt zur Erweckung und Leitung des Bewußtseins sowohl, wie zur thatkräftigen Anregung darzustellen verstanden und dabei in volksthümlicher Form und Farbe aus dem innersten Kern dieser Zustände selbst zu schöpfen wußten. Das Aufkommen solcher volksliterarischen Bestrebungen ist denn auch namentlich in unserer Zeit wieder mit besonderer Freude zu sehn, und wenn auch in den dafür neu erwachenden Talenten der hohe, im Volke die ganze Menschheit umfassende und bildende Genius eines Pestalozzi noch nicht wieder erreicht worden, so ersetzt diesen unsterblichen Heros aller Volksbildung und Volksliteratur doch die vielseitige und begeisterte Regsamkeit, welche jetzt wieder auf diesem Gebiet hervorgetreten und die nach ihren bedeutendsten Wirkungen hin gerade auf der von Pestalozzi geschaffenen volkspädagogischen und socialistischen Grundlage, in der das noch für die Zukunft gültige Ideal dieser Richtung vorgezeichnet, hervorgegangen.*) In dieser Hinsicht ist es vornehmlich der ausgezeichnete Volkspädagog Diesterweg, welcher sich die Verwirklichung der Pestalozzi'schen Erziehungs-Ideen in unserer Zeit zur Aufgabe gestellt und damit auch eine wohlthuende geistesfreie Förderung der heutigen volksliterarischen Bestrebungen, besonders aber der in Berlin jetzt lebendig aufgenommenen Errichtung von Volksbibliotheken, verbunden hat.

Die eigenthümliche volksliterarische Betriebsamkeit der

---

*) S. über Pestalozzi Bd. II. S. 534 dieses Werkes.

Gegenwart hängt nach zwei Seiten hin mit den innersten Lebensbewegungen der Gegenwart zusammen, und hilft dieselben zu Ausdruck und Gestaltung bringen. Einmal ist es das Hineintreten der Wissenschaft und ihrer Resultate in das Leben des Volkes und in die öffentlichen Zustände, und dann das Drängen des Volkes selbst nach geistiger Berechtigung und Gleichstellung, wie auch das in der letzten Zeit, zum Theil aus politischen Absichten, bedeutend gewachsene Interesse für den Bildungszustand der unteren Volksklassen, wodurch sich Elemente erzeugt haben, die der Heraufbildung einer eigenthümlichen Volksliteratur günstig sind. Die Aufgabe des ächten Volksbuches wird aber in heutiger Zeit immer vorzugsweise darin bestehen, daß ihm auf der einen Seite der unmittelbare frische Lebensstoff des volksthümlichen Daseins selbst zu Gebote sein muß, während auf der andern inneren Seite die drängenden Ideen der Volkserziehung und der Gesellschaftsreform sich darin begegnen und zu einer die Wirklichkeit verjüngenden und wiedergebärenden Macht durchdringen müssen.

In der neueren deutschen Literatur ist schon durch Justus Möser und Johann Peter Hebel in zwei verschiedenen Formen der Grund zu einer höheren Volksdarstellung und zu einer geistig und gemüthlich umfassenden Gestaltung der in dieser Sphäre liegenden Lebenszustände geschaffen worden. Justus Möser (1720—1794), der in seiner „Osnabrück'schen Geschichte" der vaterländischen Geschichtschreibung gebildete nationale Formen gab, traf auch zuerst mit feinem und treuherzigem Takt die leichte, in witziger Beschaulichkeit sich hingebende und ebenso scharf pointirte als behaglich sich einspinnende Form der Volksdarstellung, die uns in seinen „Patriotischen Phantasieen" (zuerst 1774) noch immer anspricht, wenn auch manche der

von ihm behandelten Gegenstände für uns veraltet und verblaßt sein müssen. Seine Darstellungen sind aber besonders darin glücklich und auch noch heut nachahmenswürdig zu nennen, daß sie durch ihren populairen und hinreißenden Ton für die allgemeinen Interessen des deutschen Nationallebens einen volksthümlichen Sinn erweckt und dadurch zuerst einen tieferen Zusammenhang zwischen Volksbildung und nationaler Oeffentlichkeit angebahnt haben.

Wie Pestalozzi die ideale und allgemein gesellschaftliche Seite des Volkslebens, Justus Möser die nationale und politische zu gestalten suchte, so wurde durch Hebel (geboren 1760) das gemüthlich poetische und landschaftlich gefärbte Wesen des Volkscharakters zum Mittelpunkt der Darstellung gemacht, und dabei auf die im Volke ursprünglich lebende dichtende und dichterische Anschauungskraft, und auf die lebendigen Quellen der Volksdichtung selbst, mit liebenswürdigem Sinn und in glücklicher Form zurückgegangen. Er that dies in rein poetischer Weise vornehmlich in seinen „Alemannischen Gedichten" (zuerst Karlsruhe 1808 und seitdem in vielen Auflagen), die ihre innige Anziehungskraft schon unter den verschiedensten Zeitverhältnissen gleich bewährt und erhalten haben. Die sittliche Seite seines Standpunctes aber ließ er in seinem „Rheinländischen Hausfreund" (Karlsruhe 1808—1811) und in dem „Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes" (Tübingen 1811) im behaglichsten und sinnigsten Erzählungs- und Unterweisungston sich ausprägen.

In der Heimath Pestalozzi's, die seinen großen volksreformatorischen Ideen nicht den fruchtbaren Boden der Wirklichkeit gab, auf den sie zu fallen verdienten, erweckte gleichwohl der Ton und das Beispiel seines herrlichen Volksbuches „Lienhardt und Gertrud" manchen glücklichen

und geistverwandten Nachfolger. Unter diesen ist zuerst Heinrich Zschokke (geboren 1771 zu Magdeburg) zu nennen, ein Schriftsteller von sehr umfassenden und weitgreifenden Anlagen, der eine große und vielseitige Thätigkeit auf poetischem, historischem, philosophischem, politischem und publizistischem Gebiet fast immer erfolgreich und bedeutsam entfaltete, als Volksschriftsteller aber vornehmlich durch sein Volksbuch „Oswald oder das Goldmacherdorf" auch in den Volkskreisen selbst eine weite Wirkung erlangte. Zschokke hat darin sehr gefällige und anregende Formen auch für diese Seite der Darstellung gezeigt, und wenn er nicht die ideelle Tiefe und die ursprüngliche Kernhaftigkeit Pestalozzi's erreichen konnte, so zeigte er doch eine tiefinnere Liebe zum Volke, eine vertraute Kenntniß der Volksverhältnisse und ein begeistert schlagendes Herz für die höchsten Interessen der Menschheit.

Sehr bedeutend ist aber in jedem Betracht der in neuester Zeit in der Schweiz hervorgetretene und bereits auch in Deutschland zu vielseitiger Anerkennung gekommene Volksschriftsteller und Volksdichter Jeremias Gotthelf zu nennen. Er ist bei uns zuerst durch sein Volksbuch „Uli, der Knecht" in weiteren Kreisen bekannt geworden, indem er dasselbe aus dem schweizerischen und Berner-Dialekt, in welchem der Verfasser seine Darstellungen ursprünglich schreibt, in einer eigenen „Bearbeitung für das deutsche Volk" (Berlin 1846) herausgegeben. In so starken und großen Zügen, wie Gotthelf namentlich in diesem Buche die Volksnatur faßt und in ihren tiefsten Gründen herauskehrt, hat seit Pestalozzi kaum noch ein deutscher Schriftsteller dies Lebensgebiet ergriffen. Die sittlich religiöse Durchbildung des Volkscharakters innerhalb der ihm eigenst angehörigen Sphäre und lediglich aus den ursprünglichen

Naturmitteln desselben erscheint als eine Grundaufgabe seiner Darstellung, und wird mit einer Wärme, Entschiedenheit, Unschuld und Stärke der Gesinnung gelöst, wie sie nur Dem eigen sein kann, der selbst am Herzen des Volkes geruht, dessen geheimste Schläge belauscht, und mit seinen Aengsten und Kümmernissen im verborgensten Kämmerlein ebenso wie mit den unendlichen Hoffnungen und der stolzen Zuversicht seiner Brust, vertraut geworden. Auf dem eigenthümlichen lokalen Boden, auf dem sich seine Volksdichtungen bewegen, und den er in den kleinsten individuellen Zügen festhält, weiß er sich gleichwohl zu dem allgemeinen Horizont der Menschheit zu erheben und die ewigen Gesetze des Menschenlebens, die bei allen Völkern und unter allen Zonen gültig gemacht werden müssen, zu verherrlichen. Wenn er auch nicht selten zu sehr in ein Element religiöser Sentimentalität hinüberschweift, so ist Gotthelf doch in seinem innersten Wesen gesund, und von keiner falschen christlichen Zeitrichtung irgendwie abhängig. Besonders gelingt ihm auch die Auffassung des landschaftlichen Elements, worin er seine ächt dichterische Begabung *oft in* den lieblichsten und anziehendsten Idyllenbildern an den Tag legt. Eine seiner neuesten Arbeiten: „Käthi, die Großmutter" eröffnet die „Allgemeine Deutsche Volksbibliothek," welche die in Berlin neugegründete „Verlagsbuchhandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins" herauszugeben unternommen. —

Sonst erscheint das Volksschriftenwesen unserer Tage, namentlich wo es dem literarischen Gewerbe und der buchhändlerischen Speculation anheimgefallen, oft noch als *ein* sehr bunt zusammengewürfeltes Allerlei ohne bestimmt *ausgeprägte* Richtungen und Formen, und es fehlt noch an Autoren, welche sich hier in dem rechten Takt und Maaß,

mit volksthümlicher Abklärung der geistigen Elemente, und mit der Heiterkeit, Gesundheit und Grazie, die das Volk immer in der Behandlung seiner Gegenstände verlangt, zu bewegen verstehen. Bei manchen Schriftstellern, die ein außerordentliches Talent zu volksthümlicher Darstellung haben, verbinden sich mit den Volksbildern, die sie oft in sehr glücklicher Anlage entwerfen, zu absichtliche Tendenzen, zeitpolemische Richtungen und gelehrte Anspielungen, welche den Volkston wieder zerstören und eine schillernde Mischung hervorbringen, die eigentlich mehr phantastisch als populair ist. In dieser Weise besitzen wir einige Genrebilder aus dem berliner Volksleben von A. Glasbrenner, welche diesen Mischcharakter haben, sonst aber ungemein treffende, von dem ächten Mutterwitz des Volkes zeugende und dem wahren Volkshumor entquollene Darstellungen liefern, wie dieser Schriftsteller überhaupt ein sehr glückliches Talent zum Volksdichter besitzt, das er besonders in seinem „Reineke Fuchs" in einer wahrhaft poetischen Bedeutung an den Tag gelegt hat.

Den süddeutschen und namentlich den schwäbischen Volksgeist hat Berthold Auerbach in seinen „Dorfgeschichten," die eine eigenthümliche literarische Gattung zu erzeugen angefangen, sehr charaktervoll und mimisch lebendig abgebildet. Der naive und liebenswürdige Dichter hat in diesen Volksnovellen die geistige Natur des Volkes in seiner landschaftlichen, und die landschaftliche in seiner geistigen, sinnreich, zart und innig zu erfassen und darzustellen verstanden. Dies wird immer schätzenswerth an diesen Dichtungen bleiben, die zugleich ein für die kleinsten Regungen und Bethätigungen des Volksherzens liebevolles Verständniß beweisen. —

Ein großes Talent zu volksliterarischer Wirkung hat

in unserer Zeit der Pietismus gezeigt, welcher seine Sache durch Flugschriften und Tractäte, die oft eine meisterhaft berechnete Form haben, verbreitet und in elastischer Bewegung zu erhalten gesucht hat. Dies ausgezeichnete Geschick, sich eine volksthümliche Darstellung und Wirkung zu geben, hat die rechte Sache der Zeit, auf die unsere Zukunft gestellt ist, noch nicht in dem Maaße sich zu eigen machen können, als der Pietismus, von dem wir in dieser Beziehung nur zu lernen haben. —

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Register
zu
Th. Mundt's Allgemeiner Literaturgeschichte,
3 Bände.

(Die römische Ziffer bezeichnet den Band des Werkes, die deutsche Ziffer die Seitenzahl.)

A.

D.

M.

Q.

R.

S.

T.

X.

Y.

Z.

Aus dem Leben eines Taugenichts. Von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.** Mit Zeichnungen von **Adolph Schrödter** in Düsseldorf. 12½ Sgr.

Vorstudien für Leben und Kunst. Von **H. G. Hotho.** 26¼ Sgr.

Geschichte der Deutschen und Niederländischen Malerei. Von **H. G. Hotho.** 1r u. 2r Band. 3 Thlr.

John Ford's dramatische Werke. Nach dem Versmaße des Originals übersetzt und mit erklärenden Noten versehen von Dr. **M. Wiener.** Erster Band: Das gebrochene Herz. Trauerspiel in 5 Acten. Mit einem Vorwort von **L. Tieck.** 1 Thlr. 15 Sgr.

Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg. Unmittelbar nach den Quellen dargestellt von **K. F. Klöden.** 4 Bde. Mit Tabellen und Karten. 11 Thlr.

Dessen 3r u. 4r Theil auch unter dem besondern Titel:

Diplomatische Geschichte des sogenannten falschen Waldemar. Unmittelbar nach den Quellen dargestellt von **K. F. Klöden.** 2 Bde. 5 Thlr. 20 Sgr.

Schule der Erziehung, in biographischen Umrissen. Von **Eusebius Schmidt.** 1 Thlr. 10 Sgr.

Michael de Ruiter. Bilder aus Holland's Marine. Von **Heinrich Smidt.** 4 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.
oder 4 Bände. Taschenausgabe. 1 Thlr. 15 Sgr.

Berlin und West-Afrika. Ein Brandenburgischer Seeroman. Von **Heinrich Smidt.** 6 Bde. 5 Thlr. 15 Sgr.

Zigeuner und Edelleute. Ein Roman von **Aug. Th. Woeniger.** Mit Federzeichnungen von **Th. Hosemann.** 2 Bde. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Wallfahrt in Palästina. Von **Jul. Koszarski.** 1 Thlr.



PN
552
.M8
1848
v.3

	DATE DUE		

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

